

INHALT

Danksagung	7
1. Einleitung	9
2. Ausgangspunkt der Untersuchungen	21
2.1 Gewerkschaftliche Erwachsenenbildung - Teilnahmewandel und ‚Entpolitisierung‘?	21
2.2 Kirche und Milieu - Die ‚Milieuerengung‘ der Kirche	25
2.3 Historisches Vorbild: Typenbildung am Beispiel des religiösen Feldes	31
2.4 Konsequenzen für die Typenbildung in Feldern	35
3. Der theoretische Untersuchungsansatz: Mentalitätstypen, Habitus und soziale Milieus	37
3.1 Das Problem der plausiblen Typenbildung	37
3.2 Habitus und soziales Milieu	43
3.3 Das Milieumodell als genealogischer Ansatz	50
3.4 Die Landkarte der sozialen Milieus	54
4. Methodologische Konsequenzen	61
4.1. Entschlüsseln sozialer Praxis als Aufgabe habitushermeneutischer Interpretation	61
4.1.1 Klassifizieren	61
4.1.2 Die Sinnschichten sozialer Praxis	66
4.1.3 Die Verstrickung des wissenschaftlichen Beobachters ..	70
4.1.4 Ein praktisches Verfahren: Die Sequenzanalyse	73
4.1.5 Praxisexkurs	76
4.2. Methodologische Reflexion zur Methodenbestimmung	81
5. Vorerfahrungen: Interviews in der typenbildenden Mentalitätsanalyse	88
5.1 Exkurs: Zum narrativen lebensgeschichtlichen Interview	88
5.2 Themenzentriertes Interview	93
5.2.1 Vorüberlegungen zur Konzeption und Erfahrungen ...	93
5.2.2 Erweiterung auf andere Habitusdimensionen: Assoziationstests	100
5.2.3 Resümee	102

6. Gruppendiskussionsverfahren und typenbildende Mentalitätsanalyse	104
6.1 Vorüberlegungen	104
6.2 Theoretische Bezugnahmen	106
6.3 Erste Einordnung: Das Gruppendiskussionsverfahren im Methodendiskurs	109
6.4 Gruppendiskussion, dokumentarische Methode und typenbildende Mentalitätsanalyse	111
6.5 Praxisbericht	117
6.6 Resümee	128
7. Die Gruppenwerkstatt: Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Habitusanalyse	134
7.1 Konzeptionelle Vorüberlegungen	134
7.2 Feldzugang, Auswahl der Teilnehmer und Vorbereitung	139
7.3 Das Programm der ‚Gruppenwerkstatt‘ und Praxisbeispiele	145
7.3.1 ‚Warming-up‘	146
7.3.2 Gruppendiskussion	148
7.3.3 Vertiefung/Ergänzung	155
7.3.4 Pause	160
7.3.5 Collage: „Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche“	161
7.3.6 Methodologische Reflexion: Warum Collagen?	166
7.3.7 Feed-Back und sozialstatistischer Fragebogen	174
7.4 Die Gruppenwerkstatt im Methodendiskurs	175
8. Auswertung, Darstellung und Transfer	182
8.1 Auswertung	182
8.1.1 Von der Transkription zum Typus	183
8.1.2 Typologie: Die innere Logik und die Logik des Feldes	191
8.2 Außendarstellung und Transfer: Das Verknennungsproblem und der ‚zweite Blick‘	201
9. Zusammenfassung: Verstehen und Erklären und die Leistungsfähigkeit der Verfahren	205
9.1 Verstehen, Erklären und die Reflexion der Schemata	205
9.2 Methodologische Entwicklung	209
Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen	220
Literaturverzeichnis	221

Danksagung

Die vorliegende Arbeit ist aus den Arbeitszusammenhängen des Schwerpunkts Sozialstruktur- und Mentalitätsanalyse am Institut für Politische Wissenschaft und des Forschungszentrums ‚agis‘ am Fachbereich Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hannover hervorgegangen. Es handelt sich um die Neufassung und Weiterentwicklung des zentralen Teils meiner Arbeit, die von der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover als Dissertation angenommen wurde.

Viele Kolleginnen und Kollegen haben mich auf den verschiedenen Etappen, die zu diesem Beitrag geführt haben, auf unterschiedliche Weise unterstützt und mir wichtige Hinweise gegeben. Durch Andrea Lange-Vester wurde ich vor allem in die Arbeit mit lebensgeschichtlichen Interviews und in die Hermeneutik sozialer Milieus, Mentalitäten und des Habitus eingeführt; sie hat mich darüber hinaus viele Jahre kollegial beraten und gefördert. In der engen Zusammenarbeit mit Daniel Gardemin konnte ich diese Arbeit weiterführen und vertiefen. Zudem erhielt ich durch ihn sowie durch Gisela Wiebke umfassenden Einblick in die Anwendung quantitativer Verfahren der Milieu- und Mentalitätsanalyse. Von Ulrich Becker bekam ich hilfreiche Tipps, vor allem für die Einbindung projektiver Verfahren in Gruppendiskussionen. Die Arbeit mit Gruppendiskussionen und deren Weiterentwicklung zur Gruppenwerkstatt, insbesondere die Auswertung von Collagen, wäre ohne die intensive und verlässliche Zusammenarbeit mit Christel Teiwes-Kügler nicht möglich gewesen. Heiko Geiling hat als Leiter des Forschungszentrums ‚agis‘ die methodische Entwicklung innerhalb der Forschungsprojekte mit ermöglicht und stets interessiert begleitet. Otfried Mickler hat meine Dissertation als Zweitgutachter betreut und mir detaillierte und hilfreiche methodische und methodologische Hinweise gegeben. Von Steffani Engler erhielt ich für die Überarbeitung des Beitrags wertvolle Hilfe, insbesondere zur Methodologie Bourdieus und der Habitusanalyse. Ihnen allen danke ich für die vielfältige Unterstützung.

Über viele Jahre hat Michael Vester meine Arbeiten betreut, begleitet und unterstützt. Er hat auch die Anwendung von Gruppendiskussionen und deren Weiterentwicklung zur vertiefenden Mentalitäts- und Habitusanalyse angeregt und mich zu der hier vorliegenden methodologischen Reflexion ermuntert. Als Erstgutachter stand er mir bei der Ausarbeitung von Anfang bis Ende unterstützend und beratend zur Seite. Ihm gilt mein ganz besonderer Dank.

Münster, im November 2004

Helmut Bremer

1. Einleitung

Diese Arbeit zeichnet die Entwicklung und Weiterentwicklung einer sozialwissenschaftlichen Methode, der „Habitus-Hermeneutik“, nach. Mit ihr können wirklichkeitsnahe und wissenschaftlich anschlussfähige Typen sozialen Verhaltens erforscht werden. Entwickelt wurde diese Methodologie im Rahmen von zwei Forschungsprojekten: einer Untersuchung zu den Adressaten der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung¹ und einer Studie zu den Zielgruppen der evangelischen Kirche².

Ausgangspunkt waren die zunehmenden Bindungsverluste der jeweiligen Organisationen, d.h. ein Nachlassen der Beteiligung an ihren typischen und etablierten Angebots- und Arbeitsformen. Darin liegt ein beträchtliches Problem, denn wenn es den intermediären, zwischen Individuum und Gesellschaft vermittelnden, Institutionen immer weniger gelingt, ihre Adressaten und Zielgruppen anzusprechen und zu binden, dann können sie ihre Aufgabe als Partizipation ermöglichende Instanz zwischen Bürgern und Politik nicht erfüllen. Dadurch wird der soziale Zusammenhalt geschwächt. Um diese Problematik besser verstehen und bearbeiten zu können, bedarf es geeigneter

¹ Das Projekt „Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Bildungsurlaubsprogramm von ‚Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.‘“, geleitet von Michael Vester, wurde von Oktober 1996 bis September 1998 vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert. Die Untersuchung wurde vorbereitet durch eine einjährige Pilotstudie, die von der Hans-Böckler-Stiftung und von der Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (agis) in der Universität Hannover aus Mitteln des Niedersächsischen Vorabs der Volkswagen-Stiftung finanziert wurde. Ergebnisse der Studie sind veröffentlicht in Bremer 1999, Vester/Bremer 1999, Bremer/Lange-Vester 1997. Weiterführend sind sie eingeflossen in die Beiträge Bremer 2004a, b.

² Die Untersuchung „Kirche und Milieu“ wurde von Juli 1998 bis September 1999 von der Hanns-Lilje-Stiftung gefördert. Sie war ein kooperatives Projekt der Evangelischen Akademie Loccum, des Instituts für Politische Wissenschaft und der Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (agis) in der Universität Hannover. Die Leitung der Forschungsgruppe lag bei Michael Vester. Die Ergebnisse sind publiziert in Vögele u.a. 2002, Bremer/Teiwes-Kügler 2003b, Vögele/Vester 1999, dies. 2000, Bremer u.a. 1999.

Theorien und Methoden, durch die Möglichkeiten aufgezeigt werden können, wie die Akteure neu mobilisiert werden können.

Frühere Untersuchungen hatten diese Entwicklung mit dem Verweis auf den Wandel bestimmter Einstellungen oder Interessen im Zuge eines allgemeinen Wertewandels bzw. der sog. ‚Individualisierung‘ begründet. Der Bezug auf diese Ansätze führte zu eindimensionalen, auf der Ebene von ‚politisch - unpolitisch‘ oder ‚kirchennah - kirchenfern‘ verbleibenden Erklärungsmustern, durch die die Thematik nur begrenzt erhellt werden konnte.

Der Ansatz Bourdieus (1982, 1987) hingegen, auf den sich unsere Studien wesentlich stützten, macht die Vielschichtigkeit solcher Bindungen deutlich. Geschmack, Lebensstil, Moral, ja die gesamte Alltagspraxis - all das gründet auf dem gemeinsamen, einheitsstiftenden Prinzip des Habitus, ist, so Bourdieu (1992a, S. 32), „eng miteinander verknüpft“. Motive zu gewerkschaftlicher Bildung und die kirchlich-religiöse Orientierung sind darin eingebunden. Phänomene wie der Bindungsverlust sind aus dieser Perspektive komplexer, deuten auf eine Art ‚Entfremdungsprozess‘, der zwischen den intermediären Institutionen und ihren Adressaten eingetreten ist. Ziel empirischer Untersuchungen muss es dann sein, diese Institutionen in die Lage zu versetzen, verloren gegangenes Gespür für die Akteure wieder zu erlangen. Dabei muss die empirisch gestützte Typenbildung die komplexe Alltagspraxis der Adressaten in den Blick nehmen, um eben jenen „Zusammenhang zwischen höchst disparaten Dingen“ (Bourdieu ebd.) zu verstehen, aus dem heraus sich Einstellungen und Praktiken der Akteure erst erklären lassen.

Den Akteuren in den intermediären Organisationen kann auf diese Weise ermöglicht werden, in solchen, auf eine „verstehende Lektüre“ (Bourdieu u.a. 1997, S. 800) zielenden ‚ganzheitlichen‘ Typenbeschreibungen bestimmte Adressaten und Zielgruppen wiederzuerkennen. Ausgehend von dieser Kenntnis können sie wieder das Gespür für die Milieus und Mentalitäten ihrer Adressaten entwickeln, dabei auch die kulturellen Barrieren zu ihnen bearbeiten und Konzepte der Mobilisierung erproben.

Dieser Effekt des oft spontanen Wiedererkennens beruht darauf, dass in den geschmacklichen Abgrenzungen und Zuordnungen, die die Menschen im Alltag machen, die Teilungen und Klassifizierungen der Gesellschaft stecken, die allen Akteuren (freilich aus spezifischer Perspektive) intuitiv, über den „common sense“, bekannt sind. Bourdieu (1982, S. 730) betont, dass es sich bei den im Akteur verankerten „kognitiven Strukturen“ um „inkorporierte soziale Strukturen“ handelt, dass die Gesellschaft mit ihren Trennungen demnach nicht abstrakt existiert, sondern - in Form der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Habitus - in den Köpfen und Körpern der Akteure selbst steckt und auf diese Weise in die Konstruktion der alltäglichen Praxis einfließt.

Es gibt prominente Versuche, eine solch komplexe, an die gesellschaftliche Ordnung und Teilung anschlussfähige empirische Typenbildung zu entwickeln, etwa das Gesamtbild der Mentalitäten bei Geiger (1987 [1932]) oder das Syndromkonzept von Adorno u.a. (1973 [1950]; vgl. Abschnitt 3.1). Aber diese Ansätze sind weder weiter entwickelt noch inhaltlich wieder aufgegriffen worden. Neuere Typenbildungen (vgl. Kluge 1999) beschränken sich oft auf die eher ‚technische‘ Seite oder sie werden nicht hinreichend auf die großen gesellschaftlichen Teilungen bezogen. In Bourdieus Ansatz ist eine solche komplexe Vorgehensweise angelegt, allerdings methodologisch nicht ausgearbeitet.³

Auf diesen Prämissen aufbauend ist seit den 1980er Jahren an der Universität Hannover eine Methodologie für qualitative und quantitative Empirie sozialer Milieus und Mentalitäten erprobt und entwickelt worden. Dabei ging es nicht etwa darum, vollständig neue Methoden zu ‚erfinden‘. Zum Einsatz kamen bekannte, zum Teil lange eingeführte qualitative Verfahren, wie das lebensgeschichtliche und das themenzentrierte Interview, die Gruppendiskussion und auch projektive Techniken. Entscheidend für die empirische Arbeit

³ Zudem sind in seinen Untersuchungen die Milieus der mittleren und unteren gesellschaftlichen Stufe nicht hinreichend differenziert.

und die Typenbildung ist die Anwendung einer speziellen, auf den Habitus und seine Ausdrucksformen abgestimmten Hermeneutik des ‚Entschlüsselns‘ von Mustern sozialer Praxis. Sie setzt die ebenfalls von Bourdieu herausgearbeitete Erkenntnis voraus, dass die wissenschaftlich Forschenden selbst auch eine Position im sozialen Raum und damit verbundene Perspektiven des Wahrnehmens und Urteilens haben. Der Bruch mit dieser eigenen, spontanen Sicht und die Notwendigkeit, „alle Vorbegriffe systematisch auszuschalten“ (Durkheim 1961, S. 128), kann im Forschungsprozess ausgehend von dieser Einsicht durch eine gegenseitige Kontrolle, eine Art ‚Selbstsupervision‘ in der Forschergruppe unterstützt werden.

In der vorliegenden Arbeit ist diese Methodologie der Habitus-Hermeneutik erstmals auf die Methode der Gruppendiskussion ausgedehnt worden. Sie wurde dabei um neue, die latenten Dimensionen des Habitus erschließende Elemente angereichert und daher als ‚Gruppenwerkstatt‘ bezeichnet. Mit dieser Ausarbeitung möchte ich die Anwendung der Gruppenwerkstatt und die Hintergründe ihrer Entstehung nachvollziehbar und nachprüfbar machen.

Ausgangslage und inhaltliche Anforderungen an den Untersuchungsansatz

Wie schon erwähnt, setzten die Studien bei den tiefgreifenden Veränderungen im Adressatenfeld und bei der zunehmenden Distanz zu den betreffenden Institutionen an. Es sollte genauer exploriert werden, wie die Akteure zu den jeweiligen Institutionen, ihren Arbeitsformen, Angeboten und überhaupt den durch sie repräsentierten Themen stehen. Über das Offenlegen der Motive, Zugänge und Barrieren sollten Perspektiven für veränderte institutionelle Handlungskonzepte sichtbar und Möglichkeiten für eine bessere Ansprache und (Re-)Mobilisierung der Adressaten aufgezeigt werden.

Durch die bisherigen Untersuchungen zu den Veränderungen in der Beteiligung an den institutionellen Angeboten blieben eine Reihe von Fragen offen. Sie erklärten den Wandel nicht hinreichend und ließen Raum für vielfältige Spekulationen. So wurden häufig kulturpessimistische bis resigna-

tive Vermutungen laut: der Rückgang an politischen Bildungsveranstaltungen schien mit einer weitreichenden allgemeinen ‚Entpolitisierung‘ einher zu gehen, die geringere Beteiligung an kirchlichen Arbeitsformen fügte sich scheinbar nahtlos in vereinfachende Thesen der ‚Säkularisierung‘ und des zunehmenden ‚Materialismus‘; generell schien die offensichtlich geringere Bereitschaft zur Bindung an traditionelle Institutionen auch Beleg für die zunehmende ‚Individualisierung‘ zu sein, der im Anschluss an Ulrich Beck (1986) oft geäußerten These der Auflösung von kollektiven Orientierungen und Verbindlichkeiten.

Bei näherem Hinsehen jedoch entpuppten sich diese Annahmen als vor-schnell. Sie schienen oft von vereinfachenden Deutungsschemata auszu-gehen. Danach wurde etwa politisches Interesse auf die Formel ‚Teilnahme oder Nichtteilnahme‘ und kirchlich-religiöse Orientierung auf die Frage ‚Kirchennähe oder Kirchendistanz‘ reduziert; von der Skepsis gegenüber kollektiven Verbindlichkeiten wurde mehr oder weniger umstandslos auf egoistische Haltungen von ‚Ichlingen‘ geschlossen. Tatsächlich gab es auch andere Befunde, durch die sich ein scheinbar widersprüchliches Bild ergab, etwa dahingehend, dass trotz geringerer Beteiligung an gewerkschaftlich-politischer Erwachsenenbildung insgesamt höhere Bildungsstandards und größere gesellschaftliche Partizipationswünsche bestanden, dass trotz gerin-gerer Kirchenmitgliedschaft ungebrochenes Interesse an der kirchlichen Begleitung der Passageriten vorhanden war usw. Das deutete auf eine viel-schichtige Gemengelage, die hinter den Bindungsproblemen steckte.

Die hier skizzierten Problemlagen sollten deshalb in den beiden Studien auf neue Weise, mit dem Konzept der ‚sozialen Milieus‘ (Vester u.a. 2001) untersucht werden.⁴ Milieus lassen sich verkürzt als Gruppen von Menschen verstehen, die über ähnliche Prinzipien und Muster der Lebensführung verfügen, die also, ihrer Mentalität bzw. ihrem Habitus (Bourdieu 1982,

⁴ Mit dem Begriff des sozialen Milieus wird vor allem an Durkheims (vgl. 1988) klassische Konzeption angeknüpft. Vgl. auch Abschnitt 3. dieser Arbeit.

1987)⁵ entsprechend, ihren Alltag in ähnlicher Weise bewältigen.⁶ Die Forschung hat gezeigt, dass sich trotz der Behauptung der Auflösung sozialer Großgruppen nach wie vor Gruppen mit ähnlicher Lebensweise ausmachen lassen. Allerdings gehen diese nicht in den herkömmlichen, aus der Sozial- und Berufsstatistik entwickelten Kategorien von Klassen und Schichten auf. Die Frage, wie die Akteure zur gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung bzw. zur Kirche stehen, ist nach diesem Ansatz damit verknüpft, welche Anforderungen und Ansprüche für die Akteure in Bezug auf zentrale Lebensbereiche des Alltags wie Arbeit und Bildung, Freizeit, Familie, Geselligkeit, gesellschaftliche Partizipation bestehen und wie damit umgegangen wird.⁷ Das Problem der Bindung an Institutionen bzw. des Zugangs zu den von ihnen repräsentierten Themenfeldern hat damit zu tun, wie diese in die

⁵ Der Begriff des Habitus, wie er von Bourdieu verwendet wird, ist dem Mentalitätsbegriff der deutschen Soziologie, wie ihn Geiger benutzt hat (1987), sehr eng verwandt (vgl. auch Rüchemeyer 1967). Während Mentalität als „geistig-seelische Disposition“ (Geiger 1987, S. 78) jedoch eher auf die innere Haltung verweist, umfasst der Habitus die „gesamte äußere und innere Haltung“ (Vester u.a. 2001, S. 169) bis hin zur Körperlichkeit. Dennoch benutzte Geiger, wie Vester u.a. (2001, S. 167) betonen, den Mentalitätsbegriff so, dass beide Konzepte der Sache nach „sogar annähernd austauschbar“ sind. Deshalb werden beide Begriffe in dieser Arbeit weitgehend synonym benutzt, obwohl die dargestellte Methodenentwicklung streng genommen stärker auf den umfassenderen Charakter des Habitus ausgerichtet ist.

⁶ Weber verwendet hierfür bisweilen den treffenden Begriff der *Alltagsethik* (vgl. etwa 1972, S. 323 und 1991, S. 310).

⁷ Die Einstellungsforschung hat bekanntlich häufig die Veränderung von *einzelnen* Einstellungen (Attitüden) und die Verknüpfung von Handeln und Einstellung in den Mittelpunkt gestellt (vgl. König 1969, S. 673 ff., 912 ff.; zusammenfassend auch Kerber/Schmieder 1984, S. 92 ff.). Bei Mentalitäten dagegen wird von relativ stabilen verinnerlichten Gesamthaltungen ausgegangen, die vor dem sozialen Hintergrund der Akteure interpretiert werden. In den Blick kommen dabei nicht einzelne Einstellungen, sondern in umfassenderer Weise „Komplexe von Ansichten, Wertungen und Einstellungen“ (Rüchemeyer 1967, S. 191), also miteinander zusammenhängende Attitüden. Abgegrenzt werden müssen zudem weltanschauliche Einstellungen (Ideologie oder ‚Meinung‘) von solchen, die auf der Ebene der Alltagsbewältigung liegen und deshalb weit weniger „reflexiv durchdacht sind“ (ebd., S. 190). Vgl. auch Geigers (1987, S. 77 f.) Unterscheidung von ‚Mentalität‘ und ‚Ideologie‘.

spannungsreichen Prozesse der Alltagsbewältigung platziert sind. In der Terminologie Bourdieus ausgedrückt geht es darum, wie sich die Dispositionen des Habitus der Akteure in der Beziehung zu einem sozialen Praxisfeld⁸ aktualisieren und in spezifischer Weise entfalten.

Gestützt auf diesen Ansatz ließ sich in Bezug auf die beschriebenen Bindungsprobleme und der veränderten Praxis der Beteiligung die These formulieren, dass das Problem nicht etwa auf ‚defizitäre‘ Haltungen der Akteure zurückzuführen ist, sondern dass durch den Wandel der sozialen Milieus die Kluft zwischen Adressaten und institutionellen Handlungskonzepten größer geworden ist. Zu vermuten war, dass bei den Akteuren in den Organisationen weniger Gespür für die Lebensweisen und die Erwartungen der Klientelgruppen vorhanden war. Die nachlassende Beteiligung an den Arbeitsformen und Angeboten wäre demnach keine ‚natürliche‘ Tendenz, sondern bedarf neuer Strategien der Mobilisierung, etwa der Entwicklung von Bildungskonzepten und Beteiligungsformen, der angemessenen Ansprache usw. Dafür sollten durch die beiden Studien Perspektiven aufgezeigt werden.

Empirisch-theoretische Anforderungen an den Untersuchungsansatz

In beiden Untersuchungen mussten empirisch und theoretisch eine Reihe von Problemen bewältigt werden:

- ♦ Da die Gründe für die nachlassende Bindungskraft zu den Milieus weitgehend nicht bekannt waren, musste *zum ersten* mit empirisch offenen, also qualitativen Verfahren, gearbeitet werden, in denen die Akteure die Problematik aus ihrer Sicht darstellen konnten. Zwar sind die sozialen

⁸ Mit dem Begriff des Feldes wird an Bourdieu (1982, 1985, 1997; vgl. auch Bourdieu/Wacquant 1996) angeknüpft, der damit spezifische, in sich weiter differenzierbare Teilbereiche der sozialen Welt meint (z.B. Politik, Religion, Ökonomie, Bildung, Kunst usw.). Er versteht diese als „Kraftfelder“ (Bourdieu 1985, S. 74), in denen die Akteure handeln und miteinander in Beziehung treten und in denen sich der Habitus dadurch „aktualisiert“ (Bourdieu 1989, S. 406). Vgl. auch Vester u.a. 2001.

Milieus auch in ihrer statistisch repräsentativen Größe bekannt. Doch aus diesen Befunden können die Beziehung zu den sozialen Praxisfeldern und die spezifischen Erwartungen an konkrete Angebote und Umgangsformen nicht abgelesen, sondern nur in einer allgemeinen Grundhaltung beschrieben werden. Für das Ziel eines tieferen Verständnisses und der Möglichkeit einer milieuspezifischen Ansprache und Mobilisierung ist das aber nicht hinreichend; das ‚Gesamtbild‘ muss bildlich gesprochen durch eine ‚Nahaufnahme‘ geschärft werden (vgl. Bremer 2002a).

- ♦ Da herausgearbeitet werden sollte, wie die Haltungen zu den Feldern der gewerkschaftlichen Bildung und der Kirche in *typischer* Weise mit der auf die Alltagsbewältigung abgestimmten Mentalität verbunden ist, mussten die empirischen Verfahren *zum zweiten* geeignet sein, diese *Verknüpfung* von Habitus und Feld aufdecken zu können.
- ♦ Eine solche Typenbildung, durch die erst ein umfassenderes Verstehen und Erklären der Praxis im Feld ermöglicht wird,⁹ erfordert *zum dritten* eine gewisse Fallzahl, um den jeweiligen Typus auch ausreichend auszu-leuchten. Bei nur wenigen Einzelfällen bleibt sonst oft die Frage, ob die Befunde zum Typus bereits genügend gesättigt sind.
- ♦ Die Typologie, die durch die jeweiligen Untersuchungen entwickelt werden sollten, sollte *zum vierten* anschlussfähig sein an die bekannten Grundtypen der Mentalität und in die ‚Landkarte der sozialen Milieus‘ eingeordnet werden können. Mit qualitativen Studien können zwar naturgemäß nur relativ kleine Stichproben erreicht werden. Für die Fragestellungen unserer Untersuchungen war jedoch auch eine Einschätzung des Gesamtfeldes der faktischen und potenziellen Adressaten der jeweiligen Institutionen wichtig. Nicht nur die qualitative Ausprägung des Typus,

⁹ „Die Soziologie bildet (...) *Typen*-Begriffe und sucht *generelle* Regeln des Geschehens“ (Weber 1972, S. 9, Hervorhebung im Original).

sondern auch dessen quantitatives Gewicht war von Bedeutung. Es musste also eine milieugeschichtete Stichprobe gezogen werden.

- ♦ Weiter vermuteten wir, dass Teilnahmemotive, Barrieren, Haltungen und Einstellungen zu den jeweiligen Arbeitsweisen bzw. Feldern vielschichtig und zu einem wesentlichen Teil auch in einer latenten, vorbewussten Dimension verankert sind, die sich über die verbale Ebene von Befragungssituationen nur bedingt aufdecken lassen. Wir schlossen das einerseits aus den schon genannten vorliegenden, sich teilweise zu widersprechen scheinenden Befunden, die auf eine komplexe Motiv- und Bindungsproblematik deuteten. Andererseits sind mit Habitus und Mentalität vor allem tief sitzende, wenig reflektierte Schemata der Akteure bezeichnet, die dann für die Praxis und Orientierung in einem sozialen Feld auch eine Bedeutung haben müssen. Wir strebten deshalb *zum fünften* eine vertiefende Exploration des Habitus und seiner komplexen Schemata an, durch die die Beziehung der Milieus zu den Feldern und ihren Institutionen in umfassenderer Weise verstanden werden kann. Damit verbunden war, sich auch theoretisch mit den Schemata und Ebenen des Habitus zu beschäftigen.
- ♦ Schließlich galt es zu fragen, wie die Forschungsbefunde in die jeweiligen Institutionen zurückgespielt werden können, um dort Impulse für eine zielgerichtete Organisationsentwicklung geben zu können. Das bedeutete *zum sechsten*, dass wir uns mit den dabei auftretenden Problem der *Verkennung* beschäftigen mussten, d.h. der verzerrten Wahrnehmung von Akteuren und deren Handlungsmustern durch die in den Institutionen Tätigen aufgrund des eigenen sozialen Standorts. Im Rahmen der kooperativ angelegten Studie ‚Kirche und Milieu‘ hat dies etwa zu differenzierten Überlegungen dahingehend geführt, wie solche eingefahrenen Schemata reflektiert und damit partiell verändert werden können.

Methodenentwicklung

Im Verlauf der Forschungsarbeit tauchten vor diesem Hintergrund immer wieder empirische und theoretische Fragen auf. Sie erforderten eine ständige theoretische Rückbindung methodischer Fragen an das Konzept von Habitus und sozialem Milieu. Dies führte zur (zunächst experimentellen, dann kontrollierten) Modifikation von Forschungsmethoden. Am Ende des Prozesses stand die Konzeption der auf dem Gruppendiskussionsverfahren aufbauenden ‚mehrstufigen Explorationswerkstatt‘, kurz ‚Gruppenwerkstatt‘, die als neuartiges Verfahren für die Habitusanalyse fruchtbar gemacht wurde. Darin wird die Gruppendiskussion durch verschiedene Elemente, insbesondere projektiv hergestellte Collagen, erweitert, um eine vertiefende Analyse der Schemata des Habitus zu ermöglichen. Die Etappen dieser methodologischen Entwicklung und ihrer theoretischen Rückkoppelung sollen in dieser Arbeit ausführlicher nachgezeichnet und reflektiert werden.

Wie bereits erwähnt, hat die hier beschriebene Methodenentwicklung schon früher im Rahmen der Weiterentwicklung von Bourdieus Konzept von Habitus und Feld in der ‚typenbildenden Mentalitätsanalyse‘ begonnen.¹⁰ Seit Ende der 1980er Jahre werden im Rahmen des Ausbaus und der Anwendung dieses Konzepts eine Reihe von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden eingesetzt und methodologisch reflektiert.¹¹ Die Arbeit ist deshalb aus einem längeren kollektiv gestalteten Prozess hervorgegangen. Für das Verstehen der Genese, der biographischen Entfaltung und des Wan-

¹⁰ Am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover und in der *agis* wird dieser Ansatz seit Mitte der 1980er Jahre theoretisch und empirisch weiterentwickelt (vgl. umfassend Vester u.a. 2001; in historischer Perspektive Lange-Vester 1999; für den Bereich der Jugendkultur und Stadtsoziologie Geiling 1996; für das Geschlechterverhältnis Vester/Gardemin 2001; vgl. auch Wiebke 2002). Ein weiterer wichtiger Bezug dafür ist die klassische Soziologie Max Webers (1972), mit der sich Bourdieu (vgl. 2000) bei der Entwicklung seines Konzeptes eng auseinandersetzt hat

¹¹ Eine Publikation, in der dieses Methodenspektrum dargestellt wird, ist in Vorbereitung. Vgl. auch Geiling 2003.

dels der Schemata des Habitus hat sich insbesondere das lebensgeschichtliche Interview als besonders geeignet herausgestellt.¹² Für die empirische Bildung von Mentalitätstypen sind Erfahrungen mit leitfadengestützten themenzentrierten Interviews gemacht worden. Mit diesen Verfahren verbundene Erfahrungen werden in dieser Arbeit kurz mit beleuchtet, um den gesamten Entwicklungsweg nachvollziehbar zu machen.

Zu Anlage und Aufbau der Arbeit

Mit der Arbeit soll einerseits der theoretische und methodologische Argumentationsgang deutlich gemacht werden. Dieser ist geprägt von immer wieder zu vollziehenden Rückkopplungen an die Theorie des Habitus und der sozialen Milieus. Andererseits soll auch der teilweise experimentelle und praxisnahe Charakter der Entwicklung herausgestellt werden. Dazu werden die einzelnen Entwicklungsetappen immer wieder mit Praxisberichten illustriert, um einen anschaulichen Einblick in die praktische Erprobung und die Erfahrungen mit den Methoden zu vermitteln. Zudem werden Beispiele dokumentiert und inhaltliche Bezüge zu den beiden Studien hergestellt, um zu zeigen, wie die methodischen Anwendungen zu konkreten Ergebnissen geführt haben. Im einzelnen ist der Beitrag wie folgt aufgebaut:

Zu Beginn werden die Forschungsstände skizziert, an denen die beiden Studien ansetzten. Insbesondere durch die im Rahmen der Studie ‚Kirche und Milieu‘ vorgenommene Bezugnahme auf religionssoziologische Arbeiten Webers und Bourdieus können dabei die Anforderungen verdeutlicht werden, die an eine empirische Bildung von Mentalitätstypen in sozialen Feldern gestellt werden müssen (2). Anschließend wird die theoretische Basis der Untersuchungen näher vorgestellt (3), bevor diskutiert wird, welche methodologischen Konsequenzen für eine Hermeneutik des Habitus und die Metho-

¹² Dies wird vor allem im Rahmen des am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover entwickelten Ausbildungskonzepts für die typenbildende Mentalitätsanalyse praktiziert (vgl. Lange-Vester u.a. 2000).

denbestimmung daraus zu ziehen sind (4). Im folgenden Abschnitt werden Erfahrungen in der Arbeit mit Interviews im Rahmen der typenbildenden Mentalitätsanalyse dargestellt und reflektiert (5). Die im Verlauf der Studie zur gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung vorgenommene Umstellung von Interviewverfahren auf die Gruppendiskussion wird in Abschnitt (6). beschrieben und begründet. Ausführlich wird dann die Entwicklung und Anwendung der ‚Gruppenwerkstatt‘ dargestellt und reflektiert, mit der in der Studie ‚Kirche und Milieu‘ gearbeitet wurde (7). Das Auswertungskonzept sowie die Überlegungen zum Transfer der Befunde in die Institution, durch den die angestrebte Entwicklung neuer Handlungskonzepte unterstützt werden soll, ist Gegenstand der Erörterungen in Abschnitt (8). Schließlich werden zentrale Ergebnisse des Entwicklungsweges resümiert und einer einschätzenden Bewertung unterzogen (9).

2. Ausgangspunkt der Untersuchungen

2.1 Gewerkschaftliche Erwachsenenbildung - Teilnahmewandel und ‚Entpolitisierung‘?

Die erste der beiden genannten Untersuchungen hat am Beispiel des größten niedersächsischen Veranstalters, der gewerkschaftlichen Bildungsvereinigung ‚Arbeit und Leben‘, die Teilnahme am politischen Bildungsurlaubsprogramm untersucht. Anlass für das Forschungsprojekt waren beträchtliche Veränderungen in der Teilnahme am Weiterbildungsangebot seit Mitte der 1980er Jahre. Es gelang dem gewerkschaftlichen Anbieter immer weniger, mit den lange bewährten Angeboten die Adressaten zu erreichen, wobei hier eine Parallele zu den ähnlichen Problemen bei der gesamten Mitgliederbindung vermutet wurde. Während der Weiterbildungsbereich insgesamt im Sinne des sog. ‚lebenslangen Lernens‘ ständig an Bedeutung gewann, waren für den Bereich der politischen Bildung Rückgang bzw. Stagnation bei der Teilnahme kennzeichnend. Nicht selten wurde dabei offenbar von einer Entgegensetzung von politischer und beruflich-qualifizierender Weiterbildung ausgegangen, was leicht zu einer vereinfachenden Interpretation nach dem Muster ‚politisch - unpolitisch‘ führen kann. In jedem Fall führte die veränderte Situation, nicht nur bei der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, zu beträchtlicher Verunsicherung; häufig wurde dabei von der ‚Krise‘ der politischen Bildung gesprochen.¹³ Ob die Veränderungen in der Weiterbildungsteilnahme auf politisches Desinteresse bei gleichzeitig zunehmender ‚Karriereorientierung‘, stärkere Genuss- und Erlebnisorientierung (die sich vermeintlich mit dem Reflexivitätsanspruch politischer Bildung schlecht vereinbaren lässt) oder veränderten Ansprüchen aufgrund gestiegener Bil-

¹³ Vgl. zur Debatte zu Beginn der 1990er Jahre u.a. Claußen 1990, Nuissl u.a. 1992, Cuipke/Reichling 1994; für die aktuelle Situation vgl. als Überblick Beer u.a. 1999, Hufer u.a. 2004.

dungsstandards zurückzuführen waren, gab Anlass zu vielfältigen Spekulationen.

Deutlich wurde dabei, dass über die Motive und Erwartungen der Teilnehmer nur Vermutungen angestellt werden konnten, da der Forschungsstand zu den Adressaten und Teilnehmern des Bildungsurlaubs wie zur Erwachsenenbildung insgesamt in mehrfacher Hinsicht Lücken aufwies.

Eine *erste* Lücke bestand darin, dass viele Bildungskonzepte sich noch auf Untersuchungen aus den 1960er und 1970er Jahren stützten. Die Ausweitung und Aufwertung der Erwachsenenbildung im Zuge der Bildungsreformen war durch verschiedene qualitative und quantitative Studien begleitet worden, um das Feld insgesamt einschätzen zu können.¹⁴ Der Modernisierungsschub, der seit Mitte der 1970er Jahre zu einem starken Wandel der Arbeitnehmermilieus geführt hat, war in diesen großen Studien also nicht berücksichtigt.

Eine *zweite* Problem bestand darin, dass sich die, dass sich auch neuere Erhebungen zumeist nur auf sozialstatistische Daten von Teilnehmern beschränken, die jedoch keine hinreichenden Indikatoren für die Bildung von Typen und die Erklärung des Weiterbildungsverhaltens sind.¹⁵

Die genannten, an Schichtkonzepten orientierten sog. ‚Leitstudien‘ der Erwachsenenbildung aus den 1950er, 1960er und 1970er Jahren hatten zwar sehr wichtige Befunde im Hinblick auf die soziale Zusammensetzung der Weiterbildungsteilnehmer gebracht und auf das Problem der „doppelten

¹⁴ Zu erwähnen sind hier vor allem die ‚Leitstudien‘ von Schulenburg 1957, Strzelewicz u.a. 1973 sowie die daran anknüpfende Untersuchung von Schulenberg u.a. 1978; für den Bildungsurlaub vgl. Kejcz u.a. 1980.

¹⁵ Dieses Problem der ungenügenden Erklärungskraft sozialstatistischer Daten wurde vielfach kritisiert; vgl. u.a. Friebe 1993 (der sich vor allem mit dem ‚Berichtssystem Weiterbildung‘ auseinandersetzt) und Siebert 1990.

Selektivität“ (Faulstich/Zeuner 1999, S. 104)¹⁶ aufmerksam gemacht. Die Individualisierungsthese hatte zudem, obgleich der sozial selektive Charakter der Teilnehmenden auch durch die Weiterbildungsstatistik immer wieder bestätigt wurde,¹⁷ die Frage aufgeworfen, inwiefern der Erwachsenenbildung „die Zielgruppen abhanden gekommen sind“ (Schiersmann 1995, S. 22), sie sich also überhaupt noch an kollektiven Interessen orientieren könne (vgl. ebd.). Eine Typisierung der Adressaten und Teilnehmer auf der Basis sozialstatistischer Merkmale impliziert in jedem Fall, dass den Akteuren aufgrund ihrer objektiven Lage bzw. ihres Berufsstatus bestimmte Interessen, Defizite und Bildungsmotive zugeschrieben werden können.¹⁸ Gerade die gewerkschaftlichen Konzepte der Arbeiterbildung (vgl. etwa Negt 1971) bedurften hier differenzierender konzeptioneller Erweiterungen.

Dieser Punkt verwies auf die Notwendigkeit von qualitativer Adressaten- und Teilnehmerforschung, durch die etwa gezeigt werden kann, gezeigt werden, wie die Akteure selbst zu den Angeboten stehen und was sie sich von der Teilnahme erwarten. Zugleich zeigte sich hier eine *dritte* Lücke, denn die qualitativen Studien beschränkten sich zumeist auf Einzelfälle oder kleinere Teilausschnitte, die für eine typologische Differenzierung zumeist nicht ausreichen. Dadurch kann aber nicht eingeschätzt werden, wie die Gesamtsituation ist.¹⁹

¹⁶ D.h. der Tatsache, dass Weiterbildungsveranstaltungen vornehmlich von denjenigen besucht werden, die ohnehin schon über höhere Bildungsabschlüsse verfügen und somit der vom Ausbau des Weiterbildungssektors vielfach erhoffte kompensatorischer Effekt ausgeblieben war.

¹⁷ Hier ist zu nennen das vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung periodisch herausgegebene ‚Berichtssystem Weiterbildung‘ (BMBF 2001).

¹⁸ Bereits in der Studie von Schulenberg u.a. (1978) hatten die Autoren dieses Problem gesehen und gefordert, dass die Weiterbildungsteilnahme im Kontext mit dem „Lebenszusammenhang“ gesehen werden muss.

¹⁹ Zur qualitativen Forschung in der Erwachsenenbildung vgl. Kade (1994). Zum Verhältnis von Biographieforschung und Erwachsenenbildung vgl. Kade/Seitter (1998).

Mit dem Ansatz der „sozialen Milieus“ lag inzwischen ein Konzept vor, das generell in der Lage war, die aufgezeigten Lücken ein Stück weit aufzufüllen. Die zum damaligen Zeitpunkt vorliegenden mit diesem Ansatz durchgeführten Studien für den Bereich der Teilnehmerforschung in der Erwachsenenbildung waren jedoch für die gewerkschaftliche Erwachsenenbildung nur bedingt aussagekräftig. Zum einen lag der Schwerpunkt nicht auf den typischen Adressaten der gewerkschaftlichen Bildung.²⁰ Zum anderen beachteten sie sehr stark die ästhetische bzw. stilistische Seite und somit nur einen Ausschnitt der Mentalität.²¹ Die Weiterbildungsteilnahme ist aber auf komplexere Weise mit der gesamten alltäglichen Lebensführung verbunden. Diese Vielschichtigkeit, der besondere Typus von Mentalität, seine ‚innere Logik‘ und seine besondere Form der Aktualisierung im Bereich der Weiterbildung - also die Beziehung des Habitus zum Feld - kommt bei diesen Studien nicht hinreichend zum Ausdruck.

Hierin lässt sich ein *viertes Defizit* bisheriger Untersuchungen sehen. Durch die Betrachtung habitustypischer Zugänge zu Bildung kann die Frage gestellt werden, ob die (politische) Erwachsenenbildung nicht ihr eigenes

²⁰ Die Studie von Flaig u.a. (1993) bezog sich auf die Adressaten der Friedrich-Ebert-Stiftung, die in erster Linie die modernen Gruppen der Gesellschaft, die zugleich intellektuell und stilistisch gehobene Ansprüche haben. Bei der zweiten Untersuchung (vgl. Barz 2000, Tippelt 1999) standen die Adressaten der Volkshochschule im Mittelpunkt, die vor allen den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Milieus angehören. Zudem lassen sich die Studien nicht auf die besonderen Bedingungen des Bildungsurlaubs übertragen.

²¹ Das Milieukonzept des SINUS-Instituts, auf das sich diese Studien stützten und das von uns durch den Bezug zur Theorie Bourdieus erweitert wurde (vgl. Vester u.a. 2001; vgl. Abschnitt 3. dieser Arbeit), hebt zumeist die Seite des Lebensstils hervor. Dabei wird nicht immer klar, wie der jeweilige Typus insgesamt aussieht. Insofern liefern auch die weiteren, inzwischen von Heiner Barz und Rudolf Tippelt durchgeführten Studien (vgl. exemplarisch 2003) sehr wichtige Hinweise auf die milieuspezifische Durchdringung der Weiterbildung, die aber für die von uns eingenommene Perspektive nur bedingt Aufschluss geben. Für das Feld der Studierenden vgl. aber jetzt die Arbeit von Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004.

relativ abgekoppeltes ‚Milieu‘ bildet und dadurch die Teilnahmeprobleme mit verursacht hat. Das berührt die Frage der sozialen Orte von Lehrenden und Lernenden und wie die damit verbundene soziale Wahrnehmung sich auf die Lehr-/Lernprozesse auswirkt (vgl. für diese Studie Abschnitt 5. und 6.; in erweiterter Form Bremer 2004a).

Die theoretisch-empirischen Anforderungen an unsere Studie zu den Zielgruppen der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung waren demnach:

- ◆ Herstellen eines Bezugs zur aktuellen, über Schichtenkonzepte hinausgehende Milieudifferenzierung
- ◆ eine grundsätzlich qualitative Forschungsstrategie, durch die Motive und Barrieren der Teilnehmenden und Adressaten in den Blick kommen können und die
- ◆ gleichzeitig über Einzelfälle hinaus eine typologische Einschätzung des Gesamtfeldes ermöglicht, durch die sich Möglichkeiten für die gezielte Ansprache und Mobilisierung aufzeigen lassen sowie
- ◆ eine Typenbildung, die die Vielschichtigkeit des, auch von latenten und sich mischenden Motiven und Barrieren gekennzeichneten Zusammenhangs von Lebensweise und (politischer) Weiterbildungsteilnahme berücksichtigt.

Als empirische Instrumente kamen in der Untersuchung schließlich zum Einsatz themenzentrierte Leitfadeninterviews und Gruppendiskussionen (vgl. Abschnitt 5.2 und 6.).

2.2 Kirche und Milieu - Die ‚Milieuverengung‘ der Kirche

Gegenstand der zweiten von uns durchgeführten Studie war das Verhältnis sozialer Gruppen zur Kirche. Ausgangspunkt waren die seit längerem bekannten Tendenzen von mehr oder weniger hohen Kirchenaustrittszahlen und zurückgehender Beteiligung an Gottesdiensten und anderen traditionellen kirchlichen Arbeitsformen. Gleichzeitig blieb dabei die Teilnahme an den

Passageriten oder ‚Kasualien‘, wie sie von der Kirche genannt werden, nach wie vor hoch. Zuletzt wurde sogar ein vermehrtes Auftauchen von ‚neuen‘, ‚alternativen‘ Formen von Religiosität festgestellt. Es gab also gegenläufige Tendenzen; die Lage war komplizierter, als es schien. Dominant waren zwei religionssoziologische Deutungen. *Einerseits* wird angesichts der zurückgehenden Kirchlichkeit von einem „neuerlichen Säkularisierungsschub“ gesprochen (Tyrell 1996, S. 451), der generell dafür stehe, dass Kirche und Religion in der modernen Gesellschaft an Bedeutung verliert. *Andererseits* wird zurückgehende Kirchenbindung als Folge von zunehmender „Privatisierung der Religion“ gesehen (Luckmann 1996, S. 25), das heißt im Auseinanderklaffen von institutionsgebundener und individueller Religiosität.

Anknüpfen konnten wir an eine wenig beachtete Studie aus den 1950er Jahren (von Bismarck 1957). Von Bismarck konnte zeigen, dass das gemeindliche Leben durch das Kleinbürgertum und das gehobene konservative Bürgertum geprägt ist, während sich der große Teil der ‚arbeitnehmerischen Mitte‘ sowie die ‚Intelligenz‘ kaum sichtbar an kirchlichen Aktivitäten beteiligte. Diese Orientierung auf bestimmte soziale Gruppen der Gemeinde, die nicht der „Vielartigkeit der Getauften“ (ebd., S. 24) entspreche, bezeichnete er als „deutliche Milieuverengung zugunsten des Kleinbürgertums“ (ebd., S. 19). Von Bismarck sah bei den weniger erreichten Gruppen nicht etwa eine geringere ‚Religiösität‘. Eine solche Bewertung würde darauf beruhen, dass bestimmte Vorstellungen oder Definitionen von ‚legitimer‘ Kirchlichkeit oder Religiosität als Maßstab genommen werden. Vielmehr problematisierte er vor dem Hintergrund des „Zusammenhangs von sozialer Existenz und religiösem Bewusstsein“ (ebd., S. 26) unterschiedliche Motive und Zugänge zu Kirche und Religion, auf die sich die Kirche stärker einstellen müsse.

Obwohl Bismarcks Untersuchung keine repräsentative und methodologisch gesicherte Gültigkeit beanspruchte, kann diese frühe ‚Zielgruppenstudie‘, vor allem aufgrund der Plausibilität der herausgearbeiteten Ty-

pologie, durchaus als Vorbild der von uns durchgeführten Untersuchung bezeichnet werden. Der theoretische Hintergrund wird daran sichtbar, dass er nicht eine bestimmte ‚legitime‘ Kirchlichkeit oder ein bestimmtes enges Vorverständnis von Religion zugrunde legte,²² die dann zum Maßstab für alle Akteure wurde, sondern die, wie Bismarck sagte, „sozialen Existenzen“ der Akteure, in die die kirchlich-religiöse Orientierung eingebettet ist, wurden zum Ausgangspunkt seiner Analyse. Diese Orientierungen sind unterschiedlich entsprechend den *ungleichen sozialen Zusammenhängen* der Akteure.

Während die Untersuchung von Bismarcks auf ein schon länger bestehendes Repräsentationsproblem der Kirche verweist,²³ hat die Frage der nachlassenden Bindungskraft der Kirche seit dem Ende der 1960er Jahre durch die alarmierend hohen Zahlen von Kirchenaustritten, die zurückgehende Teilnahme an den Gottesdiensten und andere Phänomene eine bis heute anhaltende Aktualität erlangt. Auch mit dem Begriff der ‚Milieuerengung‘ der Kirche wird heute wieder vereinzelt argumentiert,²⁴ ohne dass es zu entsprechenden Untersuchungen gekommen ist.²⁵

²² Die Frage einer Definition von Religion spielte in vielen Diskurden eine wichtige Rolle; für einen Überblick vgl. Pollack 1995.

²³ Gemeint ist das Problem ‚Arbeiter und Kirche‘; vgl. Wegner 1988.

²⁴ Vgl. etwa Ebertz 1997, Wegner 2000. Bezug genommen wird dabei zumeist auf das Modell von Schulze (1992). Dessen Milieukonzeption stützt sich allerdings hauptsächlich auf die kultur-ästhetische Seite, die nur einen Teil der Mentalität ausmacht. Das Modell von Vester u.a. (2001) dagegen, das der Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ zugrunde lag, zielt auf die sozialmoralische Orientierung der Akteure, die hinter den alltagsästhetischen Schemata steht.

²⁵ In der neuen EKD-Mitgliedschaftsstudie (vgl. Kirchenamt der EKD 2003) wurde allerdings ein Lebensstilindikator mit eingesetzt.

Über die Motive von Kirchenmitgliedschaft und -austritt gab es Ende der 1960er Jahre praktisch keine verlässlichen Daten.²⁶ Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat auf die steigenden Kirchenaustrittszahlen und andere Tendenzen, die auf eine nachlassende Bindungskraft hinweisen, mit regelmäßigen umfangreichen Mitgliedschaftsbefragungen reagiert.²⁷ Durch diese standardisiert durchgeführten repräsentativen Untersuchungen konnte zwar das Verhältnis der Mitglieder zur Kirche, also die Frage von Repräsentation und Beteiligung, in einigen Punkten näher beschrieben werden. Zugleich sind mit jeder Studie aber Fragen offen geblieben bzw. neu aufgetaucht (vgl. Engelhardt u.a. 1997, S. 19-49).

Diese Fragen betreffen vor allem eine überzeugende typologische Differenzierung der Gesamtheit der Mitglieder. Die Unterscheidung verbleibt zumeist auf einer eindimensionalen Ebene von ‚Hochverbundenen‘ und ‚Distanzierten‘. Zwar korrelieren solche Einstellungen mit soziodemographischen Merkmalen (Alter, Bildung, Beruf, Geschlecht). Allerdings werden die sozialen Kontexte, in die kirchliche und religiöse Orientierung eingebettet sind, damit nicht ausreichend ausgeleuchtet. Durch diese vereinfachende Differenzierung auf der Dimension von ‚Nähe‘ und ‚Ferne‘ kann die Komplexität der Beziehung der Akteure zu Religion und Kirche und die Pluralität der Mitglieder nicht in den Blick geraten. Zudem wird das Phänomen der ‚Distanziertheit‘ bei gleichzeitig großer Zustimmung zur kirchlichen Begleitung der Passageriten (Taufe, Konfirmation, Hochzeit) nicht erklärt. Säkularisierung oder neue ‚individualisierte‘ Religiosität, Erlebnisgesellschaft und Ästhetisierung, Taufscheinchristen und Kirche als Dienstleister, zunehmende Unbestimmtheit und Indifferenz usw. sind geläufige Schlagworte in der

²⁶ Einen Überblick über die Forschungslage nach 1945 liefert Feige 1990; zur religionssoziologischen Diskussions- und Forschungslage vgl. zusammenfassend Tyrell 1996.

²⁷ Ausführlich dokumentiert zuletzt Engelhardt u.a. 1997. Im Rahmen dieser Arbeit wird vor allem diese herangezogen, um exemplarisch die Problematik des Forschungsstandes aufzuzeigen. Vgl. ausführlicher Vögele u.a. 2002, S. 55-67.

Debatte und zeigen, dass vielfach Unklarheit herrscht über das genaue Ausmaß von Entkirchigungs-, Entchristigungs-, Säkularisierungs- und Individualisierungsprozessen sowie über die Formen von Kirchenbindung und religiöser Orientierung.

Die Vielschichtigkeit dieser Beziehung und ihre „lebensweltliche Verankerung“ (Engelhardt u.a. 1997, S. 50 f.) konnte in der dritten EKD-Studie durch die dabei durchgeführten qualitativen Interviews aufgezeigt werden (vgl. ebd.). Sie verdeutlichen, „dass wohl seine eigene Bestimmtheit(en) hat, was da zunächst als Unbestimmtheit erscheint“ (Matthes 1990, S. 153 f.). Allerdings bleibt dies auf die Ebene von Einzelporträts beschränkt. Die sehr reichhaltigen, insgesamt 34 durchgeführten Interviews konnten nicht typologisch geordnet werden, so dass nicht deutlich wird, wie sie sich in die gesamte Mitgliederstruktur einfügen. Die quantitativen Befunde können kaum mit den qualitativen verknüpft werden. Somit vermitteln sie eher den Eindruck einer ‚bunten Vielfalt‘, während das Geschehen im Feld nicht eingeschätzt werden kann.

Die Forschungslücken und die daraus resultierenden theoretisch-empirischen Anforderungen an unsere Studie zum Verhältnis der sozialen Milieus zur Kirche wiesen vielfach Parallelen zur Untersuchung im Bereich der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung auf. Sie ließen sich wie folgt zusammenfassen:

- ♦ Untersuchungen, die eine plausible Einschätzung des Gesamtfeldes ermöglichen, liegen für die heutige Zeit nicht vor. Seit den Zeiten der ‚Bismarck-Studie‘ etwa haben sich die Milieus beträchtlich gewandelt, so dass nicht klar ist, wie die Milieuverengung bzw. Milieubezogenheit der Kirche sich heute darstellt. Zudem liefern uns frühere Studien kein heutigen Ansprüchen genügendes Methodenrepertoire.

- ♦ Aus den soziodemographischen Merkmalen können keine Typen gebildet werden. Die lebensweltlichen Zusammenhänge der Akteure sind komplexer und lassen sich nicht auf reine Statusmerkmale reduzieren.
- ♦ Auch das Abfragen von Einstellungen zu Kirche und Glaube ermöglicht keine überzeugende Typenbildung. Statt eines eindimensionalen ‚Nähe-Distanz‘-Schemas muss von einem vieldimensionalen und komplexen Zugang zu Kirche und Religion ausgegangen werden; Einstellungen werden erst durch eine Verknüpfung mit der gesamten Lebensorientierung plausibel. Ein solches ‚ganzheitliches‘ Verhaltens- und Einstellungsrepertoire wird durch den Habitus integriert, auf den eine empirische Untersuchung abgestimmt sein muss.
- ♦ Es wird in vielen standardisierten Untersuchungen nicht hinreichend erkennbar, wie die Menschen das Verhältnis zur Kirche selbst sehen. Das betrifft vor allem die weniger engagierten sog. ‚Distanzierten‘. Dies führt z.T. zu Defizit-Zuschreibungen wie ‚Unbestimmtheit‘, die den Akteuren nicht gerecht werden.
- ♦ Die wenigen qualitativen Studien lassen zwar erkennen, wie die kirchlich-religiösen Orientierung lebensweltlich verankert sein kann. Sie verbleiben aber auf der Ebene von Einzelporträts; das sich zeigende Spektrum verschiedener Varianten von ‚Distanzierten‘ ist nicht zu einer Typologie ausgearbeitet.

Als empirische Instrumente kamen in der Untersuchung schließlich zum Einsatz die aus dem Gruppendiskussionsverfahren entwickelte Gruppenwerkstatt (vgl. Abschnitt 7.).

Bevor jedoch auf die weiteren methodologischen Überlegungen eingegangen wird, soll anhand des kirchlich-religiösen Feldes genauer gezeigt werden, wie an eine historische Typologie angeknüpft werden kann und welche theoretischen Implikationen damit verbunden sind. Ohne an dieser Stelle auf den religionssoziologischen Diskurs im einzelnen einzugehen (vgl. exemplarisch

Tyrell 1996) und unseren Ansatz darin einzuordnen,²⁸ soll dies mit dem Bezug zur Religionssoziologie Webers²⁹ und dessen erweiternde Interpretation Bourdieus (2000) gezeigt werden.

2.3 Historisches Vorbild:

Typenbildung am Beispiel des religiösen Feldes

Weber: Varianten religiöser Lebensführung

Weber geht nicht von abstrakten Begriffsdefinitionen (etwa von ‚Religion‘) und Vorverständnissen aus, sondern macht die Lagen und Lebensweisen sozialer Gruppen in einer historischen gesellschaftlichen Konstellation zu seinem Ausgangspunkt. Er nimmt dabei den Zusammenhang von alltäglicher Lebensführung und religiösen Bedürfnissen in den Blick, also die Frage, was Religionen „den verschiedenen sozialen Schichten ‚leisten‘ mussten“ (Weber 1972, S. 299). Religion hat demnach keine *universelle*, für alle geltende Bedeutung, sondern eine *spezifische*. Religiöse Bedürfnisse, Motive und Handlungsmuster sind je nach sozialem Kontext ganz unterschiedlich gefüllt, so dass sich *Varianten religiöser Lebensführung* unterscheiden lassen.

Während etwa die sozial und ökonomisch begünstigten Gruppen von der Religion vor allem eine Legitimation ihrer privilegierten Position und Lebensweise erwarten, steht für die Intellektuellen die Erlösung von der ‚inneren Not‘ im Mittelpunkt. Für die, wie Weber sie nennt, ‚negativ privilegierten Schichten‘ wiederum geht es um die Erlösung von materieller Not. Dabei hängen die unteren, am stärksten deklassierten Gruppen oft einer radikalen Vergeltungsethik an, während die aufstrebenden mittleren Gruppen die materielle Enge mit einer religiös motivierten ethisch-rationalen Lebens-

²⁸ Vgl. dazu unsere ausführliche Publikation zur Untersuchung (Vögele u.a. 2002, S. 55 ff., S. 69 ff.).

²⁹ Gemeint ist insbesondere der Abschnitt „Stände, Klassen und Religion“ (Weber 1972, S. 285-314).

führung, einem ausgeprägten Gemeinschaftshandeln und der Hoffnung auf Erlösung und Vergeltung der ‚guten Taten‘ zu bewältigen suchen. In diesen Gruppen der Handwerker, Händler und des Kleinbürgertums mit ihren spezifischen Formen von ‚Laienintellektualismus‘³⁰ sieht Weber die eigentlichen Trägergruppen des Christentums. Die Frage der ‚richtigen‘ religiösen Lebensführung ist dabei allerdings keineswegs festgeschrieben, sondern Gegenstand von Auseinandersetzungen. Es bestehen vielfältige Beziehungen zwischen Priesterschaft, Propheten und Laienmilieus, wobei die ‚offizielle‘ Priesterschaft bestrebt ist, die Lehre „systematisch festzulegen“ und „abzugrenzen, was als heilig gilt oder nicht“ (Weber 1972, S. 279).

Bourdieu: Die relative Autonomie des religiösen Feldes

Dieses von Weber entwickelte komplexe Beziehungsgeflecht wird durch Bourdieu um eine Ebene ergänzt und systematisiert. Zwischen verschiedenen Laiengruppen und verschiedenen religiösen Experten (‚Priester‘, ‚Propheten‘ und ‚Zauberer‘) bestehen demnach auch *objektive* Beziehungen, durch die ihre (bei Weber ‚quasi-natürlichen‘) Interaktionen *vorstrukturiert* sind. Bourdieu (2000, S. 118) ordnet Webers Typologie in ein überschaubares und systematisches „Modell von Interaktionen“. Die Genese eines „relativ autonomen religiösen Feldes“ (ebd., S. 49), die Bourdieu detailliert nachzeichnet, ist die Folge der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung, in die nun auch die Religion als Teil der geistigen Tätigkeiten mit einbezogen ist. Die zunehmende Komplexität und Rationalität führt in vorher nicht bekannter Weise zur Herausbildung „eines Korps von spezialisierten Akteuren“ (ebd., S. 47), die in der neuen sozialen Ordnung für die religiöse Arbeit zuständig sind. Während vorher die Fähigkeiten zu Welt- und Seinsdeutungen bei vielen Laien vorhanden waren, sind es nunmehr solche geschulten

³⁰ So bezeichnet Weber die von den nichtprofessionellen Bildungsschichten selbst entwickelten Weltdeutungen, die häufig von den Intellektuellen der „versorgten Klassen“ (Weber 1972, S. 308) als nicht legitime ‚Halbbildung‘ bekämpft wurden.

Experten, die über spezifische religiöse Kompetenzen verfügen und damit die Eigengesetzlichkeit des religiösen Feldes prägen. Dennoch ist dieses Feld *relativ* autonom; die darin erarbeiteten religiösen Heilsgüter entspringen nicht einer irgendwie ‚objektiv‘ wahren funktionalen Logik, sondern sind innerhalb der neuen sozialen Ordnung von bestimmten dafür legitimierten Akteuren der Bildungsklasse gemacht worden. Sie können also eine andere Gestalt annehmen, wenn ein anderer Typ ‚religiöser Arbeiter‘ die Gelegenheit dazu bekommt.

So wird durch Bourdieus Analyse noch präziser als bei Weber deutlich, dass Religion ein ‚umkämpftes Gut‘ ist. Die Unterscheidung von ‚Heiligem‘ und ‚Profanen‘ entspricht nicht einer natürlichen Ordnung, sondern ist Ergebnis von spannungsreichen Aushandlungen, bei denen es um die „Durchsetzung einer legitimen Definition sowohl des Religiösen als auch der verschiedenen Arten, die religiöse Rolle zu erfüllen“ geht (Bourdieu 1992b, S. 231 f.).

Dieser Prozess ist gekennzeichnet von Konkurrenzen und Bündnissen, einerseits unter Spezialisten (‚Priester‘, ‚Zauberer‘ usw.) und andererseits zwischen Teilen der Spezialisten und Teilen der Laien. Religiöse Spezialisten bemühen sich um die Gefolgschaft von Laien, die ihrerseits in unterschiedlicher Weise über praktische und intellektuelle religiöse Kompetenzen verfügen. Geschmiedet sind diese vielschichtigen Bündnisse aber nicht durch die natürliche ‚Gabe‘ des Charismas, sondern durch eine Beziehung, die auf homologen, d.h. strukturähnlichen und somit teilweise vergleichbaren Positionen - von Professionellen im religiösen Feld und von Laien in der gesellschaftlichen Ordnung - beruht. Die „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu) korrespondieren miteinander. Die von den Spezialisten formulierte und verkörperte religiöse Ethik *symbolisiert* die Alltagsethik, sie trifft sich, wie man salopp sagen könnte, mit der ‚alltäglichen Denke‘ der Laien. Das Aufeinanderabstimmen von religiösem ‚Angebot‘ und religiöser ‚Nachfrage‘ beruht somit auf der *Affinität der religiösen Habitus* von

religiösen Spezialisten und bestimmten Gruppen von Laien (vgl. Bourdieu 2000).

Religion, Kirche und Repräsentation

Für die heutige Situation und die in unserer Untersuchung zu klärenden Fragen ist hier zunächst festzuhalten, dass die Kirche Bestandteil eines weiter zu fassenden Feldes ist, in dem es um Fragen der Lebens-, Sinn- und Weltdeutung geht. Diese stellen und beantworten sich für verschiedene soziale Gruppen unterschiedlich. Je nach dem, wie sich die Kirche hier platziert, ergeben sich daraus (wie schon von Bismarck 1957 herausarbeitete) Probleme und Chancen für die Bindung und Repräsentation von bestimmten Gruppen. Für die Kirche gilt, dass sie schon immer in der komplizierten Lage war, ein möglichst ‚einheitliches‘ Angebot an Heilsgütern und Weltdeutung für ganz unterschiedliche religiöse Bedürfnisse zur Verfügung zu stellen. Insofern ist die Gefahr einer ‚Milieuerengung‘ ein Stück weit in dieser kirchlichen Intention angelegt.

Die konkreten Ausprägungen dieses Feldes sind aber nicht festgeschrieben. Konkurrenzen und Allianzen verändern sich. Die generell nachlassende Bindungskraft der Kirche lässt sich etwa mit einem verstärkten Auseinanderdriften von kirchlich-religiöser Elite und Laien erklären; das Gespür und die ‚theologische Deutungskompetenz‘ (Vögele u.a. 2002, S. 13 ff.) für die alltagskulturell eingelagerten religiösen Fragen der sozialen Milieus geht zunehmend verloren. Außerdem ist von Bedeutung, dass sich die Grenzen des religiösen Feldes, wie Bourdieu (1992b) aufzeigt, partiell aufgelöst haben und Fragen der Geistigkeit, der Sinngebung, der Wertorientierung, der Humanität, des menschlichen Miteinanders usw. inzwischen auf einer viel breiteren Ebene auch außerhalb der Kirche diskutiert werden.³¹ Das frühere

³¹ Spiritualität wird heute häufig außerhalb der Kirche in ‚quasi-religiösen‘ Gruppen gesucht und angeboten. Die „Professionellen der psychosomatischen Heilung“ (Ärzte, Lehrer für Gymnastik, Ausdruck und fernöstliche Sportarten, Psychologen und Psy-

Monopol der Kirche in Bezug auf die Frage des Seelenheils ist heute geschwächt. Dafür lassen sich zwei Gründe anführen: *Zum einen* sind die ‚Laien‘ durch die Steigerung des Bildungsniveaus insgesamt ein Stück weit unabhängiger von den professionellen Experten geworden. *Zum anderen* haben sich in Folge des Milieuwandels und der ‚Individualisierung‘ die sozialen Verbindlichkeiten und Traditionen gelockert, so dass kirchliche Normen und Rituale heute für viele Menschen weniger verpflichtend geworden sind.

2.4 Konsequenzen für die Typenbildung in Feldern

Die Analysen von Weber und Bourdieu zum religiösen Feld zeigen, dass die Frage von Religion, Lebensführung und Kirche schon immer eine komplexe Angelegenheit war. Die Lebensweisen und -chancen sozialer Gruppen, ihre Selbstdeutungen und ihre kirchlich-institutionelle Repräsentation und Legitimation waren und sind dynamisch miteinander verbunden. Auf das Problem der gewerkschaftlichen Bindung und den damit zusammenhängenden Bereich der (politischen) Bildung können die Analysen vom Grundsatz in weiten Teilen übertragen werden. Auch hier geht es darum, dies als ein dynamisches Feld zu sehen, in dem es verschiedene Laien- und Expertengruppen gibt, in dem die Frage ‚legitimer‘ politischer Deutung und Bildung Gegenstand von Auseinandersetzungen ist, über die sich wiederum Konkurrenzen und Allianzen bilden usw.

Die skizzierte Darstellung zeigt auch, dass es auf die Affinitäten zwischen der alltäglichen Lebensführung der Akteure zur ‚Kultur‘ des Feldes ankommt. Dafür stehen die Begriffe Habitus bzw. Mentalität. Vereinfacht gesagt kann man sich das so vorstellen, dass die Menschen ihren Habitus beim Betreten eines Feldes bildlich gesprochen nicht an der Garderobe abgeben. Im Gegensatz zu der Vorstellung einer zersplitterten und fragmen-

choanalytiker) würden deshalb zu den „Geistlichen alten Schlags“ in Konkurrenz treten (vgl. Bourdieu 1992b, S. 235).

tierten Welt, in der die Akteure ständig bruchlos in wechselnde Rollen schlüpfen und „wie auf Knopfdruck das der jeweiligen Situation angemessene Programm abspulen“, steht der Habitus dafür, dass sich „die verschiedenen Rollen vereinigen und gegenseitig beeinflussen“ (Krais/Gebauer 2002, S. 69). Die Arbeiten Webers und Bourdieus weisen darauf hin, dass es immer eine spezifische Verbindung zwischen der Alltagserfahrung der Menschen und ihrer Orientierung und Praxis in einem bestimmten Feld gibt. Veränderungen in der Mobilisierung und Repräsentation von Akteuren, wie sie durch zurückgehende Teilnahme an den Angeboten und Arbeitsformen der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung und der Kirche angezeigt sind, müssen deshalb vor dem Hintergrund veränderter Habitusmuster und veränderter Feldstrukturen gesehen werden. Insofern muss eine empirisch valide Typenbildung den komplexen Lebenskontext der Akteure in den Mittelpunkt stellen, der sich in der Mentalität bzw. dem Habitus zeigt. Diese Überlegungen werden im nächsten Abschnitt weiter geführt.

3. Der theoretische Untersuchungsansatz: Mentalitätstypen, Habitus und soziale Milieus

3.1 Das Problem der plausiblen Typenbildung

Das Problem, das zu den beiden hier betrachteten Studien geführt hat, lag darin, dass die Orientierungen und das Handeln in den spezifischen Feldern nicht mit der Alltagspraxis der Akteure verbunden werden konnten. Dadurch lassen die vorliegenden Studien Raum für Spekulationen über mögliche Hintergründe und Motive, die aber den Akteuren nicht gerecht werden. Am Beispiel der Religionssoziologie Webers konnte gezeigt werden, dass sich Einstellung und Handeln im religiösen Feld - genauso ließe sich hier vom Feld der (politischen) Erwachsenenbildung sprechen - erst durch die Berücksichtigung der gesamten alltäglichen Lebensführung sinnvoll entwickeln lassen. Webers zuvor kurz dargestellte Analysen können daher als Vorbild für eine Mentalitätstypologie gelten.³² Das Beispiel macht auch klar, dass eine Typenbildung dadurch überzeugend wird, dass die gefundenen Typen nicht beliebig konstruiert werden, sondern *historisch anschlussfähig* an soziale Gruppen sind (vgl. ausführlicher Vögele u.a. 2002, S. 127 ff.).

Eine solche Typenbildung kann sich deshalb wie beschrieben nicht auf nur eine Dimension stützen, etwa in dem ‚Nähe‘ oder ‚Ferne‘ zum Feld und die soziale Position (‚Arbeiter‘, ‚Hochgebildete‘ usw.) berücksichtigt werden. Der Zugang zum Feld ist komplexer. Bourdieus Erkenntnis von der ‚relativen Autonomie‘ der Felder zeigt, dass sich das religiöse Handeln der gesellschaftlichen Akteure weder einseitig aus deren ökonomischer Position noch einseitig aus der Überzeugungskraft ‚religiöser Substanz‘ erklärt. Die ökonomische

³² Weber verwendete zumeist die Begriffe „Lebensführung“ (vgl. 1972, S. 321 ff.) und „Ethik“ bzw. „Alltagsethik“ (1972, S. 323; 1991, S. 310). Damit ist bei ihm die Ebene der Mentalität gemeint (auch in seiner Unterscheidung von „Klasse“ und „Stand“ ist die Mentalitätsebene implizit enthalten). Geiger (1987, S. 77 ff.) hat den Begriff in seiner Studie „Zur sozialen Schichtung des deutschen Volkes“ expliziert.

misches Position bestimmt die Akteure nicht direkt, sondern ‚nur‘ vermittelt, indem die alltägliche Lebensführung insgesamt auf ökonomische Bedingungen wie auch auf andere Erfordernisse und Ansprüche (Gemeinschaft, Gesellung, Freizeit usw.) abgestimmt wird. Der Sinn der ‚Einstellungen‘ zu Religion und Kirche sowie zur (politischen) Bildung, hinter denen sich tatsächlich komplexe Zugänge zu den jeweiligen Feldern verbergen, wird erst daran erkennbar, wie sie sich in diesen Kontext der Alltagsbewältigung einfügen bzw. mit diesen ein *Syndrom* (Adorno u.a. 1973) bilden. Wird bei der Typenbildung dieser Kontext nicht berücksichtigt, führt dies oft dazu, dass den Akteuren implizit oder explizit bestimmte Motive oder Interessen zugeschrieben werden. Unterscheidungen wie ‚Interessierte - Desinteressierte‘, ‚Bestimmte - Unbestimmte‘ usw. zeugen davon, dass Akteure bzw. Akteursgruppen an bestimmten Maßstäben (von politischer Bildung, von Kirchlichkeit und Religiösität) gemessen werden, die aber erst daraufhin überprüft werden müssen, wie soziale Gruppen vor dem Hintergrund ihrer Lebenssituation überhaupt dazu stehen.

Dies muss auch an der Untersuchung von Adorno u.a. (1973) zum ‚autoritären Charakter‘ kritisiert werden, deren Typologie nicht die klassenkulturellen Mentalitäten des Alltags abbildet. *Zum einen* wird darin nur ein Zug (‚autoritär - nicht autoritär‘) berücksichtigt und *zum anderen* nicht die Ebene der Ideologie von der Ebene der Alltagsmoral abgegrenzt.

Syndrombegriff und Typenbildung

bei Adorno und ein Beispiel für Mentalitätstypen

Mit dem Konzept des Syndroms ist von Adorno u.a. (1973) in der sozialpsychologischen Studie zum ‚autoritären Charakter‘ gearbeitet worden. Ziel der darin durch qualitative und standardisierte Methoden entwickelten Typologie war es, „unter jeder Typusbezeichnung eine Anzahl von Zügen und Dispositionen zu ordnen und diese in einen Zusammenhang zu bringen, der sie ihrem Sinn nach als eine mögliche Einheit zeigt“ (Adorno u.a. 1973, S.

309).³³ In der empirischen Umsetzung zeigte sich jedoch, dass die entwickelte F-Skala, die das autoritäre Syndrom messen sollte, letztlich eindimensional auf einer weltanschaulich-ideologischen Ebene („demokratisch-autoritär“) blieb. Eine solche Engführung erfasst nicht die Mehrdimensionalität der Mentalitäten, die auf die praktische Alltagsbewältigung ausgerichtet sind. Die weltanschauliche Ebene bzw. das Gesellschaftsbild ist davon allenfalls ein Ausschnitt;³⁴ von ihrer Genese her ist die Alltagsbewältigung zunächst ‚unideologisch‘. Deshalb ist davon auszugehen, dass unter der Kategorie ‚Arbeiter‘ bei Adorno u.a. unterschiedliche Mentalitätstypen subsumiert worden sind, die sich nur hinsichtlich einiger Einstellungszüge ähneln. Implizit floss bei der Untersuchung zudem ein Elite-Masse-Schema ein, das davon ausgeht, dass demokratisches Bewusstsein sich nur durch Individualität und Reflexion entwickeln kann.³⁵

³³ Ausführlicher heißt es: „Wir halten solche Typen für die wissenschaftlich fruchtbarsten, welche sonst verstreute Züge zu sinnvoller Kontinuität integrieren und Korrelationen von Elementen sichtbar machen, die nach psychologischer Interpretation der Ihnen zugrundeliegenden Dynamik ihrer ‚inhärenten‘ Logik gemäß zusammengehören“ (Adorno u.a. 1973, S. 309).

³⁴ Ein anderes Beispiel ist die Untersuchung von Habermas u.a. zum politischen Bewusstsein der Studenten. Sie verwenden den Begriff des „politischen Habitus“, mit dem sie „das Verhältnis der Befragten zur Öffentlichkeit im ganzen, zur politischen Sphäre als solcher fassen“ (1961, S. 72). Dabei unterscheiden sie vier Dimensionen (Einstellungsbündel) dieses politischen Habitus und bilden schließlich sechs Einstellungstypen. Sie können dabei die Einstellungen zur Politik nur sehr eingeschränkt in die ‚kulturelle Gesamtorientierung‘ (Milieu) integrieren; die Einstellung zur Politik wird nicht zusammen mit anderen Einstellungszügen zu einem Syndrom der Alltagsbewältigung kombiniert. Von den sechs Einstellungstypen, die sie differenzieren, werden somit vier mehr oder minder defizitär als ‚Mitläufer‘ eingestuft (vgl. Habermas u.a. 1961, S.124).

³⁵ Dieser Befund konnte in der Adorno selbst in Auftrag gegebenen Studie von Jaerisch (1975) ein Stück weit korrigiert werden. Jaerisch kritisiert (ebd., S. 161) an der F-Skala eine latente Idealisierung der „‚gebildeten‘ Mittelschicht“. Die Arbeiter werden somit „an der Elle der individualistischen Gewohnheiten und Werte dieser Mittelschicht“ gemessen. Somit müsse davon ausgegangen werden, dass das ‚Messinstrument‘ auf die soziale Situation (also das Milieu) der Arbeiter nicht angemessen

Zudem spielt eine Rolle, dass die Befunde von Adorno u.a. eher auf der Ebene der Weltanschauung liegen, die von der Ebene der auf Alltagsbewältigung gerichteten Mentalität bzw. des Habitus getrennt werden muss (vgl. Vester u.a. 2001, S. 103 f.). Zwischen beiden verläuft nach Bourdieu ein „epistemologischer Bruch“ (1982, S. 728 f.), der vergleichbar ist mit dem schon von Geiger beschriebenen Verhältnis von Ideologie und Mentalität (Geiger 1987, S. 77 f.). Weltanschauungen oder Ideologien entstehen ‚kognitiv‘, oft auf einer eher abstrakten Ebene des Diskurses und eingebunden in die institutionelle politische Auseinandersetzung, während die Mentalitäten sich aus dem praktischen Alltagshandeln, in den sozialen Beziehungen des Milieus herausbilden. Aufgrund dieser „Zweiteilung zwischen Lebenswelt und politischer Welt“ (Vester u.a. 2001, S. 103) gehen Mentalität und Ideologie nicht bruchlos ineinander auf. Dass die Menschen sich scheinbar häufig „nicht im Sinne ihrer materiellen Interessen verhalten“, wie Adorno beklagt, liegt daran, dass die Intellektuellen die Weltanschauung der Akteure häufig an dem Schema einer ‚kognitiven Logik‘ (Bourdieu) messen (d.h., dass aus der objektiven Lage bestimmte Interessen als ‚logisch richtig‘ abgeleitet werden) und nicht an den Maßstäben der praktischen Alltags-tauglichkeit. Aus einer solchen Perspektive wird die Praxis der Akteure dann häufig verzerrt wahrgenommen.³⁶

Zur Verdeutlichung soll ein Beispiel für Mentalitätsprofile aus unserer Studie ‚Kirche und Milieu‘ herangezogen werden. Das Einstellungsspektrum zu Kirche und Religion wurde dabei als ein Ausschnitt der Mentalität gesehen, der in die milieutypische Gesamtorientierung eingeordnet wurde. So hat

abgestimmt war, „dass bereits die F-Skala zumindest teilweise auch solche Normen und Verhaltensmuster bei Arbeitern als autoritär erscheinen ließ, die weniger triebdynamischen Ursprungs als zwangsläufig durch ökonomische Lage, Berufs- und Geschlechtsrollen, vorgegebene Umwelt und Zukunftsperspektiven bedingt werden“ (ebd., S. 154).

³⁶ „Wenn die Menschen die soziale Welt beurteilen sollen, treten grelle, irrationale Züge hervor“ (Adorno u.a. 1973, S. 11).

der Typus der ‚Humanisten‘ (Vögele u.a. 2002, S. 151 ff.) einen Zugang zur Kirche vor allem über Ideelles, Geistiges, Sinnsuche, Kultur usw. Das ist allerdings nicht eine mehr oder weniger beliebige Einstellung zur Kirche, sondern diese Einstellung zur Kirche korrespondiert mit dem typischen Habitus der Bildungselite. Dieser ist generell mit seiner hohen Bewertung der ‚geistigen Ebene‘ zugleich ein Distinktionshabitus gegenüber dem ‚Vulgär-geschmack‘ und ‚Materialismus‘ der weiter unten stehenden Milieus. In der gesamten Alltagspraxis dieser Gruppen zeigt sich die Tendenz, die soziale Welt und die Akteure nach dem Gegensatz ‚Ideell-Materiell‘ wahrzunehmen und zu klassifizieren. Die Einstellung zur Kirche ist erst vor dem Milieu-hintergrund zu verstehen, in den sie eingebunden ist. Bei den verschiedenen Varianten der ‚Alltagschristen‘ dagegen (Vögele u.a. 2002, S. 183 ff.) ist die Einstellung zur Kirche *praktisch*. Ein nur ideeller Zugang zur Kirche wird distanziert betrachtet; die Ideale müssen sich im Handeln wieder finden (Prinzip der ‚Einheit von Wort und Tat‘). Es ist demnach (außer aus der Perspektive der oberen Milieus, zu denen etwa die ‚Humanisten‘ zählen) kein Defizit an ideeller Orientierung und eine ‚materialistische Haltung‘, sondern steht für einen pragmatisch-realistischen Umgang mit ideellen und nicht-ideellen (materiellen) Motiven. Auch diese Haltung steht in Zusammenhang mit dem Milieu, dem die Alltagschristen zugehörig sind. Es sind praktisch denkende und praktisch handelnde Menschen, so dass ein praktischer Zugang zu Kirche und Religion ihrer Alltagspraxis entspricht.

Konsequenzen

Empirische Methoden zur Typenbildung müssen also dem Anspruch genügen, die ‚Violdimensionalität‘ der Alltagsbewältigung zu berücksichtigen. D.h., es muss geleistet werden, dass ganz unterschiedliche Dinge miteinander verbunden werden. Bourdieus Ausführungen zur Klasse, die, wie er sagt (vgl. 1982, S. 182), weder durch einzelne oder auch subsumierte Merkmale, sondern „durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten

Merkmale“ definiert ist, können hier analog auf die Ebene des Akteurs übertragen werden. Ganz unterschiedliche Dinge müssen von den Akteuren miteinander ausgehandelt und vermittelt werden. Die verschiedenen Züge des Habitus bilden miteinander eine durchaus spannungsreiche Konfiguration, bei der wie in einem Mobile (Bremer 1995) alles mit allem in Verbindung steht und doch eine bestimmte typische Gestalt erkannt werden kann. Mit Adornos Konzept vom Syndrom als Grundlage eines Typus ist eine wichtige theoretische Anforderung für eine Typenbildung benannt. Es kann aber hier nicht bruchlos übernommen werden. So zeigen die kurzen eingefügten Beispiele auch, dass die Praxis der Akteure aus der Perspektive von Habitus und Mentalität nicht auf individuellen, sondern gesellschaftlichen Schemata beruht, die aber „auf den sozialpsychologischen Dynamiken“, auf die sich Adorno u.a. stützten, „eher indirekt aufbauen“ (Vester u.a. 2001, S. 165).

Empirisch heißt das, dass für das Finden von Typen deshalb auf *qualitative* empirische Methoden zurückgegriffen werden muss, weil sich die Bedeutung der Dimensionen und die subjektive Perspektive der Akteure auf die sozialen Felder nur herausarbeiten lässt, wenn die Akteure selbst zu Wort kommen können.³⁷ Die Entscheidung für die Art der Methoden (qualitative/quantitative Methoden oder eine Kombination beider Wege) löst aber das Problem nicht automatisch. Typen findet man nicht allein durch ein bestimmtes empirisches Verfahren, sondern es muss, wie hier schon deutlich geworden ist, zugleich theoretisch begründet sein, welche Dimensionen für eine valide Typenbildung berücksichtigt werden müssen, so dass „ähnliche

³⁷ Quantitative Verfahren können bekanntlich aufgrund der Standardisierung nur die Häufigkeit bzw. Intensität bereits vorgegebener Einstellungsdimensionen in Form von verkürzten Statements ermitteln. Qualitative Verfahren sind in dieser Hinsicht offen angelegt. Das Spektrum möglicher Antworten soll nicht vorab eingeengt werden; zudem sollen die Befragten sich zum Thema mit ihren eigenen Worten äußern können.

Fälle zu Gruppen” (Kelle/Kluge 1999, S. 11) zusammengefasst werden können.³⁸

Zugleich muss es mit Hilfe der empirischen Methoden aber auch möglich sein, über die Ebene von Einzelfällen hinaus Aussagen machen zu können, um (wie durch die Webersche Typologie) die Gesamtsituation und die Potenziale, für die die Typen stehen, einschätzen zu können (vgl. die beschriebenen Probleme in Abschnitt 2.). Die Einzelfälle müssen also in den sozialen Raum eingeordnet und Akteursgruppen zugeordnet werden können.³⁹ Dazu diene uns bei den hier beschriebenen Studien eine ‚Landkarte sozialer Milieus‘ als Hintergrund, die im folgenden Abschnitt beschrieben wird. Ungenügend ist auch, für einen Typus nur einen Fall heranzuziehen. Ein einzelner Fall deckt das Spektrum eines Typus nicht ausreichend ab. Es kann sich zudem um einen Fall handeln, der für den Typus nicht maßgebend ist, da er nur eine Randvariation darstellt. Deshalb muss bei der Typenbildung auch eine gewisse Fallzahl erreicht werden.

3.2 Habitus und soziales Milieu

Bisher sind die theoretischen Voraussetzungen der von uns durchgeführten Studien mit den zentralen Begriffen Habitus/Mentalität, Milieu, Alltags-

³⁸ Für einen umfassenden Überblick über Methoden der Typenbildung vgl. Kluge (1999) sowie Kelle/Kluge (1999). Allerdings werden darin in erster Linie „Techniken und Methoden” (Kelle/Kluge ebd., S. 11) vorgestellt, während die theoretische Begründung eines Typus weniger im Mittelpunkt steht. Erst durch diese wird aber erst bestimmt, wann typische Ähnlichkeiten vorliegen.

³⁹ Qualitative Studien haben häufig das Problem, dass sie sich mehr oder weniger auf Einzelfälle beschränken. Auch wenn typologisch gearbeitet wird, können zumeist kaum Aussagen über die Reichweite der Befunde gemacht werden. Das trifft weitgehend auch für die Studien zu, die im Anschluss an Bohnsack (1989, 1997, 1999) mit der ‚dokumentarischen Methode‘ gearbeitet haben (u.a. Loos 1999, Meuser 1998, Behnke 1997, Behnke/Meuser 1999; zusammenfassend Bohnsack u.a. 2001). Die darin herausgearbeiteten Typologien und Befunde erlauben letztlich keine Einschätzungen darüber, welches Gewicht die einzelnen Typen insgesamt haben.

praxis usw. nur kurz genannt worden. In diesem Abschnitt sollen sie etwas näher beschrieben werden.

Die Alltagszusammenhänge sozialer Milieus

Wie bereits erwähnt, lag den Untersuchungen die Annahme zu Grunde, dass die Orientierung und das Handeln der Akteure im Feld - (politische) Erwachsenenbildung und Kirche/Religion - vor dem Hintergrund der Alltagspraxis, dem sozialen Milieu, gesehen werden muss. Im alltäglichen Handeln stehen vor allem die verschiedenen Lebenssphären - Arbeit, Freizeit, Familie, Freunde, Nachbarschaft usw. - im Mittelpunkt. Diese müssen von den Menschen ‚bewältigt‘ werden, indem Interessen, Ideale, Handlungen und Gefühle gesteuert und sinnhaft integriert werden. Die ‚Feldorientierung‘ ist in diese ‚Gesamtorientierung‘ eingebunden, die Praxis in einem bestimmten sozialen Feld ist mit der gesamten Alltagspraxis verbunden.

Die Integration der Lebensbereiche mit ihren je unterschiedlichen Möglichkeiten und Zwängen führt zur Herausbildung von bestimmten Prinzipien, für die die Akteure eine Affinität haben, die ihnen ‚liegen‘ und die zusammen ein *Syndrom* (Adorno u.a. 1973) von Mentalitäts- bzw. Habituszügen bilden. In diesem Syndrom besteht zwischen den Prinzipien eine *Balance*, die man mit einem Mobile vergleichen kann. Akteursgruppen, die aufgrund ähnlicher Prinzipien (also ähnlichem Habitus bzw. ähnlicher Mentalität) zu ähnlichen praktischen Mustern der Alltagsbewältigung kommen, bilden ein soziales Milieu (vgl. Vester u.a. 2001).

Erstmals hat Durkheim (1988, 1961) dem sozialen Milieu eine wichtige Bedeutung beigemessen.⁴⁰ Soziale Gruppen bilden sich dadurch, dass Individuen „Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigungen gemeinsam haben“. Diese Gemeinsamkeiten, mit denen sie sich zugleich von anderen unterscheiden, führen dazu, „dass sie sich suchen, in Verbindung treten, sich

⁴⁰ Vgl. ausführlich Vester u.a. 2001, S. 170 ff.

vereinen und auf diese Weise nach und nach eine engere Gruppe bilden” und dabei einen „Korpus moralischer Regeln” entwickeln (Durkheim 1988, S. 55 f.). Im sozialen Milieu kommen demnach objektive Zwänge und subjektive Neigungen zusammen;⁴¹ es sei wesentlichste Aufgabe der Sozialwissenschaft, „die verschiedenen Eigentümlichkeiten dieses Milieus (...) zu entdecken” (Durkheim 1961, S. 195). In seiner Studie „Über soziale Arbeitsteilung” schrieb er den durch funktionale Differenzierung neu entstehenden Berufsgruppen dabei eine wichtige Rolle zu, um die herum sich die „moralischen Milieus” (Durkheim 1988, S. 53) bilden würden. Wenn in den hoch entwickelten Gesellschaften der heutigen Zeit die Bedeutung der Berufssphäre als zentraler Lebensbereich abgenommen hat, so heißt das aber nicht, dass die sozialen Milieus sich damit auflösen.⁴² Vielmehr verbreitern und öffnen sich die Erfahrungszusammenhänge oder „sozialen Lagen” (Hradil), auf deren Grundlage sich die Milieus herausbilden (vgl. Vester u.a. 2001, S. 167 ff).⁴³

Die in einem sozialen Milieu zusammengefassten Akteure müssen sich dabei nicht persönlich kennen, da es um Lebensprinzipien geht, die aufgrund strukturhomologer Bedingungen entwickelt werden. Allerdings führen diese

⁴¹ Durkheim hat keineswegs das Milieu einseitig als kontrollierend und äußeren Zwang ausübend konzipiert, wie ihm das bisweilen vorgeworfen wird, sondern darin ein dynamisches Verhältnis von subjektiven und objektiven Aspekten gesehen (ähnlich wie bei Bourdieu in der Dialektik von Habitus und Feld). Vgl. auch den entsprechenden Hinweis von Matthiesen (1998, S. 29). Auch Durkheim selbst wies den Vorwurf zurück, dass er mit der Betonung der „äußeren Bedingungen und dem Milieu” verbinde, „die Quellen des Lebens außerhalb des Lebendigen” zu suchen (1961, S. 201).

⁴² Vgl. dazu Hradil, der den Milieubegriff erweitert und in die Soziologie und Ungleichheitsforschung zurückgebracht hat (Hradil 1987, 1999).

⁴³ Die phänomenologische Tradition des Milieubegriffs ist mit den Namen Max Scheler und Aron Gurwitsch verbunden (vgl. Hitzler/Honer 1984, Grathoff 1989). Bohnsack (1999, 1997, 1989) verbindet Gurwitschs Milieubegriff mit Mannheims Konzept des ‚konjunktiven Erfahrungsraums’ (Mannheim 1980 [1922-1925]). Ein Überblick über die verschiedenen Traditionslinien des Milieubegriffs geben Matthiesen (1998) und Hradil (1992).

ähnlichen - oft unausgesprochenen - gemeinsamen moralischen und geschmacklichen Neigungen dazu, dass sich Angehörige eines sozialen Milieus eher treffen, in Berufen, Familien, Wohnquartieren, Vereinen, Kneipen, Kulturveranstaltungen usw.- oder auch in Bildungsveranstaltungen oder der Kirche. Ebenso, wie sich Menschen durch gemeinsame moralisch-geschmackliche Normen oder Klassifizierungen miteinander verbunden fühlen, grenzen sie sich von anderen ab, indem sie sich z.B. aus dem Wege gehen. Zusammenhalt und Abgrenzung erfolgen dabei zumeist unreflektiert im Sinne eines „begrifflosen Erkennens“ (Bourdieu 1982, S. 734), weil man die Welt mit den gleichen Augen sieht, dieselbe Sprache spricht, auf einer Wellenlänge schwingt, sich unter seines Gleichen fühlt - oder das alles eben gerade nicht teilt.⁴⁴ Mit diesen verinnerlichten (gleichen oder verschiedenen) „Klassifikationssystemen“ oder „Klassifikationsschemata“ (Bourdieu), mit denen die Akteure die soziale Welt wahrnehmen, verfügen sie über ein „praktisches Wissen“, um „sich in dieser Welt ‚vernünftig‘ verhalten zu können“ (Bourdieu 1982, S. 730).⁴⁵

Der Habitus und die Frage von Persistenz und Wandel

Bourdieu hat für diesen verinnerlichten Orientierungssinn einem klassischen lateinischen Begriff, den *Habitus*, einen zentralen Platz in seiner Theorie eingeräumt.⁴⁶ Der Habitus bezeichnet „eine allgemeine Grundhaltung, eine

⁴⁴ Daran zeigt sich auch, dass der Lebensstil nur die Oberfläche dieser gemeinsamen Prinzipien bildet.

⁴⁵ Vgl. dazu Bourdieu 1982, S. 727 ff.

⁴⁶ Erstmals legte er dieses theoretische Konzept in dem Aufsatz „Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis“ (Bourdieu 1970, S. 125 ff.) sowie in seiner Auseinandersetzung mit Webers Religionssoziologie (Bourdieu 2000) dar. Begrifflich knüpft er damit an den Kunsthistoriker Panofsky (1932) an (vgl. auch Bohnsack 1999, S. 173 f.), geht mit seinem Konzept aber über dessen Verwendung weit hinaus: „Der Begriff gestattete es mir damals, mit dem strukturalistischen Paradigma zu brechen, ohne in die alte Philosophie des Subjekts oder des Bewusstseins, die der klassischen

Disposition gegenüber der Welt” (Bourdieu 1992a, S. 31). Er beruht auf Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, mit denen die soziale Welt klassifiziert, also kognitiv, moralisch und geschmacklich bewertet und eingeteilt wird und die bis in die Ebene der „körperlichen Hexis“ (Bourdieu 1987, S. 129) hinein reichen. Bourdieu (1982, S. 282 f.) spricht zudem vom Habitus als einem „einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis”, d.h., dass in allen Lebensbereichen gewissermaßen dieselbe Handschrift des Akteurs zu erkennen ist. Einzelne Praktiken, z.B. das Handeln in einem bestimmten sozialen Feld wie der Bildung oder der Religion,⁴⁷ stehen in einem Zusammenhang mit anderen: „Wie einer spricht, tanzt, lacht, liest, was er liest, was er mag, welche Bekannten und Freunde er hat usw. - all das ist eng miteinander verknüpft” (Bourdieu 1992a, S. 31 f.). Statt Einstellungen oder Praktiken isoliert zu betrachten besteht durch den Habitus eine „*stilistische Affinität*” von Praxisformen, „die jede Einzelpraxis zu einer ‚Metapher’ einer beliebig anderen werden lässt” (Bourdieu 1982, S. 282).

Die sozialen Milieus werden also durch den Habitus der Akteure gestiftet, zugleich aber wird der Habitus auch in den sozialen Milieus erworben. Das beginnt mit der Kindheit, vermittelt weniger durch explizite pädagogische Entwürfe als über die in der Praxis des Elternmilieus und des sozialen Umfeldes implizit enthaltenen „Prinzipien von praktischer Schlüssigkeit” (Bour-

Ökonomie und ihres *homo oeconomicus*, zurückzufallen, die heute unter dem Namen des methodologischen Individualismus wiederkehrt” (Bourdieu 1997, S. 61, Hervorhebung im Original). Obwohl noch nicht explizit entwickelt, hatte er mit dem Aufgreifen des Begriffes zugleich „implizit” (ebd., S. 63) ein weitreichendes Konzept entworfen, das an eine mit dem Begriff des Habitus verbundene Denktradition bzw. Denkrichtung anknüpft: „Es scheint mir in der Tat so, dass die Benutzer des Wortes Habitus sich in allen Fällen von einer der meinigen verwandten theoretischen Intention leiten ließen: den Boden der Bewusstseinsphilosophie zu verlassen, ohne den Akteur in seiner Wahrheit als praktischen Operator der Gegenstandskonstruktion abzuschaffen” (ebd., S. 63).

⁴⁷ Bourdieu wendet sich ausdrücklich gegen den „Atomismus einer bestimmten Sozialpsychologie, die die Einheit der Praxis zerbricht und partielle ‚Gesetzmäßigkeiten’ herstellt” (1982, S. 282, Fußnote 4).

dieudieu 1987, S. 137) - also als ‚stille Pädagogik‘. In den gewohnheitsmäßigen Alltagsroutinen, der Art, wie miteinander (partnerschaftlich - hierarchisch) und mit anderen umgegangen wird (gemeinschaftlich - abgrenzend), wie der Tag strukturiert und gefüllt ist (methodisch - spontan/asketisch - hedonistisch), wie Haus, Wohnung und anderes gestaltet sind (zweckmäßig - ästhetisch) usw. drücken sich die moralischen und geschmacklichen Neigungen aus, an denen sich Kinder bei der Entwicklung eigener Handlungsmuster orientieren und durch die auch das spätere Handeln im Erwachsenenalter vorstrukturiert wird (vgl. Wittpoth 1994). Das Wesentliche des *modus operandi*, wie Bourdieu den Habitus häufig bezeichnet, wird also „in der Praxis im Zustand des Praktischen vermittelt, ohne die Stufe des Diskurses zu erreichen“ (Bourdieu 1987, S. 136). Der Habitus wird also weniger über kognitives als über praktisches Lernen erworben.⁴⁸

In der Biographie werden diese Grundzüge der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in den Lebensphasen und den sozialen Feldern, die ‚betreten‘ werden, ständig herausgefordert und weiter entfaltet.⁴⁹ Dabei bleibt der Habitus eine Art innerer Kompass, der überwiegend vorreflexiv, „jenseits von Bewusstsein und diskursiven Denken“ (Bourdieu 1982, S. 730), die Lebensführung in eine Richtung lenkt.

Die Individualisierungsthese (Beck 1986) hat dagegen Theorien der ‚Bastelexistenzen‘ und ‚Patchworkidentitäten‘ inspiriert, die von anderen Prämissen ausgehen. Die Lebenswelten sind demnach zergliedert; der Sinn muss durch einen reflexiv-konstruktiven Akt des Individuums erst „gebastelt“ werden. Hitzler/Honer (1994) vermuten, „dass die alltägliche Lebenswelt des modernen Menschen zersplittert ist in nicht mehr zusammenhängende Teil-

⁴⁸ Vgl. Bourdieu 2001, S. 165 ff.; Wacquant 2003, S. 103 ff.; Kraus/Gebauer 2002, S. 61 ff. Vgl. auch Bremer 2004b.

⁴⁹ Das lässt sich z.B. anhand von bestimmten biographischen Konstellationen und Entwicklungsstufen verfolgen, wie sie von Erikson (1965, 1988) idealtypisch im Hinblick auf die Identitätsbildung beschrieben wurden.

Orientierungen, dass Sinnggebung zu einer privaten Angelegenheit jedes einzelnen geworden ist" (1994, S. 308 f.). Nach ihrer Analyse ist die Welt also fragmentiert; die Freisetzungen aus Bindungen zwingen die Menschen in eine ambivalente Lage des je nach Situation ‚Wählen-Müssens‘ und ‚Wählen-Dürfens‘; der gewonnenen Autonomie steht die ständige Bedrohung durch Überforderung gegenüber, weil der moderne Mensch „permanent mit einer Vielzahl von (Selbst-) Stilisierungsformen und Sinnangeboten konfrontiert ist, unter denen er mehr oder minder ‚frei‘ wählen kann - und muss" (1994, S. 308). Implizit liegt dieser Analyse ein Denken zugrunde, wonach Kollektivität immer mit äußerem Zwang und Unfreiheit verbunden wird, Individualität mit Wahl und Freiheit. Zudem wird von einem zunehmenden Maß von Reflexivität ausgegangen; die Menschen ‚bedienen‘ sich auf einem „Sinnmarkt, eine Art kultureller ‚Supermarkt‘ für Weltdeutungsangebote aller Art" (1994, S. 308). Folglich hat das „individualisierte Sinnbasteln des individualisierten Menschen (...) etwas von einem Patchwork bzw. von einer Collage, von jenem ästhetisch-technischen Verfahren also, diverse Sujets zu einem neuen Assoziationsraum zusammenzuschließen" (S. 310). In ähnlicher Weise problematisieren Keupp u.a. (1999) ausgehend von der Diagnose einer individualisierten Gesellschaft das Thema der Identitätsbildung.

Vor dem Hintergrund des hier nachgezeichneten Habituskonzeptes wird dagegen einer Einschätzung gefolgt, wonach durch den sozialen Wandel durchaus stärkere Anforderungen an reflexive Lebensentwürfe bestehen (die auch die Gefahr des Scheiterns oder Misslingens des Habitus bergen - vgl. Bourdieu 2001, S. 199 ff.; 204 ff.). Allerdings setzen diese auf den verinnerlichten Schemata des Habitus auf, so dass die Annahme von permanenter und mehr oder weniger beliebiger Reflexivität und Zersplitterung doch deutlich relativiert werden muss.

Gerade durch das vorreflexive Erwerben und gewohnheitsmäßige ‚Anwenden‘ verändert sich der Habitus in seinen Grundzügen nur sehr langsam über

eine oder mehrere Generationen.⁵⁰ Die Entscheidungen des Lebens, die Wahl von Gemeinschaften, Lebens- und Konsumstil, Beruf usw., sind immer relativ zu sehen ist, d.h. vor dem Hintergrund von nichtbewussten und -reflektierten Prinzipien, die die bewusste Entscheidung vorstrukturieren. Der Geschmack als „vorweggenommene praktische Abwägung“ lenkt die Wahl der Akteure „auf die praktischen Handlungen, Aktivitäten und Güter (...), die zu ihnen ‚passen‘“ (Bourdieu 1982, S. 728); er „paart die Dinge und Menschen, die zueinander passen, die aufeinander abgestimmt sind, und macht sie einander verwandt“ (ebd., S. 374). Aus der Not wird zugleich eine Tugend; man mag das, was man zu mögen gelernt hat: „Der Geschmack ist die Gestalt des *amor fati* schlechthin“ (ebd., S. 378).

3.3 Das Milieumodell als genealogischer Ansatz

Wenn der Habitus in seinen Grundmustern als milieustiftendes Prinzip also relativ beständig ist,⁵¹ dann müssen auch die moralischen Prinzipien der

⁵⁰ Das Verhältnis von Persistenz und Wandel des Habitus ist von uns anhand von lebensgeschichtlichen Interviews in zahlreichen Fallstudien untersucht worden (vgl. Lange 1996, Gardemin 1995, Bremer 1995; Völker 1994; Schwarzer 1991; zusammenfassend auch Vester u.a. 2001). In erweiterter Form ist dies nun durch Lange-Vester (1999; 2003) tiefergehend untersucht worden. Sie hat ausgehend von mehreren lebensgeschichtlichen Interviews mit Angehörigen einer Familie aus unterschiedlichen Generationen eine historische Mentalitätsuntersuchung durchgeführt. Die Studie stützt sich auf die Interpretation historischen Materials, das bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückreicht. Wandel und soziale Mobilität werden durchaus nachgewiesen, vor allem wenn die Bedingungen des ‚Feldes‘ dies erforderten; soziale Mobilität gab es zwischen sozialräumlich benachbarten Gruppen. Ihre Befunde sprechen dafür, dass trotz durchaus festzustellendem Wandel die soziale Mobilität doch begrenzt ist, was die These einer „longue durée des Habitus“ stützt (Lange- Vester 2003, S. 87), d.h. einer beachtlichen Kontinuität der Habitusmuster über einen längeren Zeitraum.

⁵¹ Diese Beharrungskraft bezeichnet Bourdieu als ‚Hysteresis-Effekt‘ (vgl. Bourdieu 1982, S. 238 f.). Die Veränderung der sozialen Lage bzw. der objektiven Lebensbedingungen bewirkt keinen direkten Wandel des Habitus. Vielmehr wirken die erworbenen Handlungs- und Deutungsmuster, die sich in der sozialen Praxis zeigen, nach: „Als einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn

Milieus relativ stabil sein und sich wie der Habitus nur allmählich, etwa im Generationenrhythmus, wandeln.⁵² In dieser Hinsicht kommt ein wichtiger Beitrag vom Birminghamer ‚Center of Contemporary Cultural Studies‘ (CCCS), deren lebensweltlicher Klassenbegriff der auf Durkheim zurückgehenden Milieukonzeption von Vester u.a. (2001) sehr ähnlich ist.

In Abgrenzung zu Untersuchungen, die von einer klassenlosen Jugendkultur ausgehen, kann in den historisch ansetzenden jugendsoziologischen Studien (vgl. z.B. Clarke/Hall u.a. 1979) nachgewiesen werden,⁵³ dass sich in den Jugendkulturen durchaus die Werte der Herkunftskultur finden lassen.⁵⁴ Innerhalb einer „Stammkultur“ entwickeln sich „Subkulturen“, zwischen denen eine Beziehung besteht. Diese jugendlichen Subkulturen entwickeln ihre „je eigenen Gestaltungen und Aktivitäten“, doch haben sie

erzeugt hat. Deshalb macht er gerade die Praktiken *relativ unabhängig* von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart“ (Bourdieu 1987, S. 105, Hervorhebung im Original). - Geiger hatte diesen Effekt schon in seiner Untersuchung ‚zur sozialen Schichtung des deutschen Volkes‘ (1987) durch das Einführen der Mentalitätsebene, die er von der Ideologie (reflexives Bewusstsein) abgrenzte, beschreiben können. Damit konnte er ein Nebeneinander von Sozialformen aufzeigen, die historisch nacheinander aufgetreten sind: „So wirken im alten Mittelstand die ständischen Schichtungen der vor- und frühkapitalistischen Epoche als Querdifferenzierungen nach; ständische Sitte und Lebensauffassung haben sich bewahrt und leisten der Durchsetzung des hochkapitalistischen Klassenprinzips zähen Widerstand“ (Geiger 1987, S. 85). Er sprach in diesem Zusammenhang von einer „sozialgeschichtlichen Verwerfung“ (ebd.); vgl. dazu ausführlicher Vester 1998.

⁵² In der Theorie Bourdieus ist der Generationenwandel über die Zeitachse berücksichtigt, die bei ihm die dritte Dimension des sozialen Raumes bildet. Er verweist hier vor allem auf die Bedeutung der ‚sozialen Laufbahn‘ (Bourdieu 1982, S. 187 ff.) und auf die mit dem Generationenwechsel verbundenen dynamischen „Umstellungsstrategien“.

⁵³ „Bei der Analyse moderner Phänomene kommt es darauf an, historisch zu denken; viele Mängel der Jugendforschung sind zumindest teilweise dadurch bedingt, dass in ihnen die historische Dimension fehlt oder zumindest verkürzt ist“ (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 51).

⁵⁴ Kultur umfasst für sie „die besondere und distinkte Lebensweise“ einer Gruppe oder Klasse (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 41).

mit der Kultur, aus der sie abstammen, „doch auch gewisse Dinge (...) gemeinsam“ (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 45).

Die Studien beziehen sich besonders auf die Zeit der 1960er und 1970er Jahre. Bei den Subkulturen von Arbeiterjugendlichen tauchen beispielsweise Werte der elterlichen ‚Arbeiterstammkultur‘ (die Autoren nennen Kollektivität, enger lokaler Bezug, ein enger Zeitrahmen, der spezifische Wochenrhythmus, Körperlichkeit, Maskulinität usw.) wieder auf. Sie drücken sich aber anders aus (z.B. die ‚Gang‘ als subkulturelles Muster, in dem sich Kollektivität und Maskulinität ausdrücken) und werden unter den Bedingungen gestiegenen Wohlstands- und Konsumniveaus stilisiert. Dennoch sind diese Subkulturen von denen anderer ‚Stammkulturen‘, wie z.B. der ‚Mittelschichtjugendlichen‘, zu unterscheiden. Diese sind wie auch die elterliche Stammkultur stärker an den Werten der oberen Klassen (‚dominante Kultur‘) orientiert. Individualität, Selbsterfahrung usw. haben einen größeren Stellenwert und führen unter den Bedingungen größerer zeitlicher Freiräume zur bewussten Entwicklung ‚alternativer Gegenkulturen‘.⁵⁵

Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass zwar „die Kulturen für jede einzelne Gruppe ein System von Traditionen - aus der Vergangenheit übernommene Handlungsanweisungen - bilden“, sie jedoch „in jeder Generation neu aufgebaut werden“ müssen (Clarke/Hall u.a. 1979, S. 109). Den scheinbaren Antagonismus von Klasse und Generation lösen sie also auf,⁵⁶ indem

⁵⁵ Einen wichtigen Beitrag für den deutschen Raum hat in diesem Zusammenhang Geiling (1996) geliefert. Er untersucht die Entstehung jugendkultureller Submilieus auf lokaler Ebene von den 1950er Jahren bis in die 1990er Jahre.

⁵⁶ Auch Mannheim (1964, S. 509 ff.) hat die Bedeutung einer sogar gruppen- und klassenübergreifenden gemeinsamen Generationserfahrung hervorgehoben. Zwar hatte er darauf hingewiesen, dass sich „innerhalb desselben Generationszusammenhangs mehrere, polar sich bekämpfende Generationseinheiten bilden“ können (ebd., S. 547). Allerdings wurden diese sozialstrukturellen Bezüge von ihm nur angedeutet und kaum ausgearbeitet (Grathoff spricht gar von „Mannheims ‚Ersetzung‘ der Klassenlage durch Generationenlage“, 1989, S.127), wie Murdock/McCron (1979) betonen. Diese würdigen einerseits die entsprechenden Arbeiten Mannheims, beklagen aber auch,

sie beides miteinander verknüpfen: Generationenwandel innerhalb von ‚Stammkulturen‘ oder *Metamorphosen*⁵⁷ der Klassenkulturen.

Wenn also soziale Zusammenhänge in jeder Generation neu aufgebaut werden,⁵⁸ ohne sich dabei vollständig von der Herkunftskultur abzunabeln, dann kann man von Traditionslinien sozialer Gruppen ausgehen, denen auch die Milieus der Gegenwart zuzuordnen sind. Vester u.a. (2001, S. 29 ff.) differenzieren fünf solcher großen, in sich weiter differenzierten Traditionslinien sozialer Milieus: Auf der oberen sozialen Stufe die Traditionslinien von Macht und Besitz und der akademischen Intelligenz, auf der mittleren Stufe die Traditionslinie der Facharbeit und praktischen Intelligenz sowie die ständisch-kleinbürgerliche Traditionslinie und auf der unteren Stufe des sozialen Raums die Traditionslinie der unterqualifizierten Milieus.

Nach diesem Ansatz können die sozialen Milieus als „Nachfahren“ früherer Stände, Klassen und Schichten (Vögele u.a. 2002, S. 90) gesehen werden. Mentalitätsgruppen müssten sich dann in ihrer Entwicklung über längere Zeiträume historisch zurückverfolgen lassen. Die Abstammungslinien der Milieus führen zu ‚Stammbäumen‘, so dass man von einem *genealogischen Ansatz* sprechen kann. Auf dieser Annahme aufbauend konnten wir so die im Projekt ‚Kirche und Milieu‘ herausgearbeiteten Mentalitätstypen als Nachfahren der von Max Weber beschriebenen sozialen Gruppen mit spezifischen religiösen Dispositionen und auch der Gruppen aus der Studie Bismarcks

dass letztlich „das Verhältnis von Lebensalter und Klasse (...) unerforscht“ blieb und dass spätere Autoren zudem Mannheims „vorsichtige Unterscheidungen (...) weitgehend ignoriert“ hätten (Murdock/McCron 1979, S. 21). Auf die Weiterführung des Ansatzes von Mannheim in der ‚dokumentarischen Methode‘ nach Bohnsack (u.a. 1989, 1997, 1999) wird in Abschnitt 6. zurück gekommen.

⁵⁷ Zum Begriff der Habitusmetamorphosen vgl. Müller 1990, Vester u.a. 2001.

⁵⁸ Solche generationstypischen Aktualisierungen können gut durch Kohortenuntersuchungen herausgearbeitet werden; vgl. die Ruhrgebietsstudie von Niethammer (1983).

(1957; vgl. Abschnitt 2.2) herausarbeiten und in eine historische Linie bringen (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 127; vgl. auch Abschnitt 8. dieser Arbeit).

3.4 Die Landkarte der sozialen Milieus

Die Milieulandkarte (Abb. 1)⁵⁹ bildete die Grundlage für die von uns durchgeführten Untersuchungen. Dabei handelt es sich um eine standardisiert erhobene Typologie sozialer Gruppen, die ihrerseits zuerst qualitativ ermittelt und erst im Anschluss durch eine umfangreiche Statementbatterie quantifiziert wurde (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 51 ff., S. 69 ff.). Sie bildet eine *Basistypologie*, die die Grundmuster der Mentalität des Alltags zeigt. Die Orientierung in den Feldern sollte in den beiden Studien, auf die sich die hier beschriebene Methodenentwicklung bezieht, exploriert und dieser Basistypologie zugeordnet werden.

Im Gegensatz zum sozialen Raum Bourdieus, wie er etwa in den „feinen Unterschieden“ abgebildet ist (vgl. 1982, S. 212 f.), sind die sozialen Milieus in der „Landkarte der sozialen Milieus“ nicht nach sozialer Position aufgrund der Kapitalverteilung positioniert, sondern nach dem Typ ihres Habitus bzw. ihrer Mentalität (Vester u.a. 2001, S.26 ff.). Im Diagramm sind die Milieus in den sozialen Raum nach Bourdieu eingeordnet.⁶⁰

⁵⁹ An dieser Stelle wird aus Platzgründen nur auf die westdeutschen Milieus Bezug genommen. Die Milieus sind (auch für Ostdeutschland) ausführlicher beschrieben in Vester u.a. 2001, S. 503 ff. Für Ostdeutschland vgl. ferner Vester u.a. 1995.

⁶⁰ Bourdieus Strukturierung des sozialen Raumes (Bourdieu 1982) greift auf verschiedene Kapitalformen zurück (Bourdieu 1983). Als die wichtigsten stellt Bourdieu das ökonomische, das kulturelle oder Bildungskapital und das soziale Kapital (mobilisierbare soziale Netze) heraus. Hinzuzuzählen wäre noch das symbolische Kapital, das ausdrückt, inwieweit die Kapitalarten gesellschaftliche bzw. soziale Anerkennung finden. Kapitalvolumen und Verhältnis von ökonomischem und kulturellem Kapital bilden die vertikale und horizontale Achse des sozialen Raumes. Als dritte Dimension bezeichnet Bourdieu die Zeitachse. Sie beschreibt den Weg der sozialen Laufbahn, den die Akteure und Gruppen in ihrem Leben durchlaufen; ebenso lässt sich darauf die Dynamik des Generationenwechsels verdeutlichen. Diese Strukturierung des sozialen Raums ist dabei keineswegs als eine ‚verfeinerte‘ Variante sozialer Schich-

Vereinfacht können wir auf der vertikalen und horizontalen Ebene jeweils drei Abstufungen ausmachen, nach denen sich die Milieus in Bezug auf den Grad ihrer Distanz zum Einfachen und Notwendigen und in Bezug auf ihre Haltung zu Autorität abgrenzen. Insbesondere auf der vertikalen Achse trennt die Gruppen Unterschiede in der alltäglichen Lebensführung, die als „Kulturschranken“ bezeichnet werden können.

Die kräftigen Rahmungen im Diagramm kennzeichnen „Milieustammbäume“. Sie repräsentieren Milieus mit gleichen Wurzeln, die nach dem Prinzip des Generationenkonflikts in den jüngeren Generationen neue Äste und Zweige ausbilden. Diese zeitliche Entwicklung ist im Diagramm durch die diagonalen Linien innerhalb der Milieustammbäume angedeutet. Es ist vor allem dieser Wandel, der von Beck (1986) als Individualisierung und Auflösung von Klassenmilieus interpretiert wird. Nach unseren Forschungen bedeutet Individualisierung dagegen ein Mehr an Autonomie, ohne dass die sozialen Zusammenhänge zerfallen. Vergleicht man die Zahlen vom Jahr 2003 mit denen von 1982, so wird deutlich, dass die Veränderungen sich hauptsächlich *innerhalb* der großen Stammbäume der „respektablen Volksmilieus“ vollzogen haben. Dies zeigt sich in der Herausbildung der jüngeren Milieuvarianten, die dieselben historischen Wurzeln haben. Dagegen haben sich die vertikalen Grenzen als relativ stabil erwiesen.

Diese horizontalen Verschiebungen sind für die Probleme des Bindungsverlustes der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung und der Kirche allerdings von großer Bedeutung. Gegenüber früher müssen sich die Institutionen auf andere Erwartungen hinsichtlich der gewünschten Partizipation und auf andere Motivationsstrukturen einstellen.

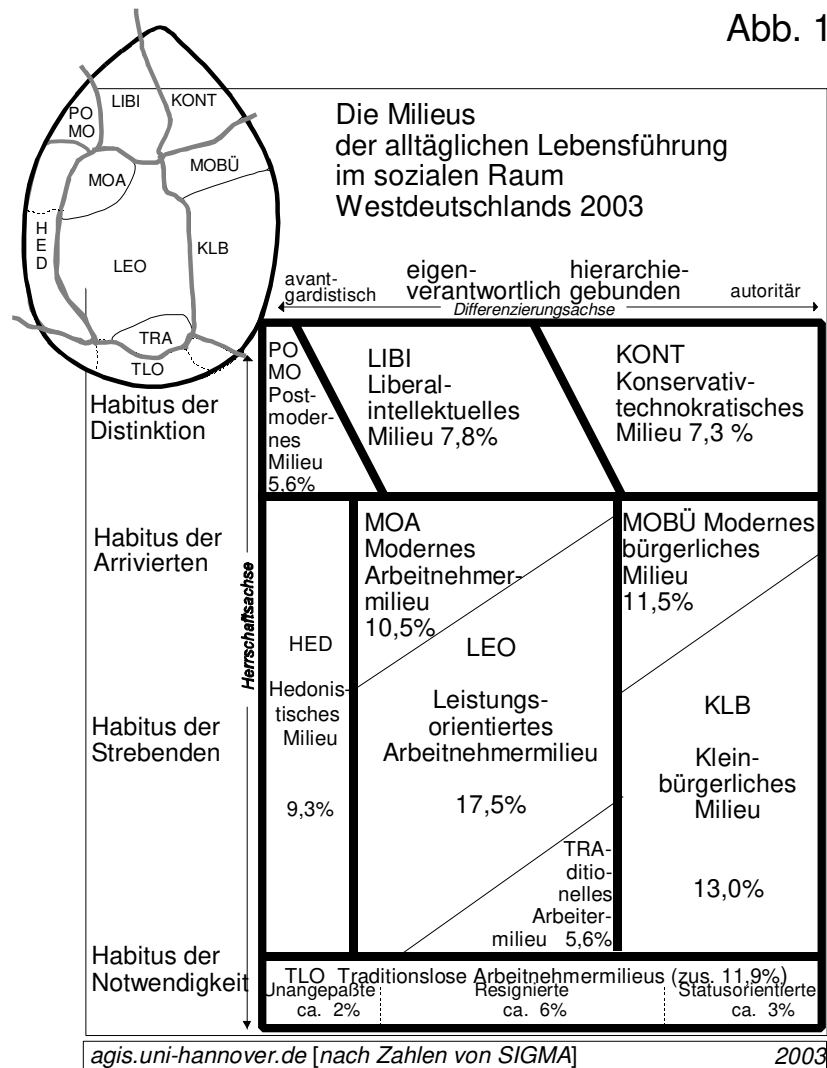
tung zu sehen, bei der sich der Habitus aus der Verteilung der Kapitalarten ableiten oder ‚errechnen‘ lässt. Vester (2002, S. 67) spricht in diesem Zusammenhang von einer häufigen „Fehlinterpretation“ der Bourdieuschen Kapitaltheorie.

Die sozialen Milieus in Kurzbeschreibung

Oben im sozialen Raum finden sich die Milieus der wohlhabenden, feinen und gebildeten Leute, die den Ton in der Gesellschaft angeben. Zum *Konservativ-Technokratischen Milieu* (KONT: 7,8%) gehören die Entscheidungsträger in Wirtschaft und Verwaltung, leitende Angestellte sowie Teile der freien Berufe. Erfolgsorientierung, Macht- und Hierarchiebewusstsein sind tragende Werte. Der Lebensstil ist betont distinktiv. Man grenzt sich durch Besitz und Status nach unten ab und bleibt in der Regel unter sich – in der Familie oder in ausgewählten Gesellungskreisen und -orten. Es besteht Interesse an konventioneller höherer Kultur, Traditionen werden hochgehalten und sollen bewahrt werden, populäre Lebensweisen der „Spaßgesellschaft“ werden als „oberflächlich“ abgelehnt, z.T. wird ein karitativ-humanitäres Ethos gepflegt. Ein Teil dieses Milieus verfügt über ein sehr hohes Bildungsniveau; akademische Ausbildung gilt hier traditionsgemäß als selbstverständlich.

Das *Liberal-Intellektuelle Milieu* (LIBI: 7,3%) besteht vor allem aus den akademischen sowie administrativen, kulturellen und freiberuflichen Eliten. Statt auf Status und Besitz setzen sie auf Kompetenz und Leistungsethos; Selbstverwirklichung, ökologische und politisch-soziale Verantwortung gelten als wichtig. Man pflegt einen Freundes- und Bekanntenkreis und einen kommunikativen Stil. Betont werden das Wissen, kulturelle Kennerschaft und die intrinsische Motivation dazu, wogegen die Lebensweisen der weiter unten stehenden Milieus häufig als „materialistisch“, konsumorientiert und „fremdgesteuert“ klassifiziert werden. Das Bildungsniveau in diesem Milieu ist sehr hoch; man definiert sich geradezu über Bildung und Gebildetheit.

Abb. 1



Im Postmodernen Milieu (POMO: 5,6 %) finden sich junge Leute aus den Medien-, Kultur- und Trendsetterberufen. Erleben, Konsum, Spaß und Erfolg verbinden sich zu einem avantgardistischen Lebensstil, der sich durch

unkonventionelle Individualität abgrenzt. Es wird eine „Selfe-made“-Philosophie betont, nach der jeder es schaffen kann. Vielfach gelten sie als die Verkörperung des postmodernen Menschen in der Wissensgesellschaft, die eine Vorreiterfunktion für die anderen Milieus übernommen haben. Größe und Bedeutung dieses Milieus werden jedoch weit überschätzt.

Die Milieus der mittleren Etag verbindet ihr Streben nach Respektabilität, wobei auf der rechten Seite ein statusorientiertes und ständisches Denken vorherrscht, während weiter nach links Autonomie und Eigenständigkeit höher bewertet werden.

Die Kleinbürgerlichen Arbeitnehmersmilieus verbindet eine generelle Orientierung an Status und Autorität. Traditionelle Hierarchien (etwa: Chef – Arbeitnehmer, Lehrer – Schüler, Mann – Frau, Eltern – Kinder, Deutsche – Ausländer usw.) werden zumeist nicht oder kaum in Frage gestellt. Sie bieten Sicherheit, gelten oft als Vorbild und kommen dem Bedürfnis nach geordneten Verhältnissen und Harmonie entgegen. Familienbindungen gelten als wichtig; darüber hinaus beschränkt man sich auf überschaubare Bekanntschaftskreise und beteiligt sich in gemäßigter Weise am Vereinsleben. Diese Züge sind beim *Kleinbürgerlichen Milieu* (KLB: seit 1982 von 28% auf 13% geschrumpft) strenger ausgeprägt. Mit starrem Festhalten an traditionellen Tugenden (Fleiß, Pflichterfüllung, Sparsamkeit usw.) hat man die als eng empfunden Lebensverhältnisse – es handelt sich überwiegend um kleine Beamte, Selbständige und Arbeiter – zu bewältigen versucht. Das Gefühl, es dennoch „nicht geschafft“ zu haben, führt nicht selten zu Verbitterung und Ressentiments gegen alle, denen es vermeintlich besser geht. Beim jüngeren Ableger, dem *Modernen Bürgerlichen Milieu* (MOBÜ: 11,5%, vorwiegend mittlere Angestellte und Beamte im Dienstleistungsbereich und in der Verwaltung), ist diese Enge gelockert worden. Das formale Bildungsniveau ist beim Kleinbürgerlichen Milieu gering, während die Modernen Bürger mittlere Abschlüsse aufweisen.

Die Nachbarmilieus stehen in der Tradition der Facharbeit und der „praktischen Intelligenz“. Diese sind skeptisch gegenüber allen Autoritäten und großen Ideologien und betonen stärker Eigenverantwortung und Gleichberechtigung. Erreicht werden soll dies durch gute Ausbildung, qualifizierte Tätigkeit und Leistung, aber auch durch gegenseitige Hilfe in der Not. Das besondere Arbeits- und Verantwortungsethos erlaubte den Milieus, sich besonders erfolgreich auf moderne Technologien, Arbeitsweisen und Lebensstile umzustellen. Alle Milieus dieser Traditionslinie sind generell sehr gesellig und in Vereine und informelle Gruppen eingebunden. Gelockert hat sich in den jüngeren Milieus die Bescheidenheitsethik und der strenge Gemeinschaftssinn. Sie wurden von den „jüngeren Zweigen“ durch die Möglichkeiten einer mehr selbstbestimmten Lebensführung und Alltagskultur neu interpretiert.

Beim *Traditionellen Arbeitermilieu* (TRA: seit 1982 von 10% auf 5,6 % geschrumpft) war handwerkliches Fachkönnen schon immer wichtig, konnte aber häufig unter den Bedingungen der „proletarischen Not“ nur begrenzt entwickelt und eingesetzt werden (kompensiert wurde dies häufig durch autodidaktisches „Tüfteln“ in Form von Hobbys). Die mittlere Generation, das große *Leistungsorientierte Arbeitermilieu* (LEO: 17,5%), bestehend aus den modernen Facharbeitern und Fachangestellten, sieht sich als Leistungsträger der Volkswirtschaft und verlangt dafür auch mehr Teilhabe an Wohlstand und Bildung und mehr Mitsprache. Die jüngste Generation, das wachsende *Moderne Arbeitermilieu* (MOA: 10,5%), repräsentiert die neue, hoch qualifizierte Arbeitnehmerintelligenz in modernen technischen, sozialen und administrativen Berufen. Selbstbewusst wird sowohl Wert gelegt auf eine interessante berufliche Tätigkeit als auch auf Individualität, Gemeinschaft und Spaß. Engagement wird häufig in entformalisierten und enthierarchisierten Formen ausgeübt.

Am linken mittleren Rand ist das *Hedonistische Milieu* (HED: 9,3%) angesiedelt, das hauptsächlich aus den Kindern der benachbarten Arbeitneh-

mermilieus (KLB und LEO) besteht. Sie verbindet die Abgrenzung von der Pflicht- und Leistungsmoral der Eltern, der sie Erleben, Ungebundenheit, Konsum und Spontaneität entgegensetzen. Dieser Hedonismus ist aber begrenzt; er beschränkt sich in der Regel auf den Feierabend und die Wochenenden. Man kann von einer lebensphasentypischen Übergangsorientierung ausgehen. Diese ist geprägt von vielen Unsicherheiten über die Suche nach den „richtigen“ Lebensentwürfen, die Berufsaussichten und damit verbunden der Frage, welche Bildungslaufbahn angestrebt wird. All das trägt dazu bei, dass in diesem Milieu viele Abbrecher sind.

Auf der unteren Etage des sozialen Raumes finden sich die unterprivilegierten Gruppen der *Traditionslosen Arbeitnehmermilieus* (TLO: 11,9%). Sie empfinden sich oft als die „underdogs“ der Gesellschaft. Im Gefühl, gegenüber der Ordnung ohnmächtig zu sein, sehen sie weder in der extrinsischen noch in der intrinsischen Disziplin der über ihnen stehenden Milieus realistische Möglichkeiten, ihre Situation zu verbessern. Äußerlich lehnen sie sich oft an deren Lebensweise an, weil diese die Respektabilität verkörpern, die ihnen selbst oft nicht zugebilligt wird. Sie stützen sich aber auch auf ihre eigenen Fähigkeiten, die vor allem in ihrer Spontaneität und der Flexibilität bestehen, sich auf neue und nicht selten schwierige Lebensbedingungen einzustellen sowie diese zu verkraften. Hinzu kommt ihr Gespür für günstige Gelegenheiten und der Mut, sie zu ergreifen. Es sind häufig gering qualifizierte Arbeitnehmer in prekären Beschäftigungen. Generell sind sie sehr gesellig, wobei sie dies weniger in Vereinen als in informellen Gruppen ausdrücken. Arbeitslosigkeit führt häufig zum Rückzug daraus.

Mit diesem Abschnitt ist die Basistypologie der sozialen Milieus vorgestellt. Sie bildete für die Untersuchungen, die hier reflektierend betrachtet werden, eine Art orientierendes Grobraster für das weitere empirische Vorgehen. Im folgenden werden die empirischen Überlegungen nachgezeichnet, die für die Methodenbestimmung und -entwicklung maßgebend waren.

4. Methodologische Konsequenzen

4.1 Entschlüsseln sozialer Praxis als Aufgabe habitushermeneutischer Interpretation⁶¹

4.1.1 Klassifizieren

Da der Habitus die gesamte innere und äußere Haltung einschließt, sind praktisch im gesamten Verhaltensrepertoire der Akteure Habitusspuren enthalten. Grundsätzlich ist daher auch das gesamte Spektrum der Lebensäußerungen der Akteure für die Analyse von Habitusmustern geeignet. Die empirische Befragung ist deshalb keineswegs die einzige Möglichkeit, die Bewertungsmuster der Akteure zu analysieren.⁶² Allerdings hat es Vorteile, diese Schemata direkt an der Person und damit authentisch zu explorieren. Überwiegend haben unsere habitushermeneutischen Analysen deshalb ihren Ausgangspunkt an Tonband- und Videoaufnahmen und vor allem an Inter-

⁶¹ Die einzelnen habitushermeneutischen Auswertungsschritte werden im folgenden verkürzt wiedergegeben. Die verschiedenen Etappen und Elemente wurden in mehrjähriger Forschungspraxis heuristisch erarbeitet. Eine ausführlichere Publikation zu Methoden und Methodologie der Habitus-Hermeneutik ist in Vorbereitung. An dieser Stelle geht es nur darum, die prinzipiellen Schritte unseres Vorgehens deutlich zu machen.

⁶² In der Untersuchung „Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus“ der hannoverschen „Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel“ (vgl. Vester u.a. 2001) kamen z.B. auch Verfahren zur Anwendung, mit denen die mentalitätstypischen Klassifikations- und Bewertungsschemata anhand bestimmter kultureller Produkte wie Comics herausgearbeitet wurden (vgl. Geiling/Müller 1990). Über Fotografien der Wohnungen der Befragten konnten zudem Elemente des Lebensstils mit berücksichtigt werden. In Bourdieus zentraler Untersuchung (1982) sind eine Reihe von unterschiedlichen Methoden eingeflossen, um die verschiedenen Ebenen der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Habitus berücksichtigen zu können (vgl. Bourdieu 1982, S. 784 ff.; vgl. auch ebd. S. 842).

viewtranskripten sowie, wie im Rahmen der Gruppenwerkstatt, an Collagen.⁶³

Bourdieu unterscheidet Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, bisweilen spricht er zusammenfassend von Klassifikationsschemata (vgl. 1982, 1987). Schwingel (1995, S. 56) differenziert die Denkschemata noch in (a.) kognitive Alltagstheorien und Klassifikationsmuster, (b.) die „impliziten ethischen Normen“ (ebd.) bzw., wie Bourdieu sagt, das Ethos und (c.) die ästhetischen Bewertungsmuster (Bourdieu: Geschmack). Die Unterscheidung der Schemata ist analytisch, d.h., dass sie in der Praxis „unauflöslich miteinander verflochten“ sind (ebd.). Auch die Argumentation, wonach Schemata und Dispositionen des Habitus bis in die Körperlichkeit und „leibliche Hexis“ (Bourdieu 1987, S. 136) der Akteure hineinreichen (vgl. ebd., S. 122 ff.), also weit über die kognitiv-reflexive Ebene hinaus gehen, verweist auf den engen Zusammenhang der Ebenen.

Verdeutlicht werden kann das beispielsweise, wenn man sich den Prozess der Wahrnehmung nach diesem Ansatz näher vor Augen führt. Wenn Wahrnehmung auf der Basis von erworbenen und verinnerlichten Schemata erfolgt, dann bedeutet dies, dass in diesen Prozess bereits Klassifizierungen einfließen. Es kann mit anderen Worten nur etwas wahrgenommen und erkannt werden, für das der Akteur bereits ein Sensorium entwickelt und gewissermaßen Antennen ausgefahren hat. Insofern stellt jeder Wahrnehmungsakt, wie Engler (2001, S. 127) betont, zugleich „eine Klassifikation des Wahrgenommenen und immer zugleich einen Bewertungsakt dar“. Auch Kirchner (vgl. 1994) verweist auf diese enge Verbindung von Wahrnehmen, Erkennen und Klassifizieren. Insofern die soziale Welt immer symbolisch

⁶³ Da die Verinnerlichung der Schemata bis in die körperliche Haltung geht, können Habitusanalysen auch an der Körperlichkeit der Akteure ansetzen. Vgl. etwa Schmidt (2002), der über ethnographische Methoden die körperliche bzw. „performative“ Ausdrucksebene des Habitus in den Blick nimmt.

vermittelt und als sozial konstruiert wahrgenommen wird, erfolgt dies nicht ‚neutral‘, sondern ist bereits mit Bedeutungen versehen. Schon in die Herausbildung der Schemata sind die im sozialen Milieu spezifischen Bedeutungen und Klassifizierungen mit eingeflossen und strukturieren die Wahrnehmungen entsprechend vor.

Die enge Verbindung der Schemata muss zudem dahin gehend verstanden werden, dass es in der alltäglichen Praxis ständig zur „Übertragung von Schemata“ kommt, die eingesetzt werden, um „Probleme gleicher Form“ im Alltag zu lösen (Bourdieu 1976, S. 169 f.). Hier wird der Charakter des Habitus als „einheitsstiftendes Prinzip“ (Bourdieu) deutlich, dass heißt, dass dieselben Schemata des Wahrnehmens, Denkens und Handelns in verschiedenen Bereichen und sozialen Feldern zur Anwendung kommen.⁶⁴ Der Habitus steht insofern auch, wie Krais/Gebauer (2002, S. 70) betonen, für die „Einheit der Person“ und „die Identität des sozialen Akteurs“.

Was lässt sich daraus für den empirischen Zugang zum Habitus folgern? Zunächst kann man sagen, dass Befragungen in erster Linie auf die kognitive Ebene der Denkschemata des Habitus zielen. Allerdings lassen sich die Schemata wegen des engen Zusammenwirkens nicht völlig isoliert ansprechen und offenlegen, so dass auch durch Befragungen mit unterschiedlicher Gewichtung andere Teile des Habitus stimuliert werden. Allerdings sind die Schemata nicht in gleicher Weise ‚zugänglich‘, sondern umfassen mehrere Dimensionen des Ausdrucks. Neben reflexiv kontrollierten und kognitiv gesteuerten Anteilen gehören dazu beispielweise auch und vor allem vorbewusste, affektive, emotionale und körperliche Formen. Gerade diese liegen der sozialen Praxis der Akteure nur als latente Konstruktionsprinzipien zu Grunde. Der Habitus ist also ein sehr komplexes Konzept, das ganz unterschiedliche Ebenen umfasst. Bourdieu hat dafür jedoch kein differenziertes

⁶⁴ Das hat auch, wie noch gezeigt wird (vgl. Abschnitt 6.), Konsequenzen für die Verwendung von Gruppendiskussionen zur Habitusanalyse.

begriffliches Instrumentarium entwickelt. So gehen etwa die verschiedenen Ausdrucksebenen nicht in der Systematik der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata auf, sondern liegen quer dazu. D.h., dass sich sowohl in den Wahrnehmungen wie auch in den Denk- und Handlungsmustern der Akteure latente Ausdrucksweisen finden lassen dürften, wenn auch in unterschiedlicher Gewichtung. Schon durch Befragungen, insbesondere dann, wenn sie auf die Stimulation spontaner narrativer Aussagen gerichtet sind, werden in begrenzter Weise auch implizite Schemata mit aufgedeckt. Die empirische Exploration kann nun zudem so konzipiert werden, dass diese verschiedenen Dimensionen der Schemata, man kann auch von ‚Schichten‘ oder ‚Tiefenstrukturen‘ des Habitus sprechen, gezielt und verstärkt angesprochen werden. Dies kann besonders am Beispiel der mehrstufig angelegten „Gruppenwerkstatt“ gezeigt werden (vgl. Abschnitt 7.).

Die Analyse von Habitusmustern setzt an den Klassifizierungen an, die explizit und implizit in den Praktiken der Lebensführung enthalten sind und mit denen die Akteure gegenseitige Nähe und Abgrenzung ausdrücken. Somit sind in diesen Klassifizierungen Selbstverortungen impliziert, durch die die Akteure ihren Ort in der sozialen Welt angeben.⁶⁵ Die wissenschaftliche Klassifizierung der alltäglichen Klassifizierungen der Akteure ist das Grundprinzip der Habitus-Hermeneutik. Diese Interpretation zielt darauf, die Lebensäußerungen der Akteure auf die grundlegenden „Teilungs- und Gliederungsprinzipien“ (Bourdieu 1982, S. 730) zurückzuführen, durch die die soziale Welt strukturiert wird.

Bourdieu (1982, S. 730) verweist dazu auf die klassifizierenden Gegensatzpaare von Adjektiven, „mit denen Menschen wie Dinge der verschiedenen Bereiche der Praxis klassifiziert wie qualifiziert werden“. Letztlich stehen diese Gegensatzpaare als „geschichtlich ausgebildete Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata“ für die „objektive[n] Trennung von ‚Klassen‘ (...)“

⁶⁵ Für ein eindrucksvolles empirisches Experiment zum Offenlegen von Klassifikationsmustern vgl. Schultheis 1997.

(Alters-, Geschlechts- und Gesellschaftsklassen)“ (ebd.). Dabei kommt es nicht nur darauf an, welche klassifizierenden Adjektive verwendet werden, sondern in welchem Kontext sie benutzt werden: „Seine volle Bedeutung gewinnt das einzelne Begriffspaar stets nur in einem spezifischen Verwendungszusammenhang, im Kontext eines immer wieder anderen *Gegenstandsbereichs*“ (Bourdieu 1982, S. 733, Hervorhebung im Original).

Das alltägliche Klassifizieren

„Dem weitläufigen Netz der Gegensatzpaare wie *hoch* (oder erhaben, rein, sublim) und *niedrig* (oder schlicht, platt, vulgär), *spirituell* und *materiell*, *fein* (oder verfeinert, raffiniert, elegant, zierlich) und *grob* (oder dick, derb, roh, brutal, ungeschliffen), *leicht* (oder beweglich, lebendig, gewandt, subtil) und *schwer* (oder schwerfällig, plump, langsam, mühsam, linkisch), *frei* und *gezwungen*, *weit* und *eng*, wie auf einer anderen Ebene *einzig(artig)* (oder selten, außergewöhnlich, exklusiv, einzigartig, beispiellos) und *gewöhnlich* (oder gemein, banal, geläufig, trivial, beliebig), *glänzend* (oder intelligent) und *matt* (oder trübe, verschwommen, dürrig) - diesem Netz als einer Art Matrix aller *Gemeinplätze*, die sich nicht zuletzt so leicht aufdrängen, weil die gesamte soziale Ordnung auf ihrer Seite steht, liegt der primäre Gegensatz zwischen der ‚Elite‘ der Herrschenden und der ‚Masse‘ der Beherrschten zugrunde, jener kontingenten, amorphen Vielheit einzelner, die austauschbar, schwach und wehrlos, von lediglich statistischem Interesse und Bestand sind“ (Bourdieu 1982, Seite 730 f.).

Da die Bedingungen, unter denen Habitus und Geschmack erworben wurden, nicht bewusst, sondern „vergessene Geschichte“ sind (Bourdieu 1987, S. 105), sind diese Prinzipien überwiegend verinnerlicht und werden nicht ständig reflektiert. Bourdieu zielt hier darauf, der alltäglichen Erkenntnisform und der alltäglichen Konstruktionsarbeit der Akteure gerecht zu werden. Diese ist vor allem durch Handlungsdruck gekennzeichnet und erfordert ein schnelles, unmittelbares Agieren, vergleichbar mit einem Schlagabtausch. Bei dieser praktischen Form des Erkennens und Konstruierens handelt es sich um eine Reflexionstätigkeit, „die wir mit den üblichen Begriffen von Denken, Bewusstsein und Erkenntnis nicht adäquat wirklich fassen können“ (Bour-

dieu/Wacquant 1996, S. 154). Insofern sieht er (2001, S. 177) etwa in den Vorstellungen des rationalen Handelns, die von im vollen Bewusstsein handelnden sozialen Subjekten ausgehen, eine „völlig unrealistische Vorstellung vom gewöhnlichen Handeln“, die „auf der Idee beruht, allem Handeln gehe ein gedanklich vorbereiteter, expliziter Plan voraus“. Wenn man mit dem Habituskonzept, wie Wacquant (1996, S. 29) hervorhebt, von einem „strukturalistischen Konstruktivismus“ sprechen kann, der zugleich ein „konstruktivistischer Strukturalismus“ ist, so wird damit im Akteur in gewisser Weise durchaus ein aktives und erkennendes Subjekt gesehen. Zugleich gilt jedoch für den Handelnden, dass, wie Bourdieu (2001, S. 191) sagt, „die Schemata, mit denen er seine Welt konstruiert, selbst von der Welt konstruiert worden sind“, d.h., dass er in der Regel nicht hinter das Prinzip seines Handlungsmodus schaut.⁶⁶

4.1.2 Die Sinnschichten sozialer Praxis

Wenn die Praxis der Akteure auf diese Weise zustande kommt, dann sind darin zwei Ebenen zu unterscheiden, denn da „die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wissen“ (Bourdieu 1987, S. 127). Die Analyse von Habitusmustern zielt darauf,

⁶⁶ Hier werden Unterschiede zu Ansätzen der hermeneutisch-interpretativen Sozialforschung deutlich, die ausschließlich von subjektiven Alltags- und Lebensweltkonstruktionen der Akteure ausgehen. Die Akteure nehmen demnach die Erscheinungen („Phänomene“) wahr und verbinden sie deutend und reflexiv zu Lebens- und Sinnschichten. Diese gelte es zu rekonstruieren, um den „typisch subjektiv gemeinten Sinn“ (Schröder 1994, S. 17) herauszuarbeiten (in Frage kommen dafür dementsprechend qualitative empirische Verfahren, da nur diese die subjektive Perspektive hinreichend einzufangen vermögen). Hervorgehoben werden also die „Interpretationsleistungen der Subjekte“, die „bewusstseinsmäßig verankert“ sind. Stellungnahmen des Habitus „jenseits des subjektiven Bewusstseins“, wie Bourdieu das postuliert, gelten daher als „äußerst problematisch“ (ebd., S. 12), da man offenbar vermutet, dass Bourdieu die Konstruktionen der Akteure damit abwertet. Tatsächlich geht es Bourdieu allerdings darum, wie die obigen Ausführungen zeigen, das Handeln der Akteure in angemessener und dessen spezifische Eigenlogik anerkennende Weise zu beschreiben (vgl. auch Bourdieu 2001, S. 165 ff.; 1987, S. 47 ff.; S. 1982, S. 727 ff.).

„dieses ‚Mehr‘ an Sinn, das den Akteuren nicht unmittelbar zugänglich ist“ (Schwingel 1995, S. 40), offenzulegen. Es geht demnach nicht primär darum, „Bastelexistenzen“ (Hitzler/Honer 1994) zu rekonstruieren, sondern die verinnerlichten unreflektierten *Prinzipien* herauszuarbeiten, nach denen gebastelt wird.

Nähert man sich den Klassifikations- und Konstruktionsprinzipien der Alltagspraxis auf wissenschaftliche Weise, dann muss jedoch zugleich betont werden, dass es sich dabei nicht etwa um eine höhere Form des Wissens handelt, sondern um ein Wissen, das unter gänzlich anderen, nicht-alltäglichen und somit privilegierten Bedingungen zustande kommt. Diese sind gekennzeichnet von Handlungsentlastetheit, von „Distanz und Freiheit gegenüber den Dringlichkeiten und Zwängen des praktischen Daseins, die praktische Suspendierung der Notwendigkeiten der Praxis“ (Bourdieu 1989, S. 401), denn für den wissenschaftlichen Analytiker „ist die Zeit aufgehoben“ (Bourdieu 1987, S. 149).

Man kann vereinfacht sagen, dass die beiden Ebenen des subjektiven und objektiven Sinns - Bourdieu (1970, S. 127 f.) spricht von „primärer und sekundärer Sinnschicht“ - den Ebenen der direkt zugänglichen Erfahrung („Erscheinung“) und der Ebene der Strukturen der sozialen Welt entsprechen, d.h., der Bedingungen, unter denen die Erfahrungen zustande gekommen sind und zur Herausbildung von Prinzipien geführt haben. Der Sinn der Erscheinungen, also z.B. Handlungen und Vorstellungen der Akteure, wird erst vollständig klar, wenn sie in einen Kontext von Bedingungen eingeordnet werden können, durch den das Handeln der Akteure begrenzt wird, ohne dass sie selbst das wissen: „Erst im Lichte der höheren Schicht (...) gewinnt die untere Schicht ihre volle Bedeutung“ (Bourdieu 1970, S. 129).

Das erinnert an die Unterscheidung von manifester und latenter Sinnenebene, wie sie auch in der ‚Objektiven Hermeneutik‘ (vgl. etwa Oevermann

u.a. 1979, kommentierend Reichertz 1997, Garz 1994) zu finden ist.⁶⁷ Tatsächlich haben wir uns bei der Entwicklung der habitushermeneutischen Interpretation auch von diesem Konzept anregen lassen (vgl. unten). Allerdings zielt die Analyse der Klassifikationsmuster des Habitus auf etwas anderes. Es geht nicht darum, aus objektiven Strukturen und Bedingungen den Habitus quasi abzuleiten. Vielmehr gilt es, vor dem Hintergrund der beiden skizzierten Ebenen die in der Praxis der Akteure implizit steckenden grundlegenden Muster und Prinzipien hermeneutisch aufzuspüren. Der Habitus geht eben nicht im Subjektiven oder Objektiven auf; anders gesagt:

„Das Prinzip des Handelns liegt daher weder in einem Subjekt beschlossen, das der Welt als Objekt in einer Beziehung reiner Erkenntnis gegenüberträte, noch in einem ‚Milieu‘, das auf den Akteur eine Art mechanischer Kausalität ausübte; es ist weder im materiellen oder symbolischen Ziel der Handlung noch in den Zwängen des Felds zu finden. Dieses Prinzip beruht auf dem Zusammentreffen zweier Zustände des Sozialen, der zum Körper gewordenen und der zum Ding gewordenen Geschichte“ (Bourdieu 2001, S. 193).

Bourdieu hat mit seiner Theorie kein explizites Methodenrepertoire im Sinne von ‚technischen Rezepten‘ entwickelt. Für die Habitusanalyse kommt es auch nicht in erster Linie auf ein bestimmtes Verfahren an,⁶⁸ sondern viel

⁶⁷ Ähnliche, im Detail aber differierende Unterscheidungen trifft Bohnsack (zusammenfassend 1997) unter Bezug auf Mannheim bei der ‚dokumentarischen Methode‘. Dort wird das ‚Dokument‘ selbst (manifeste oder primäre Sinn) vom ‚Dokumentsinn‘ abgegrenzt, bei dem das Dokument als Hinweis auf eine andere Bedeutungsschicht interpretiert wird (latente oder sekundäre Sinn).

⁶⁸ Bourdieu selbst hat in seinen Arbeiten eine Vielzahl unterschiedlicher Verfahren eingesetzt. Methoden sind in seinem Verständnis Werkzeuge, um das ‚soziale Spiel‘ insgesamt zu verstehen: „Auf die Gefahr hin, sowohl strenge Methodologen als auch eingefleischte Hermeneuten zu schockieren, möchte ich frei heraus sagen, dass das Interview als eine Art *geistiger Übung* angesehen werden kann“ (Bourdieu u.a. 1997, S. 788). Dagegen blieb er stets skeptisch gegenüber der auch in der qualitativen Forschung häufigen Praxis methodologischer Schulbildungen (vgl. Bourdieu/ Wacquant 1996, S. 260).

mehr auf eine bestimmte Sicht oder Erkenntnisweise, die für die Deutung der Klassifikationsschemata der Akteure sensibilisiert (vgl. etwa die wissenschaftstheoretischen Verortungen in Bourdieu u.a. 1991). Statt einer Erkenntnisweise, die die Sozialwelt ausschließlich über die Erfahrungen der Subjekte zu verstehen versucht (Alltagswahrnehmung), oder einer Erkenntnisweise, die dies ausschließlich über die Analyse des Gesamtbildes und der Strukturen versucht (bei der den subjektiven Erfahrungen Einzelner keine entscheidende Bedeutung zukommt),⁶⁹ plädiert Bourdieu dafür, beide Zugangsweisen anzuwenden und *zugleich* mit beiden zu brechen.⁷⁰ Beide Zugänge beleuchten jeweils nur eine Seite derselben Medaille.⁷¹ Erst dieser *zweifache erkenntnistheoretische Bruch* ermöglicht die Analyse der Beziehung von Habitus zu den spezifischen Feldern und führt zu einem umfassenden Verstehen der sozialen Welt, denn „beide Erkenntnisweisen [sind, H.B.]

⁶⁹ In seiner Zuspitzung von ‚Sozialphänomenologie‘ (subjektivistische Erkenntnisweise) und ‚Sozialphysik‘ (objektivistische Erkenntnisweise) fasst Bourdieu unter ersterem alle Konzepte, die die soziale Welt vom Subjekt aus begründen und häufig unter das ‚interpretative Paradigma‘ subsumiert werden (symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie, Ethnomethodologie, Konstruktivismus). Insbesondere Autoren, die in dieser Tradition stehen, werfen ihm in diesem Zusammenhang vor, den verschiedenen Ansätzen nicht gerecht zu werden (z.B. Schröder 1994, S. 12 f.; Matthiesen 1989, S. 269).

⁷⁰ Häufig ist dies gleichzusetzen mit der Frage nach qualitativ oder quantitativ vorgehenden Analysen.

⁷¹ Die phänomenologische Erkenntnisweise ermöglicht nicht, die „Bedingungen der Möglichkeit solcher Erfahrungen“ (Bourdieu 1987, S. 50) zu erfassen. Da sich die unmittelbare Erfahrung nur auf die direkt zugänglichen Erscheinungen beziehen kann, entspricht eine Beschränkung darauf einer „Auffassung von dieser Welt als einer evidenten oder fraglos gegebenen“ (ebd.). Die Grenzen der objektivistischen Erkenntnisweise liegen darin, dass die lebensweltlichen Beziehungen und Interaktionen der Akteure „auf rein symbolische Tauschvorgänge“ reduziert werden (Bourdieu 1987, S. 53) und somit nicht die Bedingungen analysiert werden können, „unter denen der *Sinn des sozialen Spiels* entsteht“ (Bourdieu 1987, S. 52, Hervorhebung im Original).

(...) für eine Wissenschaft der Sozialwelt (...) gleichermaßen unentbehrlich“ (Bourdieu 1987, S. 49).⁷²

Das bedeutet, dass beim empirischen Vorgehen nicht nur die Perspektive der Subjekte auf die soziale Welt verstanden, sondern zugleich der soziale Ort reflektiert werden muss, an dem diese Perspektive entstanden ist und der somit ihre Genese erklärt: „Ein solches Verstehen ist mehr als ein wohlwollender Gemütszustand“ (Bourdieu 1997, S. 786). Verstehen und Erklären heißt demnach, dass „das Verstehen der Person (...) nur ein Werkzeug“ ist, während das Ziel des Soziologen „im Erklären des Gesellschaftlichen“ besteht (Kaufmann 1999, S. 34).

4.1.3 Die Verstrickung des wissenschaftlichen Beobachters

Diese Argumentation wirft die Frage auf, welche Rolle der wissenschaftliche Beobachter selbst im Forschungsprozess spielt?⁷³ Wie bereits erwähnt, muss dabei zunächst in Rechnung gestellt werden, dass er seine Beobachtungen der sozialen Praxis unter privilegierten Bedingungen der Herauslösung und Distanz zur Alltagspraxis der Akteure macht. Hier kann auf verschiedene Weise die Quelle von Verkennungen und Verzerrungen liegen. So kann die Versuchung nahe liegen, aufgrund dieser nicht in den Handlungsdruck eingebundenen Beobachtersituation in den Akteur etwa hinein zu projizieren, was so nicht da ist, seine Praxis auf eine Weise zu rekonstruieren, die dem eigenen Erkenntnismodus entspricht, was insgesamt zu der Annahme führen kann, „dass die handelnden im praktischen Dasein verstrickten Akteure so denken, erkennen, sehen würden, wie jener denkt, erkennt und sieht, der Muße zum Denken besitzt“. Der Akteur wird dann „mit einem *Denkmodus ausgestattet*, der für den Wissenschaftler konstitutiv ist“ (Bourdieu 1989, S.

⁷² Vgl. ausführlicher Bourdieu 1987 (bes. S. 49 ff.); 1976 (S. 146 ff.).

⁷³ Vgl. die gründliche Analyse unterschiedlicher theoretischer Perspektiven auf diese Problematik bei Engler (2001, S. 101 ff.).

401, Hervorhebung H.B.). Eine andere, mit dieser spezifischen Situation zusammenhängende Verknennung kann sein, die Praxis der Akteure an der wissenschaftlichen Reflexivität zu messen und sie implizit als defizitär einzustufen. Deutlich wird hier, dass der wissenschaftliche Beobachter selbst über Schemata des Habitus verfügt und die soziale Welt wie jeder andere nicht objektiv, sondern „standortgebunden“ wahrnimmt (Vester u.a. 2001, S. 26). Er steht also nicht außerhalb des Spiels, sondern ist in das soziale Beziehungsgefüge in spezifischer Weise eingebunden. Die Bildungsmilieus neigen etwa dazu, „die Welt nach den Gegensatzpaaren rational - emotional, kultiviert - ungebildet, fein - grob, ideell - materiell, spirituell - trivial, asketisch - vergnügungssüchtig, individuell - kollektiv usw. einzuteilen“. Und: „Sie grenzen damit immer auch sich selbst gegen die ‚Masse‘ ab“ (ebd.).

Hier liegt ein wichtiger Unterschied etwa zu Mannheim, der zwar einerseits die Seinsverbundenheit und Standortgebundenheit aller Erkenntnis und allen Wissens betont hat, andererseits aber die Intellektuellen als „sozial freischwebende Intelligenz“ (Mannheim 1965, S. 135) bezeichnet, die aufgrund ihrer Wurzellosigkeit dazu prädestiniert sei, die soziale Welt interesselos zu beobachten und zu bewerten (vgl. ebd., S. 135 ff.). Weil die Intellektuellen im Gegensatz zu allen anderen Akteuren keine Klasse bilden und insofern auch keine klassenspezifischen Interessen hätten, seien sie in der Lage, verschiedene Perspektiven einzunehmen und zwischen diesen zu wählen: „He can choose from a multitude of points of view. (...) He is capable of doing this only, because as an intellectual, he does not occupy a social position which has sharply demarcated interests“ (Mannheim 1993, S. 77).⁷⁴ Demgegenüber betont Bourdieu (1992a, S. 41 f.) in ausdrücklicher Ab-

⁷⁴ Ausführlicher heißt es (ebd.): „This constitutes the decisive distinction between the truly educated man and the rest: he has both the opportunity and capacity to view reality from the standpoint of the other. (...) he is able to choose. He can choose from a multitude of points of view, and he is able to consciously reject certain ones, after having first grasped them through empathic understanding (*Einfühlung*)“.

grenzung von Sartre und Mannheim, dass „der Intellektuelle mitnichten frei oder ‚freischwebend‘ ist. Auch der Intellektuelle hat seinen Ort im sozialen Gefüge und ist nur in dem Maße frei, wie er sich seiner sozialen Stellung bewusst ist“. Und weiter heißt es bei ihm: „Nur wenn du, Intellektueller, dir bewusst bist, dass du da stehst, bist du ein bißchen frei. Sobald du aber meinst, nirgendwo zu stehen, hast du deine Freiheit schon verloren, bist du entfremdet, und deine besondere Entfremdung beruht dann in dem Glauben, nirgendwo zu stehen“.⁷⁵

Mannheim blendet den Intellektuellen als sozialen Akteur aus, so dass der wissenschaftliche Beobachter unsichtbar bleibt (vgl. auch Engler 2001, S. 107 ff.). Mit Bourdieu dagegen ist darauf verwiesen, diesen Zusammenhängen und die Gefahr, den „scholastischen Blick“ (Bourdieu 2001) einzunehmen, mit „wissenschaftlicher Reflexivität“ (Bourdieu 1993) zu begegnen und zu versuchen, sie zu kontrollieren. Er sensibilisiert dafür, dass hier subtile Herrschaftsmechanismen wirken, denn wenn der Intellektuelle eigene, mit seinem Standpunkt zusammenhängende Interessen dementiert, statt dessen vorgibt, universelle Interessen zu verfolgen und neutral darauf aus ist, „das Ganze des sozialen und politischen Gefüges von allen Seiten behandelt zu sehen“, erhalten seine Urteile über die Akteure und die soziale Welt den Schein von Objektivität, durch die „wahre Entscheidung möglich“ wird (Mannheim 1965, S. 140). Wenn Bourdieu (u.a. 1997, S. 786) also in Bezug auf Befragungssituationen als Haltung fordert, „sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem

⁷⁵ Die an Mannheim anknüpfende qualitative Forschungskonzept der ‚dokumentarischen Methode‘ (Bohnsack u.a. 2001) bezieht sich nicht auf diese Passagen in Mannheims Arbeiten. Die gesellschaftliche Dimension interpretativer Forschung wird eingeholt mit Mannheims an anderer Stelle betonter „Seinsverbundenheit des Denkens“ (vgl. etwa Bohnsack 2001, S. 227 f., S. 235 f.; ähnlich Meuser 2001, S. 213 f.). Problematisch bleibt angesichts der oben zitierten Positionen jedoch, wenn nun Mannheim zugeschrieben wird, die wissenschaftliche Beobachtung in die Gesellschaft zu holen, während man diese bei Bourdieu außerhalb angesiedelt sieht (so Loos/ Schäffer 2001, S. 36 ff.). Zur Auseinandersetzung mit der ‚dokumentarischen Methode‘ vgl. unten.

Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für ihn zu ergreifen“, was, wie er weiter ausführt, mehr sei, als „das Selbst auf den anderen zu projizieren, wie das die Phänomenologen meinen“⁷⁶, dann geht es ihm vor allem darum, auf den Effekt der symbolischen Gewalt in der empirischen Forschung zu verweisen, der sich in der Herrschaft über die Welt der Bedeutung und der Auslegung sozialer Praxis aufgrund der Verleugnung bzw. Nicht-Reflexion der eigenen Schemata und Interessen zeigen kann.

4.1.4 Ein praktisches Verfahren: Die Sequenzanalyse

In der Forschungspraxis erfordert die sensible und empathische Deutung der Klassifizierungen der Akteure ein sehr genaues, auch die Feinheiten berücksichtigendes Interpretieren. Ein Verfahren, dass ein solches behutsames Vorgehen ermöglicht und einübt, ist die Sequenzanalyse zur Analyse von Interviewtranskripten. Sie ist ursprünglich im Rahmen der ‚Objektiven Hermeneutik‘ entwickelt worden, wird inzwischen aber unabhängig davon vielfach in der qualitativen Forschung als Auswertungstechnik eingesetzt. Im hier nachgezeichneten Kontext der Habitus-Hermeneutik nach Bourdieu ist dabei von Bedeutung, dass der ‚latenten Sinnebene‘ nicht die determinierende Bedeutung zugeschrieben, wie das bisweilen im Konzept der ‚Objektiven Hermeneutik‘ der Fall zu sein scheint. Es geht, wie bereits beschrieben, bei der Auswertung darum, das Verhältnis von manifestem und latentem Sinn dialektisch zu verstehen. Die Sequenzanalyse ist dabei ein Werkzeug, sich diesem Verhältnis zu nähern. Das in diesem Abschnitt beschriebene Vorgehen wie auch der anschließende Praxisexkurs beziehen sich dabei im übrigen auf das Arbeiten mit biographischen Interviews.

⁷⁶ In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Kaufmann (1999, S. 33), für den das Verstehen ohne Erklären „zu einem reinen Erfassen eines von den Individuen inkorporierten Wissens“ reduziert wird; dazu genüge es, „Neugier und Sympathie mitzubringen“.

Trotz des behutsamen Vorgehens kann es bei der Interpretation zu Verknüpfungen kommen, nicht zuletzt, weil dabei wie zuvor dargelegt die Klassifikations- und Bewertungsschemata des bzw. der Interpreten selbst einfließen. Diese Gefahren sind nicht vollständig auszuschließen, können aber begrenzt werden.⁷⁷ Darüber hinaus ist es wichtig, den Interpretationshintergrund sowie die Regeln zu dokumentieren, um die Interpretation nachvollziehbar zu machen. Ziel ist es, sich dem Fall durch das sehr genaue Vorgehen zu nähern und schließlich die Prinzipien und Handlungsmuster (den ‚modus operandi‘) aufzudecken. Eine darauf basierende Typenbildung erfolgt nicht durch das Subsumieren gleicher Merkmale. Jeder Fall wird für sich als Syndrom (vgl. Abschnitt 3) aufgeschlossen; Kriterium der Typenbildung ist die Ähnlichkeit der ‚Fallmuster‘, also der Habitusprinzipien.

Da die Genese des Habitus bzw. der Mentalität wie in Abschnitt 3. beschrieben im Beziehungshandeln der Akteure, also den Milieus, liegt,⁷⁸ spielt bei der Interpretation von Interviewtranskripten vor allem eine Rolle, wie die Bezugspersonen der Befragten und deren Praktiken klassifiziert werden. In den Zuordnungen und Abgrenzungen, die aus diesen Klassifikationen erkennbar werden, zeigen sich die typischen Handlungsorientierungen und -muster sozialer Gruppen. Ziel der mentalitätsanalytischen Auswertung z.B. von biographischen Interviews ist deshalb, die herausgearbeiteten Mentalitätszüge in den Raum der sozialen Milieus einzuordnen. Die Befragten

⁷⁷ Dazu werden die Sequenzen in Gruppen (vier bis acht Teilnehmer) interpretiert, die möglichst nach Geschlecht, Alter und sozialen Merkmalen heterogen zusammengesetzt sind. Die Teilnehmer an den Interpretationssitzungen sind zuvor in die Grundsätze des theoretischen und methodologischen Ansatzes eingearbeitet worden. Die Interpretationssitzungen dauern etwa drei bis vier Stunden und werden auf Tonband aufgenommen. Pro Fall werden zwei bis vier solcher Sitzungen durchgeführt. Sequenzanalytisch wird dabei nicht das vollständige Transkript ausgewertet, sondern nur bestimmte Passagen. In der Regel wird mit dem Interviewanfang begonnen; weitere Passagen werden vom federführenden Bearbeiter des Falles ausgewählt.

⁷⁸ „Man ahmt nicht ‚Vorbilder‘ nach, sondern Handlungen anderer“ (Bourdieu 1987, S. 136).

werden dabei nicht in ein bestimmtes Milieu ‚gepresst‘. Jeder Fall hat etwas Einmaliges. Allerdings gibt es ein begrenztes Spektrum, in dem sich verschiedene ‚Einmaligkeiten‘ verdichten.

***Regeln der hermeneutischen Textinterpretation in Form der Sequenzanalyse
für die Auswertung in Gruppen***

1. Alle Äußerungen der GesprächspartnerInnen haben zwei Bedeutungen: sie haben einen manifesten (offenkundigen) und einen latenten (versteckten, verborgenen) Sinn.
2. Alles im Text hat einen Sinn. Alle Elemente der Aussagen, auch Pausen, Versprecher, Stimmlagen, Wiederholungen, `Äh=s und Hm=s@ usw. haben eine spezifische Bedeutung.
3. Die Interpretation geschieht durch die Diskussion und das Abwägen verschiedener Lesarten bzw. Interpretationen.
4. Jede Lesart muss in der Diskussion zugelassen sein. In der Diskussion ist zu klären, wieweit die Aussagen des Interviews diese Interpretation begründen.
5. Alle InterpretInnen sind in der Gruppe gleichberechtigt, unabhängig von ihrem Alter, Geschlecht, ihrer Lautstärke usw..
6. Ziel der Diskussion ist ein Konsensus, eine Einigung. Die verschiedenen Lesarten sollen gegeneinander verteidigt und so lange diskutiert werden, bis ein Konsensus der Gruppe erreicht ist.
7. Der Text wird streng sequentiell gelesen. Es werden jeweils nur wenige Zeilen gelesen. Der nachfolgende Text wird mit einem Blatt Papier verdeckt; er darf vorher nicht gelesen worden sein.
8. Jede neue Sequenz hat Folgen für die bisherigen Lesarten. Frühere Lesarten können aufgrund des letzten interpretierten Abschnitts verworfen, konkretisiert, ergänzt oder revidiert werden.
9. Die InterpretInnen sollten auch ihre eigenen Positionen zu den Aussagen im Text reflektieren, um sich selbst ihre Perspektive und den Standpunkt zu verdeutlichen, aus dem heraus sie die Aussagen interpretieren und bewerten.
10. So genanntes Kontextwissen soll sehr zurückgehalten werden. Was von der Person und ihren Aussagen ‚sonst noch bekannt‘ ist, darf die Interpretation bzw. Lesart nicht vorweg beeinflussen. Ein späteres Hinzuziehen von Kontextwissen kann u.U. sinnvoll sein.
11. Theoretisches Wissen soll ebenfalls zurückgestellt werden. Die Bedeutung soll aus dem Text erschlossen werden.

Aus solchen Häufungen von Mentalitäts- bzw. Habitusmustern werden in einem heuristischen Prozess die Praktiken sozialer Milieus entwickelt, wobei

die auch repräsentativ erhobene Basistypologie der Mentalitätsgrundmuster als Orientierungshilfe dient.

4.1.5 Praxisexkurs

Perspektivenwechsel

Die Klassifikationsschemata, die sich in den Aussagen und Ausdrucksformen der Befragten zeigen, sind in sofern subjektiv, als dass sie von den Akteuren angeeignet und verinnerlicht sind. Subjektiv heißt dann zugleich, dass sich darin eine bestimmte Perspektive auf die soziale Welt zeigt, die in spezifischer Weise *verzerrt* ist. Im *ersten Schritt* der habitushermeneutischen Auswertung geht es darum, die subjektive Perspektive der Befragten nachzuvollziehen und zu rekonstruieren. Dies erfordert viel Empathie für die befragte Person.⁷⁹ Im *zweiten Schritt* geht es darum, die *habitustypische Verzerrung* dieser Perspektive offenzulegen, die subjektive Konstruktion der Befragten also zu interpretieren und einzuordnen. Diese Interpretation muss aus der *Distanz* erfolgen, d.h. durch den Bruch mit der rekonstruierten Alltagswahrnehmung der Befragten.⁸⁰ Um es zu verdeutlichen: Während sich der Befragte in der rekonstruierten Alltagswahrnehmung wiederfinden kann bzw. sollte, gilt für diese distanzierte Interpretation ein anderer Maßstab. Die Akteure selbst würden sich und ihre Handlungen selbst vielleicht anders sehen (als Beispiel: ein Kleinbürger würde sich selbst nicht Kleinbürger nennen, der Intellektuelle würde sich selbst nicht zur herrschenden Klasse zählen usw.). Die habitushermeneutische Interpretation muss aber die Praxis der Akteure in einen größeren Kontext stellen, nach den Strukturen und

⁷⁹ Dabei bleibt es jedoch nicht, „denn die soziologische Arbeit beschränkt sich nicht nur auf diese Phase, vielmehr besteht sie für den Forscher darin, in der Lage zu sein, ausgehend von den gesammelten Daten zu interpretieren und zu erklären“ (Kaufmann 1999, S. 34).

⁸⁰ Das entspricht dem, was Durkheim (1961, S. 115 ff., S. 128 ff.) mit dem Bruch mit der Primärwahrnehmung und mit allen „Vorbegriffen“ meint. Die wissenschaftliche Arbeit setzt demnach voraus, eine solche Haltung einzunehmen.

Mustern suchen und diese offenlegen. Zur verstehenden Position tritt also eine erklärende (Weber 1972, S. 1).

Bei diesen beiden Schritten handelt es sich um ineinander verschränkte Ebenen. Der Interpretationsprozess ist begleitet von immer wieder vollzogenen Perspektivwechseln und Erkenntnisbrüchen.

Praxisbeispiel: ‚Scheinheilig‘ aus unterschiedlichen Perspektiven

Dieser Wechsel der Perspektiven lässt sich an einem Beispiel aus unserer Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ illustrieren. Sehr häufig wurde dabei von den Akteuren der Begriff ‚scheinheilig‘ benutzt. Zum einen klassifizierten sie damit die Praktiken anderer und grenzten sich davon ab. Zum anderen klassifizierten sie damit implizit ihre eigene Praxis als legitim und werteten diese auf. Der klassifizierende Akt wird selbst klassifizierbar.

Für die Bildungseliten zum Beispiel (Fraktionen des Liberal-Intellektuellen und des Konservativ-Technokratischen Milieus) hat für die Nähe zur Kirche die Frage der ideell-geistigen Übereinstimmung mit den Inhalten der kirchlich-religiösen Botschaft einen sehr hohen Stellenwert. Es sind also explizite Überzeugungen und Werte, die Thema in Reden, Predigten oder Büchern sind und an die man glaubt oder eben nicht glaubt. Die ‚gelebten‘, also durch Handeln und Praxis gezeigten Werte, durch die Milieus der Arbeitnehmermitte ihre Nähe oder Übereinstimmung mit der Kirche ausdrücken, werden von den Bildungseliten häufig als zwar mit dem Christentum zusammenhängende, aber letztlich eher davon abzukoppelnde ‚soziale Werte‘ betrachtet. Sie machen nicht das Wesen des Christentums aus. ‚Scheinheilig‘ sind aus ihrer Sicht folgerichtig Leute, die nur an den großen Gedenktagen in die Kirche gehen („das ist doch geheuchelt“ oder „wer wirklich glaubt, geht regelmäßig in die Kirche“), sich auf die Teilnahme an Passageriten beschränken wie Hochzeit („die wollen nur ‚ne schöne Feier“) oder Konfirmation („nur der Geschenke wegen, das ist alles verlogen“), zum Teil auch solche, die ‚modernere‘ und ‚lebendigere‘ Gottesdienstformen fordern („das ist oberflächlich“ und „blinder Aktionismus“).

Besonders in den Milieus der facharbeiterischen Mitte dagegen (Traditionelles Arbeitermilieu, Leistungsorientiertes und Modernes Arbeitnehmersmilieu) steht das moralische Handeln im Alltag im Vordergrund. Christlich verhält sich derjenige, der im Alltag nach diesen Werten lebt. Dem bekennenden Wort allein wird misstraut. Als ‚scheinheilig‘ bezeichneten sie beispielsweise Menschen, die sonntags häufig den Gottesdienst besuchen, dieses rituelle Sich-Bekennen aber nicht konsequent in Handeln umsetzen: „Sonntags in die Kirche gehen, und montags die Kunden übers Ohr hauen.“

Dieser Perspektivwechsel ließe sich fortsetzen, zum Beispiel wird für die häufigen Kirchgänger derjenige ‚scheinheilig‘ sein, der zwar Mitglied der Kirche ist, aber kaum die Gottesdienste besucht („Taufscheinchristen“) usw. Jede der subjektiven Perspektiven der

Akteure hat für sich genommen eine in sich schlüssige Argumentation und damit Überzeugungskraft; insofern sind sie alle berechtigt und fügen sich logisch in die mentalitätstypische kirchlich-religiöse Orientierung der Akteure. Für die weitere Interpretation ist es wichtig, mit diesen Akteursperspektiven zu brechen. Keine hat universelle, sondern nur *begrenzte, relative* Gültigkeit; es handelt sich immer nur um die Teilperspektive eines Milieus auf die Kirche und auf andere Milieus. Die Perspektive ist der Blick von einem bestimmten Ort im sozialen Raum. Die gleiche Sache kann von einem anderen Ort aus in völlig anderem Licht erscheinen.

Durch den Bruch mit der Akteursperspektive wird der Blick auf die Strukturen des Feldes, in diesem Fall des religiös-kirchlichen Feldes geöffnet. Die Orientierungen der Akteursgruppen werden dann nicht einfach nebeneinander gestellt, um eine ‚bunte Vielfalt‘ zu zeigen. Die Einstellungen verlaufen vielmehr entlang bestimmter ‚Kraftlinien‘ des Feldes. Diese zeigen sich, wenn man in den Blick nimmt, ob alle Perspektiven und Praktiken in gleicher Weise gesellschaftlich oder von der Kirche anerkannt sind. Wenn beispielsweise die praktische Religiosität häufig als ‚nicht wirklich religiös‘ bezeichnet wird, weil die spirituell-geistige Seite zu kurz kommt, so wird damit ein Maßstab von ‚legitimer Religiosität‘ angelegt. Dieser wiederum deckt sich mit der religiösen Orientierung bestimmter sozialer Gruppen (z.B. der ‚Geistlichkeit‘, soziologisch eng verwandt mit der Bildungselite), die im religiös-kirchlichen Feld den Ton angeben. Weil aber die Hochbewertung der ‚Geistigkeit‘ den praktischen Milieus der Volksklassen nicht entspricht, zeigt sich in dem Versuch, legitime Formen von Religion durchzusetzen (d.h. die Fähigkeit zur Etablierung von bestimmten Praktiken, die ‚heilig‘ bzw. ‚scheinheilig‘ sind), ein Herrschaftsanspruch.⁸¹

Kategorienbildung

Mit diesem zweiten Interpretationsschritt ist die Bildung und Anwendung von Kategorien verbunden, indem die alltäglichen klassifizierenden Aussagen und Praktiken der Akteure wissenschaftlich klassifiziert und als typisch für soziale Gruppen geordnet werden. Die Synopse (Tabelle 1) zeigt solche

⁸¹ Ein solche ‚unidealistische‘ Betrachtung von Religion knüpft an die Religionssoziologie Max Webers und der Kommentierung derselben durch Bourdieu (2000) an (vgl. Abschnitt 2.3; Vögele u.a. 2002). Weber hätte, so Bourdieu, „die materialistische Denkweise auf Gebiete angewendet, die der Marxismus faktisch dem Idealismus überließ“ (Bourdieu 1987, S. 37). Man könnte sagen, dass Weber vor allem mit seiner Religionssoziologie (vgl. 1972, S. 245-381; 1988) den Idealismus ‚entzaubert‘ hat.

analytischen Elementarkategorien.⁸² Sie werden dem Material dabei nicht übergestülpt, sondern *heuristisch* angewendet und in diesem Zuge ständig überprüft.⁸³ Anhand dieser Matrix, die sich als ‚Grunddimensionen‘ des Habitus verstehen lassen, können einzelne Praktiken und Praxisformen der Akteure in den verschiedenen Lebensbereichen (Arbeit/Beruf - Familie/Partnerschaft - Freunde/Gesellungen - Freizeit/Lebensstil - gesellschaftliche Partizipation) gebündelt werden. Die Kategorien wie ‚Hedonismus‘ und ‚Askese‘ stellen dabei jeweils die beiden Pole einer solchen Dimension dar, zwischen denen die Akteure in Lebensbereichen oder Feldern ihre spezifische Balance finden (müssen). Am fallvergleichenden Vorgehen zeigt sich dann, dass die Kategorien nicht substanziell anzuwenden sind, sondern *relational*, d.h. im Vergleich zu anderen Akteuren und Akteursgruppen.

In der Forschungspraxis bilden diese in mehrjähriger Forschung und Auswertungspraxis herausgearbeiteten Elementarkategorien einen *Interpretationshintergrund*, der dazu beiträgt, die Habitus syndrome zu identifizieren, dass heißt, die spezifischen Kombinationen von Ausprägungen und Balancen zu vergleichen. Die Balancen bilden zusammen ein Syndrom, dessen sensibles und komplexes, auf die Bedingungen eines spezifischen Feldes abgestimmtes Gleichgewicht, dass einem *Mobile* ähnelt (Bremer 1995). Dazu werden die Habitusdimensionen in die Dimensionen des sozialen Raumes nach Bourdieu eingeordnet bzw. vor diesem Hintergrund interpretiert: vertikal (Distinktions- oder Herrschaftsachse), horizontal (Differenzierungsachse), temporal (Veränderung über die Zeitachse).

⁸² Erstmals entwickelt im Forschungsprojekt ‚Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland‘. Mit ihnen wird seither in der typenbildenden Mentalitätsanalyse gearbeitet.

⁸³ Für die Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ wurden die Kategorien modifiziert; vgl. Abschnitt 8..

Tabelle 1: Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik⁸⁴ Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation lebensgeschichtlicher Interviews	
Askese methodisch geplante Lebensführung; Betonung geistiger Aspekte; gleichzeitige Neigung zu Idealisierungen; Arbeit steht vor Genuß, strebsam und akkumulierend in zumeist zweckgerichteter Praxis	Hedonismus spontane Lebensführung; Betonung sinnlicher, körperlicher Aspekte, wie z.B. Sexualität; Freizeit und Geselligkeit stehen vor Arbeit; Praxis erscheint oft ‚nutzlos‘ und wenig zweckgerichtet
Herrschaft ‚Ellbogen‘-Mentalität; selbstbezogen; autoritär und elitär, dabei oft methodisch gezwungen; ausgrenzend, intolerant und in der Betonung konventioneller Praktiken fremdbestimmt	Partnerschaft egalitär und demokratisch; verständnisvoll und Mitgefühl; offen, tolerant und integrativ; selbstbestimmt, autonom und nicht von äußeren und konventionellen Zwängen geleitet
Aufstiegsorientierung streben nach ‚Höherem‘; Karriere- und Aufstiegsstreben; von Zukunftsidealen geleitet; erhebliche Auf- und Abstiegsängste; Obsession, sich mit Hierarchien und Autoritäten zu befassen	Sicherheitsorientierung „Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach“; „jeder sollte an seinem Platz bleiben und das Beste daraus machen“; Verhalten erfolgt aus ‚tiefer, innerer Überzeugung‘
Individualismus individuelle Praktiken werden bevorzugt; das Selbst und das Individuum stehen im Vordergrund; oft konkurrenzorientiertes, kalkülbetontes Verhalten abseits der Masse; im Streben nach Besonderem und Unterscheidung oft distinktiv und ausgrenzend	Geselligkeit gruppenbezogene und dabei keinem transzendenten Zweck untergeordnete Verhaltensweisen; häufiger Aufenthalt in Gruppen wirkt oft ‚nutzlos‘; Praxis oft solidarisch, aber auch von Konformitätssprinzipien gekennzeichnet
Feingeschmack Bevorzugung des Besonderen; Unterscheidung von der Masse durch ‚Kennerschaft‘ und entsprechende Praktiken; elitär; Dominanz des Formgeschmacks; Neigung zu Idealisierungen; Betonung des Geistigen und Transzendenten	Grobgeschmack Inhalt bzw. Zweck und Nutzen dominieren über Stil und Form; ausgeprägt gegenwartsbezogen; Betonung des ‚Handfesten‘ bzw. des Materiellen; „Hauptsache, es funktioniert“

⁸⁴ Aus Vester u.a. 2001, S. 217.

Askese im Sinne methodisch-geplanter Lebensführung findet sich beispielsweise sowohl in Milieus, die im sozialen Raum oben stehen, als auch bei Milieus, die weiter unten auf der sozialen Stufenleiter stehen. Allerdings ist die Neigung zu asketischer Lebensführung jeweils anders kombiniert und eingebettet. In der Bildungselite markieren tendenziell asketische, ideelle und individuell-exklusive Orientierungen (im religiös-kirchlichen Feld, das im Mittelpunkt der Studie ‚Kirche und Milieu‘ stand, war dies häufig verbunden mit einer Vorliebe für ästhetisch-kulturelle Seiten) das Syndrom eines Distinktionshabitus, der sich gegen ‚Materialismus‘ und ‚Masse‘ abgrenzt.⁸⁵ In der Arbeitnehmermitte verbindet sich der asketische Zug mit materiellen (im Sinne von praktischen), gemeinschaftlichen, egalitären und funktionalen Orientierungen zu einem eher bescheiden-realistischen Mentalitätssyndrom (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 151 ff., S. 183 ff.).

4.2 Methodologische Reflexion zur Methodenbestimmung

Wie bereits beschrieben, war durch die Forschungsdefizite klar, dass die Probleme, die beide Studien zu lösen hatten, mit qualitativen empirischen Methoden bearbeitet werden mussten. Für die Typenbildung musste gelten, dass der Zugang zu den sozialen Feldern mit der gesamten Lebensorientierung zusammenhängt; erst vor dem Hintergrund der Alltagsbewältigung der Akteure kann die Orientierung und Praxis im Feld verstanden werden. Die Methoden mussten also neben der Haltung zum sozialen Feld auch die Alltagspraxis berücksichtigen, um die spezifische Verknüpfung aufzeigen zu können. Da der Habitus als *modus operandi* diese Alltagspraxis strukturiert, hieß das, dass die empirische Analyse am Habitus selbst ansetzen musste.

⁸⁵ Bourdieu spricht in anderem Zusammenhang einmal vom „aristokratischen‘ Asketismus“ der höheren Lehrerschaft (1982, S. 214).

Mit der Anwendung qualitativer Methoden,⁸⁶ für die bekanntlich die Gütekriterien quantitativer Forschung „nur bedingt - wenn überhaupt“ anzuwenden sind (Lamnek 1998, S. 205),⁸⁷ lassen sich naturgemäß keine Fallzahlen erreichen, wie das bei standardisierten Methoden der Fall ist. Allerdings sollten die von uns zu ermittelnden Typen aber auch dazu dienen, das Gesamtfeld besser einschätzen zu können, so dass ein Anschluss der qualitativ erhobenen Typologie an quantitative Daten anzustreben war. Dieses Problem konnte gelöst werden, indem wir die ‚Milieulandkarte‘ (Abbildung 1) als *Basistypologie* mit einbezogen. Die sozialen Milieus zeigen die Mentalitätstypen mit ihren Grundmustern der Alltagsbewältigung, denen sich die qualitativ ermittelten Typen der Feldorientierung zuordnen lassen. Bei dieser ‚Milieulandkarte‘ handelt es sich um Mentalitätstypen, die zuerst qualitativ

⁸⁶ Die qualitativen Forschungsstrategien werden hier nicht ausführlich expliziert; vgl. dazu die einschlägigen Methodenbücher von Lamnek 1995, Flick 1995, Mayring 1993, Spöhring 1989, Hopf/Weingarten 1979, Diekmann 1995, Friedrichs 1982. Einen komprimierten Überblick über den gegenwärtigen Stand und die Positionen der qualitativer Forschung gibt Hitzler 2002.

⁸⁷ Das Kriterium der *Zuverlässigkeit* (Reliabilität) - die Standardisierung soll eine beliebig häufige Durchführung der gleichen Befragung ermöglichen - wird in der qualitativen Forschung „in Richtung einer Prüfung der Verlässlichkeit von Daten und Vorgehensweisen reformuliert“ (Flick 1995, S. 243), also Explikation des Vorgehens (Dokumentation, Protokollierung, Belegen analytischer Kommentare durch Originalaussagen aus Interviewtranskripten) und Schulung der Interviewer (Flick 1995, S. 243). Das Kriterium der *Gültigkeit* (Validität) - wird das gemessen, was gemessen werden sollte (vgl. für die quantitative Forschung Diekmann 1995, S. 223 ff., S. 301 f.) - muss in der qualitativen Forschung vor allem argumentativ, d.h. durch Plausibilität und Schlüssigkeit der Befunde, erfüllt werden (vgl. Flick 1995, S. 243 ff., Lamnek 1998, S. 204 ff.). Ein Vorteil ist dabei, dass die Interviewsituation, in der in der quantitativen Forschung vor allem eine mögliche Fehlerquelle gesehen wird, in der qualitativen Forschung ganz anders definiert ist. ‚Fehler‘ im Sinne von ‚Verzerrungen‘, Antworten nach sozialer Erwünschtheit, unangemessenes Interviewerverhalten o.ä. können natürlich trotzdem auftreten, doch durch die Aufzeichnung ist die Interviewsituation als Ganze *interpretierbar*. - Mayring formuliert (1993, S. 110-112) für die qualitativen Methoden im übrigen sechs eigene Gütekriterien: Verfahrensdokumentation, Argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, Nähe zum Gegenstand, Kommunikative Validierung, Triangulation.

ermittelt und im Anschluss daran durch eine umfangreiche Statementbatterie standardisiert und quantifiziert wurde (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 51 ff., S. 69 ff.). Dadurch sind uns die quantitativen Gewichte, über Zeitreihen (vgl. Vester u.a. 2001) auch die wachsenden und schrumpfenden Milieus bekannt.

Das war deswegen wichtig, weil für das Verstehen bzw. Einschätzen des Feldes nicht nur von Bedeutung ist, die dort agierenden ‚Typen‘ zu kennen, sondern auch, welches quantitative Gewicht sie (noch oder schon) haben. Beispielsweise ist der Bildungstypus der ‚Traditionellen‘ (vgl. Bremer 1999, S. 103 ff.) vor allem aus dem *stark schrumpfenden* ‚Traditionellen Arbeitermilieu‘ entwickelt, die ‚Traditionellen Kirchenchristen‘ (vgl. Vögele 2002, S. 227 ff.) aus dem *stark schrumpfenden* ‚Kleinbürgerlichen Milieu‘. Probleme in der Ansprache oder Bindungskraft rühren zu einem Teil daher, dass die Milieus der ‚Stammklientel‘ von traditionellen Institutionen kleiner geworden sind und die wachsenden neuen Milieus eine andere ‚Kultur des Umgangs‘ erwarten. Für die Institutionen ist es deshalb im eigenen Interesse von Vorteil, die *wachsenden Typen* zu kennen, um sich rechtzeitig auf diese veränderten Ansprüche einzustellen.

Angesichts dieser Ausgangslage war auch klar, dass einerseits gemäß der Methode der *Vorabfestlegung* (Quotierungsverfahren, z.T. auch ‚kriteriengeleitete Stichprobenauswahl‘) eine milieugeschichtete Stichprobe (‚Sample‘) gezogen werden musste, um die milieutypische Ausprägung einer Feldorientierung zu explorieren.⁸⁸ Andererseits legten wir Wert darauf, den Stichprobenplan nicht starr abzuarbeiten, sondern einer gewissen Flexibilität Raum zu lassen. Die aktuellen ‚Kräfteverhältnisse‘ im Feld, nach denen sich die milieutypischen Zugänge ausrichten, sind nicht vorab bekannt, sondern

⁸⁸ Bei dieser Samplebildung wird häufig auf die klassischen soziodemographischen Kriterien zurückgegriffen (also vor allem Alter, Geschlecht, Bildungs-/Berufsstatus). Wenn die einzelnen ‚Zellen‘ der Stichprobe mit der angestrebten Anzahl gefüllt sind, ist die Erhebung abgeschlossen und die Auswertung beginnt. Für unsere Studien galt es, die Quoten nach komplexen Milieukriterien auszuwählen.

werden erst durch die Erhebungen aufgedeckt (z.B. durch Hinweise auf bestimmte Probleme oder Milieus, deren Exploration wichtig sind, um Orientierungen und Handeln zu verstehen).⁸⁹ Durch das nach und nach aufgedeckte Kräftefeld gelangten wir schließlich auch vom Typus zur Typologie,⁹⁰ d.h. der Einordnung der Typen in eine Konfiguration (vgl. Abschnitt 8). Diese Form der Stichproben- oder Samplebildung entspricht eher dem sog. *theoretical sampling* (Glaser/Strauss 1967).⁹¹

Durch dieses Aufeinanderbeziehen von quantitativen und qualitativen Daten lässt sich zwar statistische Repräsentativität nicht herstellen, aber es erlaubt fundierte Einschätzungen über die wahrscheinliche Verbreitung eines Typus. So lässt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der ermittelte Typus tatsächlich das gesamte Spektrum der ‚Feldorientierung‘ eines sozialen Milieus abdeckt, obwohl weitere Typen in ihrem Grundmuster von dem von uns gefundenen nicht sehr weit entfernt sein dürften (vgl. Bremer 2002a).⁹²

⁸⁹ In der Forschungspraxis erwies sich ein Vorgehen als sinnvoll, bei dem vorab wichtige und interessante Milieus und Teilmilieus ausgewählt werden, die Erhebung dann aber in ‚Wellen‘ erfolgt. Nach jeder Welle (z.B. drei Gruppendiskussionen) werden erste Ergebnisse reflektiert und gegebenenfalls der Stichprobenplan modifiziert, bevor die nächste Erhebungswelle beginnt.

⁹⁰ Zum Verhältnis von Typus und Typologie vgl. Kluge 1999, S. 26 ff., Kelle/Kluge 1999 S. 75 ff.

⁹¹ Bei dieser Form der Stichprobenbildung wird die Theorie schrittweise aus den Ergebnissen entwickelt (‚grounded theory‘); Erhebungs- und Auswertungsphase sind dabei miteinander verschränkt.

⁹² In der Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ wurden allerdings auch in diesem Punkt Fortschritte gemacht. Im quantitativen Projektteil dieser Studie wurden die sozialen Milieus in sich noch feiner differenziert (vgl. Wiebke 2002). Für die beiden großen Milieus der Oberklasse (Liberal-Intellektuelles und Konservativ-Technokratisches Milieu) zeigte sich zum Beispiel, dass es in beiden Gruppen eine ‚Bildungsfraktion‘ gibt (vgl. Wiebke 2002, S. 276 ff., S. 298 ff.). Der von uns ermittelte Typus der ‚Humanisten‘ ist diesen Submilieus zuzuordnen; es ist zu erwarten, dass sich in den anderen Submilieus der Oberklasse andere Varianten der kirchlich-religiösen Orientierung finden lassen, deren Distinktionsverhalten vermutlich weniger in der Beto-

Unabhängig davon, dass also unsere Typen (wie auch Einzelfälle) diesen sozialen Milieus der ‚Landkarte‘ zugeordnet werden können, besteht das Problem, wie viel Fälle man braucht, um einen Typus hinreichend auszu-leuchten.⁹³ Qualitative Studien arbeiten dabei mit sehr unterschiedlichen Fallzahlen.⁹⁴ Als Faustregel hat sich in unseren Untersuchungen heraus-gestellt, dass eine ‚Sättigung‘ meist nach etwa 20-30 Fällen erreicht ist.⁹⁵ Sättigung meint hier, dass das Hinzuziehen weiterer Fälle keine wesentlichen neuen Erkenntnisse mehr bringt.

nung von ideellen als in der von technokratischen Prinzipien des ‚modernen Manage-ments‘ liegt.

⁹³ Mit der *Verallgemeinerbarkeit* ist ein drittes Kriterium quantitativer Forschung angesprochen, das bei standardisierten Verfahren in der Regel durch statistische Repräsentativität erfüllt wird. Bei qualitativen Verfahren geht es darum, das qualitative Spektrum eines Typus, d.h. die wichtigsten Facetten, vollständig zu erfassen. Glaser/Strauss sprechen in diesem Zusammenhang von der „theoretischen Sättigung“ (1967, S. 61), andere Autoren nennen die „funktionale Repräsentativität“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 34), „inhaltliche Repräsentanz“ (Kepper 1996, S. 228) oder „maximale Variation der Fälle“ (Kelle/Kluge 1999, S. 51) als Kriterium für die qualitative Sozialforschung.

⁹⁴ Vester u.a. bezogen in ihre Fünfer-Typologie insgesamt 160 ausgewertete Interviews ein (vgl. 2001, S. 331 ff.). Andere Studien hatten noch höhere Fallzahlen, vor allem bei quotierten Stichproben (Popitz/Bahrtdt u.a. (1957) z.B. rund 600 Befragte; auch Pollock (1955) kam auf sehr hohe Fallzahlen). Dabei spielt auch das Auswertungskonzept eine wichtige Rolle. Viele an die ‚grounded theory‘ angelehnte Studien arbeiten mit weitaus geringeren Fallzahlen. Das entspricht durchaus dem Anspruch, die Erhebungen vor allem zur Strukturentdeckung - also Theoriegenerierung - zu nutzen. Werden die Erhebungen aber auch für eine Typologiebildung verwendet, bleibt zu fragen, ob ein Typus durch solch geringe Fallzahlen empirisch ausreichend ausgeleuchtet ist. Möglich ist zumindest, dass die wenigen Befragten gar nicht den ‚Kern‘ des Typus, sondern eine eher ‚untypische‘ Variante bildet, oder dass, wie Lamnek (1995, S. 92) bemerkt „solche Personen, die ein typisches Deutungsmuster sozialer Realität aufweisen, gerade diejenigen sind, die nicht zu einem Interview bereitstehen (...) und von daher nicht in die Analyse Eingang finden“.

⁹⁵ Dammer/Szymkowiak (1998) nennen in Zusammenhang mit der funktionalen Repräsentativität die Zahl von 30-60 Befragten, mit denen - nicht nur in Bezug auf *einen* Typus, sondern auf die Gesamtpopulation - „eine Ermittlung aller verhaltensrelevanten Einflußgrößen möglich ist“ (ebd., S. 34).

Dabei zeichnen sich die Grundmuster eines Typus zumeist schon nach relativ wenigen Fällen ab. Besonders im fortgeschrittenen Stadium einer Untersuchung wird durch die Kontrastierung der Gruppen auch die Struktur des Feldes deutlicher, so dass sich auch die Profile der einzelnen Typen immer deutlicher abzeichnen. Bei den hier betrachteten Untersuchungen ging es jedoch zum einen darum, die gefundenen Typen durch weitere Explorationen besser empirisch abzusichern (die ersten Erhebungen könnten beispielsweise gerade nicht den ‚typischen Typus‘, sondern nur eine ‚Randvariation‘ getroffen haben). Zum anderen wollten wir nicht nur die Grundmuster, sondern auch ein gewisses Spektrum verschiedener Facetten ausleuchten, also die ‚Streuung‘ des Typus.⁹⁶ Eine Rolle spielt dabei ferner, dass unsere Typen zugleich dem Anspruch genügen mussten, ansprechbare ‚Zielgruppen‘ - der Bildungsarbeit (Bremer 1999) bzw. der Kirchen (Vögele u.a. 2002) - zu sein, was neben einer möglichst guten Anschaulichkeit anhand reichhaltigen empirischen Materials auch das Erfassen eines gewissen Variantenreichtums des Typus notwendig machte. Insofern schien uns das Erreichen einer bestimmten Fallzahl zur Typologiebildung angemessen, um zu empirisch abgesicherten Ergebnissen und reichhaltigem Material zu kommen.

Diese Überlegungen bildeten den empirischen Hintergrund für die zu treffende Methodenbestimmung. Theoretisch war zu reflektieren, dass die Verfahren dem Anspruch genügen mussten, die komplexe Mehrdimensionalität des Habitus ausreichend zu erfassen. Die beschriebene Entstehungsgeschichte des Habitus, der mit der Kindheit erworben wird und sich im Laufe des Lebens immer weiter entfaltet, legt dabei nahe, den Habitus anhand seiner Entstehungsgeschichte zu untersuchen. Das lebensgeschichtliche Interview ist von daher ein Verfahren, das auf die Habitusanalyse sehr gut abgestimmt ist. Allerdings erfordern dabei schon Einzelfälle aufgrund des

⁹⁶ In der visualisierten Darstellung der Typologien im sozialen Raum wird diese Streuung durch die Größe der Flächen ausgedrückt. Vgl. Abb. 2 und 3.

Erhebungs- und Auswertungsumfangs erhebliche Forschungsressourcen (vgl. Abschnitt 5.1).

Die Probleme, die im Bereich des politischen Erwachsenenbildung und der Kirche in Bezug auf die zurückgehende Bindungskraft bestanden, waren aber, wie schon in Abschnitt 2. dargelegt, durch Einzelfallanalysen nicht zu lösen. Sollte die Typenbildung den Ansprüchen genügen, Grundlage neuer institutioneller Handlungskonzepte in Bezug auf die Mobilisierung neuer ‚Zielgruppen‘ zu sein, musste von vorn herein eine größere Stichprobe angestrebt. Deshalb schied das lebensgeschichtliche Interview als typenbildendes Erhebungsverfahren für die beiden von uns durchgeführten Untersuchungen aus, zumal auch die Orientierung und Praxis in einem sozialen Feld damit nur am Rande ermittelt wird.

Die vorangegangene Argumentation zur habitushermeneutischen Auswertung hat ferner gezeigt, dass das Interpretieren der Klassifikationsschemata der Akteure ein sehr sensibles und behutsames Arbeiten erfordert, wie es mit der Sequenzanalyse geschult und eingeübt wird. Allerdings werden für dieses Auswertungsverfahren, zumal bei größeren Stichproben, ebenfalls erhebliche Forschungs- und Zeitressourcen benötigt, die über den Rahmen der beiden von uns durchgeführten Untersuchungen weit hinausgingen. Für die Studien konnte deshalb die Sequenzanalyse nicht generell, sondern allenfalls punktuell zur Auswertung eingesetzt werden. Dieses Problem musste gelöst werden durch eine stringente theoretische Rückbindung an die Prinzipien der beschriebenen Prinzipien der habitushermeneutischen Analyse.

5. Vorerfahrungen:

Interviews in der typenbildenden Mentalitätsanalyse

5.1 Exkurs: Zum narrativen lebensgeschichtlichen Interview

Da mit Mentalitäten bzw. Habitus die im Laufe des Lebens erworbene Haltung der Akteure zur Welt bezeichnet wird, ist das lebensgeschichtliche Interview für die Mentalitätsanalyse im Grunde prädestiniert.⁹⁷ Die Strukturierung erfolgt sehr zurückhaltend anhand eines Leitfadens, den der Interviewer allerdings nur als Gedächtnisstütze im Kopf hat. Zudem schreibt der Leitfaden (abgesehen von einer festgelegten Eingangsfrage) kaum vor, wann und wie die verschiedenen Aspekte im Interview thematisiert werden. Ziel ist es, die Befragten selbst die Schwerpunkte in ihrer Lebensgeschichte setzen zu lassen, ihnen die Möglichkeit zu geben, sich selbst gewissermaßen authentisch darstellen zu können. Diese ‚Selbstdarstellung‘ mit den expliziten und impliziten Selbstzuschreibungen wird dann zum Gegenstand der Interpretation im Auswertungsprozess.⁹⁸

Beim Leitfaden geht es darum, für die Herausbildung der Mentalität und des Habitus wichtige Etappen und Lebensbereiche, die vom Befragten im Verlauf des Interviews aber nicht von selbst angesprochen wurden, durch

⁹⁷ Zur biographischen Methode vgl. überblickend die einschlägigen Handbücher (u.a. Lamnek 1995, Flick 1995, Spöhring 1989, Diekmann 1995, Friedrichs 1982). Eine ausgesprochen anschauliche Einführung in die biographische Forschung gibt Fuchs (1987), zu den Anfängen vgl. Kohli (1981). Ein wichtiger Beitrag, der unter Bezug auf Bourdieu insbesondere das meist problematische Subjektverständnis der Biographieforschung kritisiert, kommt von Engler (2001). Verbreitung hat das biographische Interview in der ‚oral history‘ gefunden (vgl. hierzu vor allem die Arbeiten von Niethammer, z.B. 1983, 1985). Zum narrativen Interview vgl. u.a. Schütze (1976, ders. 1983; kritisch dazu Engler 2001, S. 23 ff.) und Hermanns 1984.

⁹⁸ Wichtige Daten zur sozialen Situation und Herkunft werden zudem in einem Fragebogen festgehalten. In einem Beobachtungsbogen notiert der Interviewer die Begleitumstände des Interviews sowie persönliche Eindrücke vom Gespräch. Diese Angaben fließen in die Interpretation mit ein.

gezielte, aber vorsichtig gesetzte Stimuli zu explorieren. Die Gestaltung als narratives Interview ist wichtig, weil in den ‚unbefangenen‘ Erzählungen des Befragten die habitustypischen Klassifikations- und Deutungsschemata deutlich werden. Da insbesondere dem Beziehungshandeln in den sozialen Milieus für die Herausbildung der Mentalität die Aufmerksamkeit gilt, wird gezielt Wert auf die Personen gelegt, die für den Befragten in den jeweiligen Lebensphasen von Bedeutung sind. Wichtig ist dabei, wie sie beschrieben werden, in welchen Zusammenhängen sie auftauchen und wie der Befragte sich zu ihnen ins Verhältnis setzt. Der Leitfaden berücksichtigt aus diesen Gründen spezifische biographische Konstellationen und Entwicklungsstufen, wie sie von Erikson (1965, 1988) in Bezug auf die Identitätsbildung idealtypisch entworfen wurden. In den Beschreibungen und Klassifizierungen dieser Personen, ihrer Handlungsmuster und Praxis zeigen sich die für die Mentalitätsanalyse wichtigen Orientierungen und Abgrenzungen, aus denen die Befragten selbst ihre Prinzipien der Lebensführung entwickeln und anwenden. Insofern lässt sich mit dem lebensgeschichtlichen Interview auch der Frage nachgehen, inwiefern tradierte Mentalitätszüge im Laufe des Lebens konsistent bleiben oder sich wandeln, also in den Blick nehmen, welches Ausmaß der „Hysteresiseffekt“ (Bourdieu) hat.⁹⁹

Im Bereich der typenbildenden Mentalitätsanalyse haben Vester u.a. (2001, S. 317 ff.) mit lebensgeschichtlichen Interviews gearbeitet.¹⁰⁰ Anlass dafür war, vor dem Hintergrund des sozialen Wandels seit den 1970er und 1980er Jahren, der sich u.a. in der Entstehung der ‚neuen sozialen Bewegungen‘ ausdrückte, der Frage von Persistenz und Wandel von Mentalitätstraditionen vertiefend nachzugehen. Sie haben als Variante die Methode des *biographischen Tandeminterviews* angewandt, bei dem neben dem Befragten auch der gleichgeschlechtliche Elternteil interviewt wird. Die biographi-

⁹⁹ Vgl. dazu auch die bereits erwähnten Arbeiten von Lange-Vester (1999, 2003).

¹⁰⁰ Zu Habitustheorie und Biographie vgl. im übrigen die Studie von Karrer 1998.

sche Methode zur Mentalitäts- und Habitusanalyse ist inzwischen in etlichen weiteren Untersuchungen, überwiegend in Form zahlreicher Einzelfallstudien, durchgeführt worden.¹⁰¹

Zwar ermöglicht der Rückgriff auf die Dimensionen des sozialen Raumes nach Bourdieu auch die Verortung von Einzelfällen, so dass auch einzelne Fälle in den gesellschaftlichen Kontext eingeordnet werden können. Allerdings ersetzt dies keine Typenbildung. Der enorme zeitliche und personelle Aufwand dieses Verfahrens (durchschnittlich dauert ein Interview ca. 90 bis 120 Minuten, was einer Transkriptlänge von 60 bis 80 Seiten entspricht) setzt der Anwendung für die Typenbildung wie bereits erwähnt Grenzen.¹⁰²

Reflektierender Praxisbericht:

Mentalitäten und Milieus von Friseurinnen und Friseuren

Zumindest ansatzweise kann im Rahmen des Ausbildungskonzeptes ‚Mentalitätsanalyse‘ (vgl. oben) auch typologisch mit lebensgeschichtlichen Interviews gearbeitet werden. Die durchgeführten Befragungen (pro Zyklus ca. 16-20) werden dabei unter einer zuvor herausgearbeiteten Fragestellung mit bestimmten sozialen Gruppen durchgeführt; die Lehrveranstaltung erhält dadurch einen projektähnlichen Charakter. Beispielhaft wird hier auf ein Sample Bezug genommen, das aus insgesamt 16 Interviews mit Friseurinnen

¹⁰¹ Zudem ist daraus das Ausbildungskonzept ‚Mentalitätsanalyse‘ am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover entstanden, das wesentlich von Andrea Lange-Vester entwickelt und betreut wurde. Es besteht aus einem dreisemestrigen Veranstaltungszyklus, zu dem eine theoretische und methodologische Einführung sowie die Durchführung und Auswertung von lebensgeschichtlichen Interviews im Rahmen der Mentalitätsanalyse gehören. Gearbeitet wird überwiegend in studentischen Kleingruppen, die von eigens ausgebildeten Tutorinnen und Tutoren betreut werden. Für das Ausbildungskonzept ist ein Reader mit grundlegenden Texten zu Theorie und Methodologie der Mentalitätsanalyse erstellt worden, der regelmäßig überarbeitet wird (Lange-Vester u.a. 2000 [1992]).

¹⁰² In der Untersuchung von Vester u.a. (2001) wurden zwölf solcher Tandems durchgeführt, also 24 Personen nach ihrer Lebensgeschichte befragt.

und Friseuren bestand. Fragestellung war hier, inwiefern sich gleiche Berufe über verschiedene soziale Milieus streuen.

Anhand weiterer Merkmale - Geschlecht, Alter, Stellung im Betrieb (angestellt/selbstständig), lokale Lage und Größe des Salons usw. - wurde die Stichprobe weiter differenziert. Ein prägnantes Ergebnis war das Aufdecken einer spezifischen Heterogenität des Berufsfeldes, die mit bestimmten Mentalitäten und Milieus korrespondierte. Stichwortartig lässt sich dies als eine gewisse Polarisierung zusammenfassen:

Auf der einen Seite eher Zugehörigkeit zu sozial unten stehenden Milieus: Kennzeichen waren etwa eine prekäre soziale Situation, was häufig mit äußerst problematischen und labilen Sozialisationserfahrungen einher ging. Vieles deutete auf eine Herkunft aus dem Traditionslosen Arbeitnehmermilieu. Zum Teil war dabei eine Affinität zum Kleinbürgerlichen Arbeitnehmermilieu bemerkbar, was sich in dem Bemühen zeigte, unter schwierigen bis prekären Bedingungen Orientierung und Anschluss an respektable und stabile Milieus zu suchen. Dieses Muster traf vor allem auf die Frauen in der Stichprobe zu, die als Angestellte in eher traditionellen und alt eingesessenen kleinen Salons oder großen ‚Schnellsalons‘ tätig waren.

Auf der anderen Seite eher Zugehörigkeit zu Milieus der jungendlichen Avantgarde (Postmodernes und Hedonistisches Milieu): Dies waren eher jüngere Leute mit Zugang zur subkulturellen und urban-avantgardistischen Szene. Sie wohnten und arbeiteten vorwiegend im innerstädtischen Bereich und zeigten Vorlieben für ambitionierte beruflich-künstlerische Orientierungen. Der Friseurberuf war teilweise eher temporäre Durchgangsstation zu anderer beruflicher Verwirklichung, beispielsweise als Maskenbildner. Sie stammten eher aus gehobenen bis respektablen Milieus. Dieses Muster traf auf fast alle Männer und einige Frauen in der Stichprobe zu. Häufig waren es die Eigentümer kleinerer Salons, die sich mit ihrem Geschäft bewusst an eine exklusive Kundenschicht wandten.

Beide von uns gefundenen Muster haben eine historische Traditionslinie, die mit der Entstehung und Entwicklung des Friseurberufs zusammenhängt. Versucht man den darauf abgestimmten Habitus auf einen Punkt zu bringen, so lässt sich das mit den Begriffen ‚grob‘ (einfach, gewöhnlich, vulgär) und ‚fein‘ (besonders, exklusiv, distinktiv) bezeichnen. Als ‚unehrenhaftes Handwerk‘, zu dem lange Zeit alle Berufe zählten, in denen die Tätigkeiten viel mit Körperkontakt verbunden waren, war der Friseurberuf vor allem den wenig geachteten unterbürgerlichen Schichten vorbehalten, die um ihre Respektabilität kämpfen mussten. Dass der Beruf zum Frauenberuf wurde (heute noch zu 90%), zeugt von der ‚Unterschichtung‘ vieler Milieus durch Frauen (vgl. Vester/Gardemin 2001, S. 467), denen eben besonders häufig die weniger respektablen (und schlechter bezahlten) milieutypischen Berufe und Tätigkeiten zufallen.

Das andere von uns gefundene Muster entspricht einer zweiten Traditionslinie des Friseurberufs, die auf das Handwerk des Perückenmachers zurückgeht. Diese Berufslinie der Friseure hatte als Kundschaft das gehobene Bürgertum. Hier war die Beherrschung guter Umgangsformen sehr wichtig. Entsprechend waren diese Salons in den vornehmen Wohngebieten angesiedelt. Häufig war aber auch eine Nähe zum Theater, wo Perückenmacher und später Maskenbildner gefragt waren. In diesen Kundenkreisen waren Friseure nicht nur für Frisuren, sondern oftmals zugleich für die gesamte Körperbetreuung zuständig. Diese ‚ganzheitliche‘ Ausrichtung von Friseurgeschäften wird auch heute wieder stärker betont. Wir fanden solche Bestrebungen in unserer Stichprobe beim avantgardistischen Muster, wo es etwa Konzepte gab, den Friseurbesuch als Erholung mit verschiedenen ‚Wellness‘- und Entspannungsangeboten zu verbinden.

Das hier nur kurz umrissene Beispiel (vgl. Gardemin/Bremer u.a. 1997) macht deutlich, wie die heutigen sozialen Milieus sich als Varianten historischer Traditionslinien sozialer Gruppen verstehen lassen (vgl. hierzu ausführlicher Lange-Vester 2003). Es zeigt zum einen, dass lebensgeschicht-

liche Interviews den Erwerb, den Wandel und die Aktualisierung von Habitusmustern aufdecken können. Zum anderen vermag die Analyse einzelner Fälle den Zugang zu sozialen Feldern eröffnen (vgl. in diesem Sinne zum akademischen Feld Engler 2001), die dann die Richtung für weitere vertiefende Forschungen zeigen können.

5.2 Themenzentriertes Interview

5.2.1 Vorüberlegungen zur Konzeption und Erfahrungen

Da mit narrativen biographischen Interviews unter den Bedingungen begrenzter Forschungsressourcen nur kleine Fallzahlen zu realisieren sind, sollte ausgehend von dem Ziel, für eine hinreichend empirisch gesicherte Typologie eine Stichprobe von ca. 100 bis 130 Fällen zu erreichen,¹⁰³ für die Untersuchung zu den ‚Zielgruppen des Bildungsurlaubs‘ mit einem *themenzentrierten Interview*¹⁰⁴ gearbeitet werden. Im Vergleich zum lebensgeschichtlichen Interview, das wie zuvor beschrieben eher weniger strukturiert ist, ist dieses Verfahren straffer an einem Leitfaden orientiert. Dadurch gelingt es, die Interviews kürzer zu halten und das Material überschaubarer zu machen. Eine Pilotstudie diene dazu, das Erhebungsinstrument und Auswertungskonzept zu entwickeln und eine erste Stichprobe von rund 30 Fällen zu erheben. Auf dieser Grundlage sollte in der Hauptstudie die Typologie weiterentwickelt werden.¹⁰⁵

¹⁰³ Es sollten mindestens vier für die Untersuchung relevante Milieus berücksichtigt werden, so dass von mindestens vier bis fünf Typen ausgegangen werden musste.

¹⁰⁴ Erfahrungen mit diesem Leitfadeninterview hatte bereits die hannoversche ‚Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel‘ gemacht (vgl. Vester u.a. 2001). Die Konzeption des themenzentrierten Interviews ähnelt dem ‚Problemzentrierten Interview‘, wie es vor allem von Witzel (1982) beschrieben ist.

¹⁰⁵ Die Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und dauerten ca. 60 Minuten (etwa zur Hälfte Fragen zu Alltag und Milieu sowie zu Weiterbildung, also zum Feld). Zum Instrument gehörte ferner ein Fragebogen mit den wichtigsten sozialstrukturellen

Weiterentwickelt werden konnte in dieser Pilotstudie im übrigen auch das Verfahren der milieugestützten Stichprobenbildung. Nach einer ersten Sichtung der Teilnahmestatistiken und einigen Experteninterviews mit Seminarleitern war zu vermuten, dass die Teilnehmer an den politischen Bildungsurlaubsveranstaltungen sich hauptsächlich aus drei sozialen Milieus der Arbeitnehmer rekrutieren. Da allerdings noch wenig Erfahrung damit bestand, die Interviewpartner stringent nach Milieukriterien auszuwählen oder zu „scouten“, wurde die Stichprobe nach soziodemographischen Kriterien zusammengestellt (Vorabfestlegung bzw. Quotierungsverfahren); die Milieuzuordnung erfolgte nach einer ersten Sichtung der Interviews. Dabei kristallisierten sich milieuspezifische Kriterien stärker heraus.

Beispielsweise gaben uns die Vorlieben der Befragten für bestimmte Seminartypen wichtige Hinweise darauf, in welchen Seminaren wir welche Milieus bzw. ‚Bildungstypen‘ antreffen würden. Hoher Frauenanteil bei Seminaren mit Selbsterfahrungsanteilen war z.B. ein deutlicher Hinweis auf Teilnehmer aus dem ‚Modernen Arbeitnehmermilieu‘ (später Typus ‚Selbstbestimmte‘), hoher Männeranteil bei Seminaren mit bestimmten Ökologiethemen war oft gleichbedeutend mit ‚Traditionellem‘ bzw. ‚Traditionslosem Arbeitnehmermilieu‘ (später Typus ‚Traditionelle‘ bzw. ‚Bildungsferne‘) usw. Dadurch konnten wir im weiteren Verlauf das Scoutingverfahren systematisieren, was uns für den späteren Umstieg auf das Gruppendiskussionsverfahren zugute kam. Die Strategie, den Zugang zum Forschungsfeld durch eine Sequenz von Expertengesprächen vorzubereiten, erwies sich in zweifacher Hinsicht als vorteilhaft. Einerseits ergeben sich wichtige Hinweise für eine milieuspezifische Rekrutierung von Befragungsteilnehmern, andererseits sind die Experten Teil des zu explorierenden Feldes, deren Perspektive auf die Probleme (in diesem Fall der zurückgehenden Teilnahme

Daten sowie ein vom Interviewer auszufüllender Beobachtungsbogen, auf dem Begleitumstände und persönliche Eindrücke des Interviewers festgehalten wurden.

an Seminaren der politischen Erwachsenenbildung) durchaus von Bedeutung sein kann.¹⁰⁶

Tabelle 2: Stichprobe der Pilotstudie ‚Zielgruppen des Bildungsurlaubs‘

	Alter			Schulabschluss			Berufe		
	bis 30 (8)	30 bis 40 (14)	älter als 40 (9)	Haupt- schule (7)	Real- schule (11)	(Fach)- Abitur (13)	hand- arb. (14)	Büro/ Verw. (11)	Soziales/ Pflege (6)
Frauen (15)	3	7	5	1	7	7	3	8	4
Männer (16)	5	7	4	6	4	6	11	3	2

Ziel der Untersuchung war es, den Zusammenhang von Milieuzugehörigkeit bzw. Typ der Mentalität und der Teilnahme an (politischen) Bildungsurlaubsveranstaltungen offenzulegen. Exploriert wurden *zum einen* zentrale Lebensbereiche der Alltagsbewältigung (Arbeit/Beruf, Familie, Freizeit, Weltanschauung), die für das Ermitteln des Mentalitätssyndroms wichtig sind. *Zum anderen* ging es um die Erfahrungen und Erwartungen zu Bildungsurlaub und Weiterbildung, also darum, wie sich der Habitus im Feld entfaltet. Leitende Fragestellung war vereinfacht gesagt, demnach, wie die

¹⁰⁶ So zeigte sich beispielsweise, dass Einschätzungen der Teilnehmer durch Bildungsexperten und Dozenten - etwa ‚Entpolitisierung‘, ‚Desinteresse von Teilnehmern‘, ‚zunehmende Nutzen- und Erlebnisorientierung‘ usw. - ein Teil des Problems sind: Da die Bildungsexperten selbst bestimmten, den Teilnehmern mehr oder weniger ‚entfernten‘ Milieus angehören, ist ihre Perspektive in spezifischer Weise ‚verzerrt‘. In diesem Fall wurde deutlich, dass bei Teamern als Bildungsexperten Bildung vor allem ideell hoch besetzt ist, während nicht-ideelle Motive und Barrieren (wie Gemeinschaft, Spaß, Kosten, Umgebung) abgewertet werden. Die Berücksichtigung dieser Expertensicht trug dazu bei, das Geschehen im Feld besser zu verstehen (vgl. ausführlicher Bremer 1999, S. 69 ff.).

Teilnahme an bestimmten Bildungsurlaubsseminaren zur Alltagsbewältigung beiträgt?

Bei der Auswertung musste aufgrund der begrenzten Forschungsressourcen ebenfalls auf rationellere, effektivere und zeitsparende Methoden ausgewichen werden. Statt einer vollständigen Verschriftung wurde von jedem Interview anhand eines Auswertungsleitfadens, der sich an den Themenbereichen des Gesprächsleitfadens orientierte, ein strukturiertes Protokoll angefertigt. Die Aussagen wurden darin paraphrasiert, besonders wichtige und prägnante Passagen im Originalton verschriftet. Aufgrund dieser strukturierten Protokolle wurden die Fälle gesichtet und nach Ähnlichkeit der Habitusmuster sortiert.¹⁰⁷

Diese Sortierung basiert darauf, jeden Fall für sich nach seiner Struktur aufzuschließen und anschließend im sozialen Raum zu verorten. Durch jeden neuen Fall wird die bisherige Sortierung überprüft und modifiziert (,iteratives Verfahren', vgl. Vester u.a. 2001, S. 383 ff.).¹⁰⁸

Da die Pilotstudie auch dazu diente, neue Verfahren für die Mentalitätsanalyse zu prüfen, wurde auch ein anderer Weg der Auswertung beschritten. Dabei wurden die strukturierten Protokolle ,quer' zur Logik des Falles gelesen, d.h. nach den verschiedenen Themen- bzw. Einstellungsbereichen,

¹⁰⁷ Dabei zeigte sich ein Bias in der Stichprobe. Ein Teil der Befragten war durch Mitarbeiter der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung nach dem sog. Schneeballsystem gescoutet worden. Das wirkte sich nun so aus, dass der Anteil ,gewerkschaftnaher' und zufriedener Teilnehmer überdurchschnittlich hoch war. Für die Folgestudie musste deshalb der Zugang zu den Adressaten anders hergestellt werden.

¹⁰⁸ Das iterative Verfahren ist angelehnt an das aszendierende Verfahren von Geiger (1987 [1932]), das dieser vom subsumierenden Verfahren unterschieden hat. Während bei letzterem Fälle in bestimmte vorher festgelegte Kategorien subsumiert werden (etwa Kleinbürger, Mittelstand o.ä.), werden beim aszendierenden Verfahren die Kategorien oder Sozialgruppen Fall um Fall aus der Logik des Materials entwickelt. Dadurch „treten die Grenzfälle dringlicher in Erscheinung, die Fülle der Varianten geht nicht im Massenhaften unter und es bleibt die stete Bereitschaft zur Korrektur der arbeitshypothetisch vorgestellten Maßstäbe gewährleistet“ (ebd., S. 17 f.).

deren wesentliche Ergebnisse dann fallübergreifend zusammengefasst und kategorisiert wurden.

Leitfaden für themenzentrierte Interviews

„Arbeitnehmermilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs“ (Kurzform)

Nachfolgend sind die Hauptthemenbereiche aufgelistet, die in der Pilotstudie exploriert wurden. Mit Ausnahme der ‚Pflichtfragen‘ handelt es sich bei den Fragen um Beispiele; sie mussten nicht so gestellt werden:

I. Lebensweltlicher Teil (ca. 30 Minuten)

Einstiegsfrage:

„Damit ich mir ein Bild von Ihnen machen kann, schildern Sie mir doch bitte einmal Ihren typischen Tagesablauf“

Arbeit und Beruf

Thema: Einstellung zu Arbeit und Beruf, Arbeitsethos

„Was ist Ihnen bei Ihrer Tätigkeit besonders wichtig?“

Freizeit/Lebensstil

Thema: Freizeitmotive und -aktivitäten, Gesellungsform

„Wie ist es denn mit Ihrer Freizeit. Was tun Sie gern in Ihrer Freizeit?“

Pflichtfrage: „Was ist Ihnen bei Ihrer Freizeit besonders wichtig?“

Familie/Partnerschaft

Thema: engere Vergemeinschaftung, Beziehungen

„Ich habe nun einige Fragen zu ihrem Familienleben. Leben Sie zur Zeit allein oder mit Partner/Partnerin?“

„Was ist Ihnen bei Ihrer Lebensform besonders wichtig?“

Weltanschauung/Gesellschaftsbild

Thema: zentrale Wertorientierung

„Was halten Sie für die wichtigsten Probleme in unserer Gesellschaft?“

Pflichtfrage: „Was glauben Sie, worauf kommt es im Leben an? Was ist für Sie persönlich besonders wichtig?“

II. Bildungsurlaub und politische Bildung (ca. 30 Minuten)

Assoziation ‚Bildungsurlaub‘

Erfahrungen mit Bildungsurlaub

Thema: persönliche Erfahrungen, Atmosphäre

„Bitte erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen, die Sie mit Bildungsurlaub(en) gemacht haben.“

Erwartungen/Bedürfnisse an den Bildungsurlaub

Thema: Motive, Bedürfnisse

„Was ist für Sie eigentlich das Reizvolle am Bildungsurlaub?“, „Welche Erwartungen haben sie an den Bildungsurlaub?“, „Was soll der Bildungsurlaub für Sie bringen?“

Wege zum Bildungsurlaub

Thema: Umstände der Teilnahme

„Wie sind Sie auf Bildungsurlaub aufmerksam geworden?“

Umfeld des Bildungsurlaubs

Thema: (stilistisches) Umfeld des Bildungsurlaubs

„Wie ist es mit den Tagungsstätten, in denen die Bildungsurlaubsseminare stattfinden. Wie sind Sie denn dort untergebracht?“

Bedeutung von (politischer) Bildung

Thema: Einschätzung zu politischer Bildung

Assoziation ‚Politische Bildung‘

„Was meinen Sie dazu, dass ‚nur‘ 2 - 3% der Anspruchsberechtigten am Bildungsurlaub teilnehmen?“

Diese Auswertung, die Ähnlichkeiten mit der vor allem von Mayring (1988) entwickelten qualitativen Inhaltsanalyse hat, führte zur Herausarbeitung von einzelnen Mentalitätsdimensionen (z.B. extrinsische bzw. intrinsische Arbeitsmotivation, modern-individualisierte bzw. traditionelle Freizeitgestaltung usw.), die dann in zweidimensionalen ‚Einstellungsräumen‘ lokalisiert werden konnten. Auf diese Weise erhielten wir relativ schnell einen Überblick über die vorhandenen Einstellungsbündel unserer Stichprobe.

Als problematisch erwies sich dann allerdings, von diesen Einstellungsbündeln wieder auf die Logik des Falles, das Mentalitätssyndrom, zu kommen, durch die sich Verknüpfung der verschiedenen Mentalitätsdimensionen zeigt. Lamnek (1995, S. 207, Hervorhebung im Original) sieht hierin einen Nachteil der qualitativen Inhaltsanalyse, „weil die Einzelfälle nicht in ihrer Gesamtheit durch theoretische Begriffe beschrieben werden, sondern durch zergliederte Kategorien analytisch gefasst werden. *Der Einzelfall wird eben*

doch zur Sammlung von Merkmalsausprägungen“. Für uns war jedoch gerade die *Fallstruktur*, das Syndrom der Merkmalsausprägungen, entscheidend. Diesen Weg der Auswertung haben wir deshalb schließlich nicht weiterverfolgt, sondern sind zum iterativen Verfahren, das sich an der Fallstruktur orientiert, zurückgekehrt.

Aus den 31 Fallprotokollen der Stichprobe wurden schließlich Interviews, die typisch für das Spektrum des Samples schienen, ausgewählt und zum Zweck der anschaulichen Darstellung sowie zur differenzierten und vertieften Analyse zu Fallporträts ausgearbeitet.¹⁰⁹ Dieser Auswertungsteil lieferte uns die mentalitätstypische Verbindung von Alltagsethik und Bildungsurlaubsteilnahme, die sich wie folgt skizzieren lässt:

- ♦ asketische Lebensführung, intrinsische Arbeitsmotivation, Pflege von ‚Hobbys‘, ausgeprägtes ‚Arbeitnehmerbewusstsein‘, in früheren Lebensabschnitten Blockierung der generellen Bildungsorientierung (‚bildungsbenachteiligt‘), sachlich-praktische Bildungsorientierung, Distanz zu ‚Intellektualismus‘ und ‚Selbsterfahrung‘
später: Typus ‚Traditionelle‘
- ♦ spontan-ungeregelte Lebensführung, extrinsische Arbeitsmotivation, hohe Bedeutung der Geselligkeit (auch beim Bildungsurlaub), wenig formulierte Bildungsansprüche (Bildungsurlaub ist ‚Rauskommen aus dem Alltag‘), Distanz zu ‚kognitiven‘ Bildungsformen
später: Typus ‚Bildungsferne‘
- ♦ modern-individuelle Lebensführung, hohe Betonung von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, entformalisierte Geselligkeit, bildungsorientiert, offen für unkonventionelle Bildungsformen mit ‚Selbsterfahrungsanteilen‘, hohe Betonung von partnerschaftlichem Lehrstil
später: Typus ‚Selbstbestimmte‘

¹⁰⁹ Einige davon sind dokumentiert in Bremer 1999.

5.2.2 Erweiterung auf andere Habitusdimensionen: Assoziationstests

Zum Einsatz kamen in den Interviews auch sog. ‚Assoziationstests‘, die an bestimmten Stellen eingestreut wurden (siehe eingefügten Leitfaden).¹¹⁰ Es gab über den Teilnehmerrückgang und die Teilnahmemotive an den Seminaren nur relativ vage und diffuse Vermutungen (‚Desinteresse‘, ‚nur Spaß haben‘, ‚Urlaub machen‘, ‚nutzenorientiert‘ usw.). Wir gingen deshalb von einem vielschichtigen Bündel von Motiven aus, bei dem sich thematische Lerninteressen im engeren und emotional-latente Nebeninteressen zusammenfügten (vgl. Bremer/Lange-Vester 1997). Mit den beiden in die Interviews eingestreuten Assoziationsversuchen war beabsichtigt, zusätzliche Erkenntnisse über diese ‚tieferliegenden‘ emotionalen und latenten Motive und Barrieren zu erhalten, die im normalen, mehr oder weniger stark kognitiv gesteuerten und kontrollierten Gesprächsverlauf, nicht ausgedrückt werden (gerade im Bereich der politischen Bildung bestand z.B. die Vermutung, dass Antworten im Sinne ‚politischer Korrektheit‘ bzw. ‚sozialer Erwünschtheit‘ ausfallen würden).¹¹¹

Mit den Assoziationstests, die auf die Exploration „des spontanen, unreflektierten Erlebniseumfeldes eines Meinungsgegenstandes“ zielen (Kepper, 1996, S. 110; ähnlich auch Salcher 1995, S. 74 f.), sollten vorreflexive Reaktionen zu bestimmten Begriffen (‚Bildungsurlaub‘, ‚politische Bildung‘)

¹¹⁰ Erfahrungen damit hatten bereits Vester u.a. (2001) in ihrer Untersuchung gemacht; vgl. auch Flaig u.a. 1993.

¹¹¹ In der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur findet diese Technik wenig Beachtung. Weiter verbreitet ist sie in der psychologischen und der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung (vgl. Kepper 1996, Salcher 1995). Unterschieden wird zwischen Assoziationsketten (Nennung mehrerer Begriffe) und dem Wortassoziationstest (nur eine spontane Assoziation) sowie zwischen freien (nicht spezifiziertes Reizwort als Stimulus, etwa ‚Bildungsurlaub‘) und gelenkten (eingrenzender Stimulus, etwa ‚positive Erfahrungen mit Bildungsurlaub‘) Assoziationen. Vor diesem Hintergrund lassen sich die hier beschriebenen Assoziationsversuche als *freie Assoziationsketten* bezeichnen.

hervorgebracht werden.¹¹² Wie in Abschnitt 4. gezeigt, sind auch solche ‚tieferliegenden‘ Schichten Teil der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Habitus. Sie treten jedoch in der Interviewsituation nur bedingt hervor; als emotional-psychologische Aspekte sind eher die Wahrnehmungsschemata und die „impliziten ethischen Normen“ (Schwingel 1995, S. 56) der Denkschemata des Habitus angesprochen, wenngleich diese ‚Schichten‘ nicht in den von Bourdieu unterschiedenen Schemata des Habitus aufgehen.

Die Anwendung assoziativer Verfahren in den Interviews (vgl. auch Bremer 1999, S. 72 ff.) brachte wichtige Erkenntnisse für unsere Forschungsfragen. Der Assoziationsversuch zum Begriff ‚Bildungsurlaub‘¹¹³ war dahingehend fruchtbar, als dass er die hohe emotionale Bedeutung scheinbarer Nebenaspekte wie ‚Geselligkeit‘ und ‚Rauskommen‘ gegenüber dem vermeintlichen lernspezifischen Hauptaspekt (Thema der Veranstaltung) besonders deutlich gemacht hat. Die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen wie dem Bildungsurlaub lässt sich nicht auf ein Motiv reduzieren, sondern erklärt sich aus einer speziellen Verknüpfung von Motiven.¹¹⁴ Wir sahen darin jedoch keinen defizitären Zugang zu Bildung und Lernen, sondern eine gerade für nichtakademische, weniger bildungsgewohnte Milieus spezifische

¹¹² Im Gegensatz zum übrigen Interview, bei dem die Gesprächsführung trotz des Leitfadens relativ offen gestaltet werden konnte und sollte, gab es für diesen Teil detaillierte Anweisungen für die Interviewer. Die Aufforderung zur Assoziation musste wörtlich von einem Kärtchen abgelesen werden. Dieser ‚Bruch‘ in der Befragungssituation sollte dem Befragten deutlich machen, dass dieser Teil sich vom übrigen Interview unterschied. Statt des eher narrativen Gesprächs wurden hier schlagwortartige Assoziationen erwartet.

¹¹³ Zum Begriff ‚Bildungsurlaub‘ sprudelte es geradezu vor spontanen Äußerungen. Sie ließen sich auf drei Begriffe verdichten, hinter denen offensichtlich wichtige Teilnahmemotive standen: Rauskommen aus dem Alltag, Leute treffen, Horizonterweiterung (vgl. Bremer 1999, S. 74).

¹¹⁴ Vgl. in diesem Sinne auch die Untersuchung zu den Teilnehmern der Friedrich-Ebert-Stiftung in Flaig u.a. 1993.

Form, sich diesem Feld zu nähern und sich darin praktisch zu verhalten (vgl. weiterführend Bremer 2004a, b).

Der Assoziationsversuch zu ‚politischer Bildung‘¹¹⁵ sensibilisierte für die Distanz der praktischen Arbeitnehmersmilieus zu ‚intellektualistischen‘ Bildungskonzepten, die bei politischer Bildung vor allem die reflexive und kognitive Ebene im Lehr-Lernprozess in den Mittelpunkt stellen. Dadurch relativieren sich Behauptungen von politisch desinteressierten Teilnehmern erheblich, da zumeist von einem anderen (praktischen) Zugang zu (politischer) Bildung ausgegangen werden muss (vgl. Bremer 1999, S. 76 ff.).

Der ‚Kalte-Dusche-Effekt‘ (vgl. Bremer 1999, S. 72 f.), der sich bei diesem zweiten Assoziationsversuch einstellte, führte zu der Idee, begleitend zur Untersuchung auch einen dokumentarischen Film herzustellen. Die körperliche Reaktion der ‚langen Gesichter‘, die der Begriff auslöste, zeigten uns überdeutlich die Bedeutung der körperlichen Dimension im Bildungsprozess. Der Habitus aktualisiert und entfaltet sich nicht nur auf der Ebene von Reflexion und Sprache, sondern umfasst tatsächlich die „gesamte *äußere und innere Haltung*“ (Vester u.a. 2001, S. 169, Hervorhebung im Original). Dies erforderte jedoch auch einen anderen empirischen Zugang.¹¹⁶

5.2.3 *Resümee*

Die Arbeit mit den themenzentrierten Interviews, die an Erfahrungen aus der Untersuchung von Vester u.a. (2001) anknüpfte, hat uns im Hinblick auf die

¹¹⁵ Der Begriff brachte nur wenige spontan geäußerte Reaktionen (vgl. Bremer 1999, S. 75). Die Gespräche verstummten zumeist; es kam zu verlegenem Schweigen und Stocken. Die Interviewer berichteten in ihren Beobachtungsbögen zu den Interviews von ‚langen Gesichtern‘, die der Stimulus auslöste.

¹¹⁶ Dieser Film wird inzwischen bei ‚Arbeit und Leben‘ in der Bildungsarbeit eingesetzt: „Bildungsurlaub in den Milieus der Arbeitnehmer. Projektbegleitender Dokumentarfilm zum Forschungsprojekt ‚Arbeitnehmersmilieus als Zielgruppen des Bildungsurlaubs‘“; hergestellt in Zusammenarbeit mit dem Medienzentrum des Fachbereichs Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften an der Universität Hannover, 1999.

Empirie und Theorie der typenbildenden Mentalitäts- und Habitusanalyse in mehrfacher Hinsicht weiter geführt. In Stichworten:

- ♦ Die komprimierte Gesprächskonzeption führt zu rationellerem Herausarbeiten des Mentalitätssyndroms.
- ♦ Neben dem Mentalitätssyndrom kann auch die Entfaltung des Habitus im Feld exploriert werden.
- ♦ Auf vollständige Transkription kann teilweise verzichtet werden, da Habitusmuster auch anhand strukturierter Protokolle herausgearbeitet werden können.
- ♦ Beginn eines ‚Milieuscoutings‘ durch systematisches Miteinbeziehen von milieuindizierenden Merkmalen und Hinweisen.
- ♦ Ausdehnung der Exploration auf vorreflexive und körperliche Habitusdimensionen durch Integration assoziativer Techniken.

Allerdings wurde auch deutlich, dass die Arbeit mit dieser komprimierten Explorationsform eine stärkere Rückbindung an die Theorie und Kenntnis der Mentalitäts- und Habitus-Hermeneutik erforderte, um das Erhebungsmaterial gezielt reduzieren und interpretieren zu können.

Wie bereits erwähnt war geplant, aufbauend auf dieser Pilotstudie mit dem gleichen Instrument die Stichprobe auf 100 bis 130 aufzufüllen und die Typologie weiter zu entwickeln. Für den Fortgang der Untersuchung mussten wir jedoch von mit knapperen Forschungsressourcen auskommen, so dass das Vorhaben nicht in der angestrebten Form zu bewältigen war. Da dennoch die erforderliche Fallzahl aus den bereits erwähnten methodologischen Gründen angestrebt wurde, musste nach einer alternativen Methode gesucht werden. Das führte dazu, auf das Verfahren der Gruppendiskussion umzusteigen.

6. Gruppendiskussionsverfahren und typenbildende Mentalitätsanalyse

6.1 Vorüberlegungen

Der Anlass für den Umstieg auf ein anderes empirisches Verfahren waren also vor allem praktische Erwägungen. Das Gruppendiskussionsverfahren bot ganz pragmatisch die Möglichkeit, auch mit geringeren Forschungsressourcen bei einer größeren Zahl von Akteuren zu explorieren, wie sich der Habitus im spezifischen Praxisfeld der (politischen) Erwachsenenbildung entfaltet und ausdrückt.

Beim Gruppendiskussionsverfahren werden (in unserer Studie sechs bis zehn) Personen zusammengebracht, um über ein vorgegebenes Thema zu diskutieren. Eingeleitet wird die Diskussion mit einem Stimulus (sog. ‚Grundreiz‘). Meist ist das ein Text, aber auch andere Formen wie ein Film- oder Tonbandausschnitt, ein Produkt o.ä. (in der Marktforschung) sind möglich. Wichtig ist, dass der Stimulus geeignet ist, in das Zentrum des Themas zu stoßen, z.B. durch eine provokante herausfordernde These. Der Diskussionsleiter moderiert das Gespräch, ohne sich selbst inhaltlich in dominanter Weise zu beteiligen. Seine Aufgabe ist es, die Diskussion in Gang zu halten und punktuell steuernd einzugreifen. Dazu kann er, gestützt auf einen Diskussionsleitfaden, durch bewusst eingestreute ‚standardisierte Reizargumente‘ der Diskussion neue Impulse geben. In der Regel ist die Diskussion nach ca. 60 bis 90 Minuten erschöpft und wird dann beendet.

Es galt nun aber eine Reihe von Fragen zu prüfen, wenn man diese Methode für unsere Forschungszwecke fruchtbar machen wollte. Zunächst aber hat die Gruppendiskussion gegenüber Interviewverfahren den Vorteil, dass die Interaktion der Teilnehmer der Alltagskommunikation näher ist. Generell ist zwar Hopf (1978) zuzustimmen, die bei der Reflexion früher Erfahrungen mit qualitativen Interviews betont (ebd., S. 114), dass die diesem Verfahren zu Grunde liegende Intention, „einer ‚natürlichen‘ Gesprächssituation mög-

lichst nahe zu kommen“, letztlich immer eine idealtypische Fiktion sei. Durch die Künstlichkeit der Forschungssituation bleibe immer der latente Charakter eines „Pseudo-Gesprächs“ (ebd., S. 107) erhalten. Verabschiedet man sich von Vorstellungen absolut authentischer Erhebungen und orientiert sich statt dessen an unterschiedlichen Graden von alltagsnaher Kommunikation, so kann man sagen, dass bei Interviews der „steuernde Einfluss des Interviewers“ (ebd., S. 114) eine stärkere Strukturierung der Kommunikation bewirkt, während für Gruppendiskussionen die Rolle des Moderators vergleichsweise zurücktritt und die Kommunikation stärker durch „Selbstläufigkeit“ (Loos/Schäffer 2001, S. 51) geprägt ist. Dadurch jedoch können die latenten, weniger kognitiv kontrollierten Schemata besser aufgedeckt werden. Insofern ist die Methode auf die Habitusexploration sogar besser abgestimmt als die Interviewverfahren.

Teilweise ähnliche Überlegungen waren auch der Anlass zu der großen Studie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955), durch die das Verfahren in der deutschen Soziologie bekannt wurde. Die Autoren vermuteten damals, dass autoritäres Denken und Demokratieskepsis in der deutschen Bevölkerung noch wesentlich stärker verbreitet war, als das bis dahin durch Meinungsforschungen ermittelt werden konnte. Diese antidemokratischen Haltungen, so die Annahme, liegen eher latent im Alltagsbewusstsein; sie bleiben in den üblichen Befragungen hinter ‚Rationalisierungen‘ verborgen und kommen nicht zum Ausdruck. Meinungen und Einstellungen würden sich aber im Alltag nicht isoliert und individuell bilden, „sondern in ständiger Wechselbeziehung zwischen dem Einzelnen und der unmittelbar auf ihn einwirkenden Gesellschaft“ (Pollock 1955, S. 32). Die Gruppendiskussion hat gegenüber Einzelinterviews den Vorteil, dass sie diesem alltäglichen Prozess der Meinungsbildung und -artikulation näher ist als ein Einzelinterview und dass somit auch die Möglichkeit besteht, die „psychologischen Sperren“ (ebd., S. 33) zu überwinden, um die nichtöffentliche Meinung öffentlich machen zu können. Im Unterschied zu dieser psy-

chologischen Argumentationsebene gilt unser Augenmerk allerdings dem Aufdecken der auf einer sozialen Ebene liegenden Schemata des Habitus.

6.2 Theoretische Bezugnahmen

Zu fragen war aber für die Untersuchung zu den ‚Zielgruppen des Bildungsurlaubs‘, wie sich die Verknüpfung von Habitus und Feld, die ja im Mittelpunkt stehen sollte, mit dem Verfahren herausarbeiten ließ. Im Mittelpunkt der Gruppendiskussionen würde das Thema Bildungsurlaub und Weiterbildung stehen; die für das Mentalitätssyndrom zentrale Alltagspraxis der Akteure dagegen würde explizit gar nicht Gegenstand der Exploration sein.

Einen *ersten Anknüpfungspunkt* liefert die Habitus Theorie Bourdieus. Bourdieu spricht vom Habitus als dem „einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip *aller Formen von Praxis*“ (1982, S. 283 f., Hervorhebung H.B.). Die habitustypischen Orientierungen in einem Feld, wie zum Beispiel der Erwachsenenbildung, sind also nicht Ausdruck einer, wie Bourdieu sagt, partiellen Gesetzmäßigkeit, sondern die „*stilistische Affinität* der Praxisformen“ lässt jede Einzelpraxis „zu einer ‚Metapher‘ einer beliebig anderen werden“ (Bourdieu 1982, S. 282, Hervorhebung im Original). Indem der Habitus alle Formen von Praxis durchdringt, drückt er diesen Praxisformen gewissermaßen einen *typischen Stempel* auf (vgl. Abschnitt 3.2.). Weiter heißt es bei Bourdieu (1982, S. 283):

„In der Arbeitsmoral des alten Kunsttischlers, dem skrupulöse und einwandfreie Arbeit, Gepflegtes, Ausgefeiltes und Feines alles ist, nicht minder wie in seiner Ästhetik der Arbeit um ihrer selbst willen, die ihn Schönheit an der aufgewendeten Pflege und Geduld messen läßt, steckt alles: sein Weltbild wie seine Art und Weise, mit seinen Finanzen, seiner Zeit und seinem Körper zu wirtschaften, seine Verwendung der Sprache wie seine Kleidervorliebe“.

Versteht man den Habitus in seiner synthetischen Einheit, dann sind die in einer Diskussion zum Thema Bildungsurlaub zu Tage tretenden Haltungen nicht ‚für sich‘ zu nehmen, sondern als Teil des gesamten Habitusyndroms

zu sehen und zu interpretieren, auch wenn die Muster der Alltagsbewältigung, in denen sich die Bedingungen für die Genese dieses Syndrom verbergen, in der Diskussion weder exploriert noch expliziert werden. Es galt also, in den Aussagen der Teilnehmer zu Bildungsurlaub und Weiterbildung zugleich die *impliziten Spuren ihres Habitus* zu finden. Dies erforderte eine stärkere Astrahierung bei der habitushermeneutischen Interpretation dieser Transkripte; es galt, das Zusammenspiel von ‚primärer‘ und ‚sekundärer Sinnschicht‘ in sozialen Feldern sensibel zu beachten.

Einen *zweiten Anknüpfungspunkt* liefert wiederum das Frankfurter Institut für Sozialforschung. Von dort kam durch Mangolds Sekundärauswertung der Studie aus den 1950er Jahren (Mangold 1960) bereits frühzeitig eine wichtige Weiterentwicklung des Gruppendiskussionsverfahrens. War in der ersten Veröffentlichung von Pollock (1955) noch sehr stark darauf gesetzt worden, durch Gruppendiskussionen besonders die individuellen Meinungen der Teilnehmer zu erheben, so prägte Mangold nun den Begriff der *informellen Gruppenmeinung*, die durch das Verfahren vor allem ermittelt werden könne.

Mangold (1960, S. 66) ging davon aus, dass zwischen Akteuren, die in ähnlichen sozialen Verhältnissen leben oder gemeinsame „Schicksale“ haben, sich „informelle kollektive Beziehungen“ ausbilden. Die von einer in diesem Sinne sozial homogen zusammengesetzten Gruppendiskussion hervorgebrachten Beiträge bilden deshalb eine „Gruppenmeinung“, die nicht „die ‚Summe‘ der Einzelmeinungen“ darstellt, „sondern das Produkt kollektiver Interaktionen“, die „arbeitsteilig“ vorgetragen werden: „Die einzelnen Sprecher haben an ihrer Darstellung zwar in verschiedenen Umfang Anteil, jedoch sind alle aneinander orientiert“ (1960, S. 49). Diese kollektiv geteilten Sinngehalte bilden sich nicht erst durch die Kommunikation in der Gruppendiskussion, sondern sie sind bereits vorher, durch die gemeinsame soziale Erfahrung entstanden und werden in der Diskussion lediglich *aktualisiert*. Sie wurden im Alltag ausgebildet „und in die Diskussion ‚mitgebracht‘“

(Mangold 1973, S. 240), unabhängig davon, ob die Diskussionsteilnehmer sich persönlich gekannt haben. Für Mangold war deshalb naheliegend, dass die Teilnehmer an Gruppendiskussionen möglichst der gleichen gesellschaftlichen „Großgruppe“ angehören sollten. Demnach entstehen in der Gruppendiskussion die Meinungen der Akteure nicht erst, sondern die Erhebungssituation bringt, in der Terminologie Bourdieus ausgedrückt, lediglich zur *Entfaltung*, was als *Dispositionen des Habitus* schon vorhanden war.

Die Überlegungen Mangolds legen nahe, Gruppendiskussionen mit möglichst sozial homogen zusammengesetzten Gruppen durchzuführen, mit Teilnehmern also, die über ähnliche Erfahrungshintergründe und Habitus-schemata verfügen und deshalb in der Diskussion leichter eine ‚gemeinsame Wellenlänge‘ finden können. Das heißt im übrigen nicht, dass Gruppendiskussionen möglichst mit Realgruppen, d.h. Teilnehmenden, die sich persönlich gut kennen, gemacht werden sollten. Nach unserem Ansatz geht es um die Ähnlichkeit von Dispositionen aufgrund vergleichbarer sozialer Erfahrungen.¹¹⁷ Trotzdem muss betont werden, dass sich mit der Habitus-theorie auch Erhebungsgruppen analysieren lassen, die nach Milieukriterien weniger homogen zusammengesetzt sind. In der Untersuchung zum ‚Bildungsurlaub‘ wurde durch eine sehr genaue Beachtung von Einzelfallebene und Gruppenebene überprüft, dass sich (im Gegensatz zur Auffassung Mangolds) auch Einzelmeinungen in Gruppendiskussionen identifizieren lassen (vgl. unten). Das war insofern von Bedeutung, als dass das Scouten ganzer Diskussionsgruppen mit gleicher Milieuzugehörigkeit bzw. Habitustyp

¹¹⁷ In den beiden Studien, auf die hier Bezug genommen wird, kam es durchaus vor, dass sich Teilnehmende gut kannten. Hierfür kann es gute Gründe geben, etwa weil die Teilnehmenden von Beginn an vertraut miteinander sind und einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund haben (vgl. etwa Loos/Schäffer 2001, S. 43 ff.). Nachteile könnten sich daraus ergeben, dass Realgruppen nicht unbedingt milieuhomogen sein müssen und somit die Interaktionsmuster in der Gruppendiskussion nicht den milieutypischen Charakter haben, dem unser Forschungsinteresse gilt.

aufgrund der komplexen Milieuindikatoren zunächst nur ein anzustrebendes Ziel war, bei dem nicht klar war, inwieweit es sich würde realisieren lassen.

6.3 Erste Einordnung:

Das Gruppendiskussionsverfahren im Methodendiskurs

Trotz einiger Vorzüge hat das Verfahren in der deutschen Sozialwissenschaft (anders als in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung) nie die Bedeutung erlangt¹¹⁸ wie die verschiedenen Interviewverfahren. Im anglo-amerikanischen Raum hat die Methode dagegen weitaus stärkere Verbreitung gefunden. Der Begriff ‚focus group‘, der dort zumeist benutzt wird, ist dabei dem des fokussierten Interviews (Merton u.a. 1956) entlehnt. Gemeint ist, dass eine Gruppe ‚fokussiert‘ auf ein Thema diskutiert, eine Gruppe, „who discuss a particular topic under the direction of a moderator who promotes interaction and assures that the discussion remains on the topic of interest“ (Stewart/Shamdasni 1990, S. 10). Häufig eingesetzt in der Marktforschung, ist gegen die Methode nicht selten der Vorwurf eingewandt worden, sie sei vor allem „cheap and quick“ (Morgan 1993, S. 4). In den letzten Jahren haben u.a. Morgan (1993), Stewart/Shamdasni (1990), Krueger (1994) und Johnson (1996) eine stärkere Berücksichtigung in verschiedenen Bereichen der Sozialforschung gefordert.¹¹⁹

¹¹⁸ Zur Anwendung kam das Verfahren in größerem Rahmen in verschiedenen Bereichen: in der Erwachsenenbildung u.a. bei Schulenburg 1957, ders. u.a. 1978, Strzelewicz u.a. 1973; in der Jugendforschung u.a. bei Behnken 1984; zuletzt im Anschluss an Bohnsack 1989 (vgl. unten). - Nießen (1977) hat sich im übrigen aus der Perspektive des symbolischen Interaktionismus der Gruppendiskussion genähert; ähnlich auch Krüger 1983.

¹¹⁹ Kepper (1996) verweist (unter Bezug auf Merton selbst) im übrigen darauf, dass die Konzeptionen von ‚focus interview‘ und ‚focus group‘ unterschiedlich sind. Der Terminus ‚focus group‘ sei demnach „trotz seiner weiten Verbreitung in der englischsprachigen Literatur (...) streng genommen nicht korrekt“ (ebd., S. 65). Die begriffliche Unschärfe (neben ‚focus group‘ werden auch die Begriffe ‚focus group interview‘ und ‚group discussion‘ verwendet) findet sich auch im deutschsprachigen Raum. Dort werden zwar andere Verfahren - Gruppeninterview, Gruppengespräch,

Bezogen auf den deutschen Sprachraum lässt sich jedoch sagen, dass sich die lange Zeit geringe Bedeutung des Verfahrens auch im Methodendiskurs niederschlägt, in dem die Gruppendiskussion weniger stark beachtet wird. In jüngerer Zeit erst scheint, wie Lamnek (1998, S. 11) ausführt, die Methode gegenüber den anderen Verfahren „aufgeholt und ihre Bedeutung erheblich gesteigert“ zu haben, allerdings „bei gleichzeitiger mangelnder methodologischer und methodischer Absicherung“ (ebd., S. 5). Die Debatte beschränkt sich, abgesehen von den verschiedenen Zielsetzungen der Gruppendiskussion (individuelle Meinung, informelle Gruppenmeinung, Betrachtung von Gruppenprozessen, experimentelle Konzeptionen usw.), auf die seit langem bekannten Themen: Größe und Zusammensetzung der Gruppe, Rolle der Schweiger bzw. Vielredner,¹²⁰ Rolle des Moderators (direktiv/nondirektiv), Probleme der Auswertung.

Die methodologische Entwicklung für den deutschen Sprachraum lässt sich gut bei Lamnek (1995, S. 125 ff.) nachlesen. Er resümiert, dass die Entwicklung der Gruppendiskussion im Wissenschaftsbereich „auf dem methodischen und methodologischen Stand der Veröffentlichungen des Instituts für Sozialforschung stehen geblieben zu sein“ scheint (ebd., S. 128). Für den kommerziellen Bereich konstatiert er, dass sie dort zwar häufig eingesetzt, aber „wegen des Pragmatismus und der Anwendungsorientie-

Gruppenexperiment - abgegrenzt (vgl. z.B. Lamnek 1995, S. 135 ff.; Flick 1995, S. 131 ff.; Kromey 1986, S. 113 ff.; Spöhring 1989, S. 213; Kepper 1996, S. 64 f.). Es bleibt aber bisweilen unklar, wie sich die Varianten praktisch unterscheiden.

¹²⁰ Zur Rolle von Schweigern (schweigen sie, weil ihre Meinung bereits von anderen vertreten wurde oder schweigen sie, weil sie sich nicht trauen?) und Meinungsführern haben Dammer/Szymkowiak eine interessante Einschätzung abgegeben. Sie sehen in beiden Typen „Bundesgenossen“ (1998, S. 144). Beide, auch der Meinungsführer, sorgen auf verschiedene Weise dafür, dass Dinge nicht gesagt werden. Beim Meinungsführer sei deshalb besonders darauf zu achten, was „durch seine Vielrednerei oder Meinungsführerschaft“ an Themen verhindert wird (1998, S. 67). Statt der Personen solle man die Funktionen analysieren, die beide in der Gruppendiskussion eingenommen haben.

rung” kaum methodologisch reflektiert würde (ebd., S. 129).¹²¹ Lamnek (1998) hat mittlerweile eine umfassende Bestandsaufnahme zur Methode vorgelegt und damit eine Lücke im Methodendiskurs gefüllt.¹²² Darin ist erstmals auch die anglo-amerikanische Literatur stärker berücksichtigt. Für den kommerziellen Bereich ist die Veröffentlichung von Dammer/ Szymkowiak (1998) hervorzuheben.¹²³ Andere Beiträge zur Gruppendiskussion in diesem Bereich kommen von Kepper (1996), Salcher (1995) und Melchers (1994).¹²⁴

Der Methodendiskurs zur Gruppendiskussion wird später noch einmal vertieft aufgenommen, wenn es um die Weiterentwicklung zur Gruppenwerkstatt geht (Abschnitt 7.).

6.4 Gruppendiskussion, dokumentarische Methode und typenbildende Mentalitätsanalyse

Wichtige Impulse für die Weiterentwicklung und Etablierung der Gruppendiskussion kamen in jüngerer Zeit von Bohnsack (1997, 1999). Er hat sie mit

¹²¹ Das ist insofern richtig, als dass von dort nur wenige Beiträge zum Methodendiskurs gekommen sind. Andererseits sind in jenem Bereich aber durchaus Versuche unternommen worden, das klassische Verfahren (Vorstellung - Präsentation des Grundreizes - Diskussion) zu variieren. Darauf wird im Abschnitt zur Gruppenwerkstatt (7.) noch eingegangen.

¹²² Eine andere, stärker praxisnahe mit dem Schwerpunkt auf der ‚dokumentarischen Methode‘ stammt von Loos/Schäffer (2001).

¹²³ Sie beklagen zu Beginn die „erstaunliche Diskrepanz“ zwischen der Häufigkeit der Anwendung und „dem weitgehenden Schweigen“ über die methodische Reflexion (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 7).

¹²⁴ Ähnlich wie Dammer/Szymkowiak (1998) sieht auch Melchers ein Problem darin, dass Kosten-Nutzen-Erwägungen der Auftraggeber einer angemessenen Verwendung des Verfahrens keinen Dienst erweisen. Gefordert werde bisweilen, dass durch immer stärkere Strukturierungen „Gruppendiskussionen den standardisierten Befragungen angenähert werden sollen“, während häufig „einfach nicht verstanden wird, was in solch einer ‚chaotischen‘ Gruppe in Wirklichkeit geschieht und welche Erkenntnisse ‚bei geschultem Ohr und Auge‘ daraus zu ziehen sind“ (Melchers 1994, S. 6).

der ‚dokumentarischen Methode‘ eindrucksvoll zu einem Forschungskonzept verbunden¹²⁵, das Parallelen mit dem hier beschriebenen Milieuansatz und der typenbildenden Mentalitäts- und Habitusanalyse aufweist. Es soll deswegen kurz darauf eingegangen werden, bevor wir uns unseren Erfahrungen mit der Anwendung der Methode zuwenden.

Bohnsack knüpft mit der ‚dokumentarischen Methode‘ an Karl Mannheim an (1964, S. 91 ff.). Für soziale Phänomene bedeutet sie „die Behandlung einer Erscheinung als das ‚Dokument‘, als ‚Hinweis auf‘, als etwas, das anstelle und im Namen eines vorausgesetzten zugrundeliegenden Musters steht“ (Garfinkel 1973, zitiert nach Bohnsack 1997, S. 191 f.). Vereinfacht kann man sagen, dass zwei Sinnebenen unterschieden werden; Manifestes verweist auf etwas Latentes.¹²⁶ Von Mannheim übernimmt Bohnsack auch den Begriff des ‚konjunktiven Erfahrungsraums‘ (Mannheim 1980, S. 155 ff.), wonach Akteure mit ähnlichem sozialem Hintergrund kollektiv miteinander verbunden sind, sowie den Terminus der ‚Seinsverbundenheit des Wissens‘. Danach ist das Wissen oder Denken nicht losgelöst von der „Lagerung im sozialen Raume“ (Mannheim 1964, S. 525) zu sehen; jede Wahrnehmung ist folglich „eine Perspektive“, die in „persönliche Dispositionen“

¹²⁵ Einen zusammenfassenden Überblick über das Konzept und die inzwischen zahlreichen Anwendungsfelder geben Bohnsack u.a. (2001).

¹²⁶ Genau genommen spricht Mannheim (1964) einerseits von „Ausdruck“ und „Dokumentation“ (ebd., S. 103), unterscheidet aber drei „Sinnschichten“ (ebd., S. 104 ff.; vgl. auch Meuser 2001, S. 217): den „objektiven Sinn“ („das ‚Es-Selbst‘“), den „intendierten Ausdruckssinn“ (das subjektiv Gemeinte) und den „Dokumentsinn“ (über das subjektiv Gemeinte hinausgehende Bedeutung). Für diese dritte Sinnschicht bedarf es reflexiver Interpretation: „Nichts wird im eigentlich vermeinten Sinn (...) oder in seinem objektiven Leistungscharakter belassen, sondern alles dient als Beleg für eine von mir vorgenommene Synopsis, die (...) nicht nur seinen ethischen Charakter, sondern seinen gesamt-geistigen ‚Habitus‘ ins Auge zu fassen imstande ist“ (Mannheim 1964, S. 108 f.).

eingebettet ist (Mannheim 1980, S. 212).¹²⁷ Insofern bleibt auch jede Erkenntnis perspektivisch „an einen besonderen Erfahrungsraum gebunden“ (Mannheim 1980, S. 223).¹²⁸ Unter den ‚Seinsfaktoren‘ hob Mannheim besonders die „Generationslagerung“ hervor (1964, S. 509 ff.). Den ‚kon-

¹²⁷ Möglicherweise überschneidet sich die Kategorie des ‚Wissens‘ partiell mit der der Mentalität (vgl. auch den entsprechenden Hinweis von Geiger 1987, S. 77). Allerdings ist mit dem Begriff ‚Wissen‘ meist eine relativ starke Betonung der Reflexivität und Ideologie konnotiert - eine Tendenz, der Mannheim selbst durch die bisweilen synonyme Verwendung von ‚Soziologie des Wissens‘, ‚Soziologie des Denkens‘ und ‚Soziologie der Erkenntnis‘ Vorschub geleistet hat (vgl. die Bemerkungen von Kurt H. Wolff in der Einleitung zu Mannheim 1980, S. 40 f.). Mannheim verwendet (wie viele andere) auch den Begriff Habitus; auch für Meuser (2001, S. 217) führt die Anwendung der ‚dokumentarischen Methode‘ zum Habitusbegriff, weil sich der Dokumentsinn letztlich „unschwer als Habitus fassen“ lässt. Zwar geht man auch hier von „eher intuitiv denn reflexiv“ zugänglichem Wissen der Akteure aus (ebd., S. 210). Allerdings wird nicht immer klar, inwiefern der Habitus im Sinne des von Bourdieu entwickelten, sehr elaborierten Konzeptes (vgl. dazu Bourdieu 1997) gemeint ist oder der Begriff in allgemeinerer Weise benutzt wird. In jedem Fall sei hier betont, dass Mentalität bzw. Habitus wie beschrieben in starkem Maße auf verinnerlichten und vorreflexiven Klassifikationsschemata beruhen: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man“ (Bourdieu 1987, S. 135).

¹²⁸ Auf die Frage, inwiefern Mannheim dabei die Intellektuellen (und mithin die wissenschaftlich Forschenden) mit einbezieht (vgl. 1964; 1993), ist bereits hingewiesen worden (vgl. Abschnitt 4.). Wenn er für diese postuliert, dass sie keiner Klasse angehören, sie keinen sozialen Ort und somit auch keine spezifischen Interessen haben, sondern ihre Perspektive wählen können, so scheint es, als sei Mannheim, salopp gesprochen, mit seiner Wissensoziologie auf halbem Wege stehen geblieben. Einzuholen wäre, den Gedanken der ‚Seinsverbundenheit‘ konsequent auch auf die Intellektuellen als Angehörige der akademischen zu beziehen, und somit den dokumentarischen Sinn ihrer spezifischen Praxis aufzudecken. Hier ist an sich naheliegend, an Bourdieu anzuknüpfen. Er betont (2001, S. 168 f.) im Gegensatz zur der, wie er einmal sagt, von Mannheim „ein wenig leichthin“ behaupteten Vorstellung von der Wurzel- und Bindungslosigkeit der Intelligenz: Für alle Akteure gelte, dass man nicht „in mehreren Räumen und Zeiträumen zugleich anwesend“ sein und auch nicht „gleichzeitig mehrere physische und soziale Positionen einnehmen“ könne. Etwas bescheidener spricht er von der Möglichkeit, dass der Habitus und die damit verbundene spezifische Perspektive auf die soziale Welt durch Reflexion allenfalls „unter Kontrolle gebracht“, also relativiert werden kann (Bourdieu 1989, S. 407).

junktiven Erfahrungsraum' bezeichnet Bohnsack als Milieu und unterscheidet - quasi als ‚Seinsfaktoren‘ - Generations-, Geschlechts-, Bildungs- und sozialräumliche Milieus.¹²⁹

Für den empirischen Zugang zu diesen ‚kollektiven Erfahrungsräumen‘ (Milieus) ist das Gruppendiskussionsverfahren im Sinne Mangolds, der im übrigen selbst an der Entwicklung von Bohnsacks ‚dokumentarischer Methode‘ mitgewirkt hat, geradezu prädestiniert, da es auf die Offenlegung von kollektiven Meinungen (Mangold: „informelle Gruppenmeinung“) angelegt ist. Jeder Erfahrungsraum hat seine eigene Logik, die es durch die dokumentarische Interpretation (Deutung des ‚Dokumentsinns‘) zu rekonstruieren gilt. Bereits Mannheim hatte davon gesprochen, dass die „besonderen existenziell gebundenen perspektivischen Bedeutungen“ nur dadurch zu verstehen sind, dass man sich den „hinter ihnen stehenden Erlebnisraum und Erlebniszusammenhang irgendwie erarbeitet“ (Mannheim 1980, S. 272).

Die Erarbeitung ist ein Interpretationsprozess, der für die Auswertung der Gruppendiskussionen über mehrere Schritte operationalisiert ist:¹³⁰ (1) Verlaufsprotokoll (2) formulierende Interpretation - ‚manifeste Ebene/ Paraphrase‘ (3) reflektierende Interpretation - ‚latente Ebene/Dokumentsinn‘ (4) Analyse des Diskursverlaufs. Durch kontrastierenden Vergleich im Sinne des ‚theoretical sampling‘ (Glaser/Strauss 1967), sog. „komparative Analyse“, kommt es dann (5) zur Typenbildung. Dabei wird nach „habituellem Übereinstimmung“ (Bohnsack) gesucht.

Der hier nur in groben Zügen nachgezeichnete Ansatz verbindet Theorie und Methode konsequent zu einem elaborierten Konzept. Die Gruppendiskussion wird dabei nicht, wie oft, als Verfahren eingesetzt, um etwa rasch ein Meinungsspektrum einzufangen, sondern sie wird theoretisch und somit

¹²⁹ Der Begriff ‚sozialräumlich‘ ist hier nicht auf den gesellschaftlichen sozialen Raum bezogen, sondern meint die lokale Verwurzelung etwa in Nachbarschaftsquartieren.

¹³⁰ Nach Bohnsack 1999, S. 36 ff.; Loos 1999, S. 44 ff.; Loos/Schäffer 2001, S. 59 ff.

schlüssig als Methode entwickelt, um Zugang zu kollektiven Wissensformen zu bekommen. Implizit wird damit einer Interpretation der Individualisierungsthese (Beck 1986) widersprochen, wonach sich kollektive Identitäten mehr oder weniger aufgelöst haben.

Hier gibt es eine Parallelität im Denken zum in dieser Arbeit vertretenen Ansatz der typenbildenden Mentalitäts-, Habitus- und Milieuanalyse und einer von dieser Position her begründeten Anwendung der Gruppendiskussion. Diese scheinen vom Grundsatz auch dahingehend zu bestehen, dass das Ziel der Analyse im Aufdecken von latenten Strukturen liegt, die auch bei der ‚dokumentarischen Methode‘ nicht einseitig in die Subjekte oder Strukturen verlagert werden (vgl. Bohnsack u.a. 2001).¹³¹

Fragen bleiben aus der Perspektive des hier entwickelten Ansatzes sozialer Milieus und Mentalitäten vor allem hinsichtlich der sozialstrukturellen Dimension. Mit Mannheims ‚Seinsverbundenheit‘ des Wissens, die einer „Abhängigkeit von der sozialen Lage“ (Bohnsack 1999, S. 176) entspricht, ist diese Ebene zwar im Ansatz prinzipiell verankert. Auch Meuser (2001, S. 207) betont das, in dem er etwa die Bedeutung des Habitusbegriffs für „die Reproduktion sozialer Strukturen“ hervorhebt. Seiner Einschätzung nach (ebd., S. 217) ermöglicht eine auf Mannheim aufbauende Methodologie „eine Analyse der sozialstrukturellen Dimension des Handelns“, so dass er schließlich (ebd., S. 218) vorschlägt, „Habitusanalyse mittels des Verfahrens der dokumentarischen Interpretation zu betreiben“. Allerdings wird noch nicht hinreichend deutlich, wie das konkret eingeholt werden soll. In vorliegenden Arbeiten zumindest bleibt die sozialstrukturelle Dimension weit-

¹³¹ Ein weiterer Punkt betrifft die Bedeutung der Generation, die bei Bourdieu der dritten Achse (Zeit) des sozialen Raumes entspricht, im Konzept der sozialen Milieus unter Bezug auf die Arbeiten der englischen ‚cultural studies‘ aufgenommen wurde und in der vorgestellten Milieulandkarte (Abschnitt 3.) in den neuen ‚Zweigen‘ der Milieustammbäume sichtbar wird.

gehend blass.¹³² Wenn es darum geht, dass man sich, wie Mannheim (1980, S. 272) es ausdrückt, den „Erlebnisraum und Erlebniszusammenhang irgendwie erarbeitet“, scheint es unumgänglich, den Prozess des Übertragens von sozialen Strukturen in kognitive bzw. mentale Strukturen (vgl. etwa Bourdieu 1982, S. 730; 2001, S. 174) genauer in den Blick zu nehmen.

Das jedoch macht es notwendig, die konkreten objektiven Lebensbedingungen der Akteure intensiv zu berücksichtigen, die sich aus den subjektiven Wahrnehmungen der Akteure nicht vollständig erschließen lassen, da „diese Erkenntnisweise die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit solcher Erfahrungen ausschließt“ (Bourdieu 1987, S. 50). So können etwa die Deutungs- und Handlungsschemata unreflektiert bereits auf sozialstrukturelle Zwänge abgestimmt, aus der Not also eine Tugend gemacht worden sein. Hier wird nicht hinreichend deutlich, wie diese Problematik methodologisch einzuholen ist.¹³³

¹³² Die verwendeten Milieubezeichnungen sind relativ unscharf und von Suchbewegungen gekennzeichnet. Dabei wird zuweilen auf ‚grobe‘, eher an die vertikale Schichtungsdimension erinnernde Kategorien wie „Arbeitermilieu“ oder „bürgerliches Milieu“ zurückgegriffen (vgl. Loos 1999), die man heute vielfach in der Sozialstrukturanalyse (vgl. überblickend etwa Hradil 1987; Berger/Vester 1998) gerade vermeiden will, da sie als nicht mehr hinreichend gelten. Behnke etwa (1997, S. 42 f.) unterscheidet zwischen Mittelschicht- und Arbeitermilieu, eine Differenzierung, die sie selbst als zu „grobschlächtig“ einstuft, jedoch beibehält. Die Milieuzuordnung erfolgt offenbar nach soziodemographischen Kriterien und nach Selbstzuordnung (ebenso auch bei Behnke/Meuser 1999, S. 56), wobei zu beachten ist, dass bestimmte Gruppen aus unterschiedlichen Gründen zum Dementieren ihrer privilegierten Situation neigen (gerade die Bildungsgruppen ordnen sich selbst aufgrund ihrer ‚beherrschten Stellung innerhalb der herrschenden Klasse‘ gerne der ‚Mittelschicht‘ zu).

¹³³ Z.B. hätten dann die von Bohnsack (1989, S. 29 ff.) bei einer Gruppe von jungen Auszubildenden konstatierten geringen Bestrebungen „auf eine mögliche Selbstverwirklichung im Beruf“ (ebd., S. 32) vermutlich damit zu tun, dass ihnen aufgrund fehlender Ressourcen (kulturelles Kapital) andere Berufsperspektiven verschlossen bleiben; sie *antizipieren* ihre Laufbahn und grenzen sich gegen die ‚Leistungsgesellschaft‘ ab, in der sie ihre Chancen begrenzt sehen. Durch das geringe Einbeziehen des sozialen Hintergrunds und der ‚objektiven Chancen‘ in den sich abzeichnenden Lebenswegen gehen weitergehende Interpretationen aber möglicherweise verloren.

Diese Fragen hängen möglicherweise mit der insgesamt nicht immer deutlich werdenden Einordnung und Verwendung sowie der Abgrenzung von Bourdieus Konzept zusammen. Häufig macht man sich dabei eine Interpretation zu eigen (die wir nicht teilen), die bei Bourdieu eine Determinierung des Habitus durch Kapitalkonfigurationen sieht¹³⁴, so dass sein Ansatz als „kausalgenetisch“ (Bohnsack 1997, S. 208) eingestuft wird - eine immer wieder erhobene Kritik (oft damit begründet, dass Bourdieu sich u.a. auf standardisierte Verfahren stützt)¹³⁵, der Bourdieu ebenso häufig widersprochen hat.¹³⁶ Diese Thematik soll hier jedoch nicht weiter im Detail diskutiert werden; zu fragen ist jedoch, ob man sich durch diese Bourdieuinterpretation nicht einer stärkeren Fruchtbarmachung seines Ansatzes verschließt.¹³⁷

6.5 Praxisbericht¹³⁸

Stichprobe

Da es für die Anwendung des Gruppendiskussionsverfahrens in der typenbildenden Mentalitätsanalyse und Milieuforschung kaum Vorbilder gab, musste das Forschungskonzept erst entwickelt werden.¹³⁹ Zugleich galt es,

¹³⁴ Vgl. etwa Bohnsack 1999, S. 80 und 1997, S. 208; ebenso Meuser 2001, S. 212.

¹³⁵ Dagegen werden die späteren Arbeiten Bourdieus zugespitzt als eine ‚halbherzige‘ Öffnung für qualitative Verfahren gesehen (vgl. Meuser 2001, S. 208), wie überhaupt Bourdieus Umgang mit Forschungsmethoden kritisch gesehen wird.

¹³⁶ Vgl. z.B. Bourdieu 1989 (S. 403), wo er betont, dass der gegen ihn erhobene Vorwurf des Reduktionismus sich „auf eine reduktionistische Deutung“ seiner Analysen (vor allem in „Die Feinen Unterschiede“), stütze.

¹³⁷ Zumal auch die Ebene des Habitus als Konzept bei Mannheim im Gegensatz zu Bourdieu kaum entwickelt ist

¹³⁸ Ein tieferer Praxiseinblick in die Arbeit mit Gruppendiskussionen wird im ‚reflektierenden Praxisbericht‘ des Abschnitts zur ‚Gruppenwerkstatt‘ (7.) gegeben. An dieser Stelle geht es darum, die Erfahrungen und unsere weiterführende Verarbeitung derselben in allgemeiner Weise widerzugeben.

¹³⁹ Eine wichtige Vorarbeit kam von Olbrich (1996).

die Tauglichkeit des Verfahrens, die vor allem theoretisch begründet war, erst noch zu überprüfen.

Tabelle 3: Zusammensetzung der Stichprobe für die Gruppendiskussionen in der Studie ‚Bildungsurlaub‘

Merkmale¹⁴⁰	GrupDis (Nr.)	Teilnehmerzahl
Arbeiter/innen in Produktion und Fachbereich	1, 2, 10, 11	21 Männer, 5 Frauen
Arbeiter in der Produktion	3	8 Männer
Arbeiterinnen in der Produktion	4	8 Frauen
junge Facharbeiter/innen	5, 6, 7	11 Männer, 1 Frau
qualifizierte und nicht qualifizierte Angestellte	8, 9	16 Frauen, 1 Mann

Die Stichprobe der Hauptstudie wurde schrittweise in vier Wellen entwickelt.¹⁴¹ Die Teilnehmerge Auswahl erfolgte nach bestimmten Habitusindikatoren und weiteren Merkmalen (z.B. Beschäftigungsbereich, Beruf, Art der Tätigkeit, Bildungsurlaubserfahrung, Weiterbildungsinteresse, Alter, Geschlecht). Dabei wurde darauf gezielt, Gruppen zusammenzustellen, deren Teilnehmer entweder durch Milieuhomogenität oder zumindest durch Milieuaﬃnität zusammenpassen (z.B. Traditionelle und Traditionslose Arbeiter aus dem VW-Werk).¹⁴²

¹⁴⁰ Die Merkmale sind hier sehr verkürzt wiedergegeben. Wie oben beschrieben sind darin weitere Merkmale eingeflossen.

¹⁴¹ Die insgesamt elf Erhebungen wurden in den Volkswagenwerken (fünf), am Rande von ausgewählten Bildungsurlaubsseminaren (vier) und in Teilbereichen des Öffentlichen Dienstes (zwei) durchgeführt. Wir begannen dabei mit den klassischen Teilnehmergruppen des Bildungsurlaubs. Zwischen den Erhebungswellen reflektierten wir die bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse und planten dann vor diesem Hintergrund die nächste Welle. Die Reihenfolge der Erhebungen ergibt sich aus den Nummern der Gruppendiskussionen in der Übersicht (Tabelle 3). Zwei weitere Gruppendiskussionen fanden mit Referenten von Seminaren statt.

¹⁴² Die Schwierigkeit lag dabei darin, die Milieus mit wenigen Begriffen so zu beschreiben, dass die Experten darin die ihnen von ihrem Arbeitsalltag her bekannten ‚Typen‘ wieder erkannten.

Durchführungskonzept

Die ersten vier Gruppendiskussionen,¹⁴³ die mit typischen Bildungsurlaubs-
teilnehmern durchgeführt wurden, orientierten sich an dem oben skizzierten
,klassischen' Konzept. Als Grundreiz diente ein fiktiver Text, der in provo-
kanter Form den Bildungsurlaub und die Teilnehmer daran skeptisch be-
trachtete.¹⁴⁴ Im weiteren Verlauf der Studie veränderten wir das Programm,
indem wir die Diskussion statt mit dem Grundreiz¹⁴⁵ durch in die Erhebung
integrierte aktivierende Techniken strukturierten.¹⁴⁶ Die Diskussionen began-
nen mit einer Impulsfrage („Was fällt mir zu Weiterbildung als erstes ein?“
bzw. „Was ist das Tolle an Bildungsurlaub?“), die über die Metaplantchnik
visualisiert wurde und als Einstieg zur Diskussion diente. Mit dieser assozia-

¹⁴³ Die Gruppenerhebungen wurden von einem Diskussionsleiter moderiert und einem weiteren Mitarbeiter simultan protokolliert. Sie dauerten ca. 70-90 Minuten. Alle Diskussionen wurden auf Tonband aufgezeichnet, viermal wurde zusätzlich eine Videokamera zur Protokollierung eingesetzt und fünf Termine wurden von einem Filmteam des Medienzentrums am Fachbereich Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hannover für die spätere Verarbeitung zu einem Dokumentarfilm mit zwei Kameras filmisch begleitet. Zur Erhebung gehörten außerdem ein Sozialdatenbogen, den die Teilnehmer ausfüllen sollten, sowie ein Beobachtungsbogen für das Moderatorenteam, auf dem die näheren Umstände der Erhebung festgehalten wurden.

¹⁴⁴ Bei der Formulierung wurde auf Erfahrungen aus den themenzentrierten Interviews der Pilotstudie zurückgegriffen; der Grundreiz zielte auf einen ‚wunden Punkt‘ bei der Bildungsurlaubsteilnahme.

¹⁴⁵ Dem Grundreiz war noch in der Studie von Pollock (1955) eine hohe Bedeutung zugeschrieben worden, die Mangold (1960, S. 116) später relativierte. Nach unseren Erfahrungen ist es vor allem wichtig, ein schlüssiges Konzept, d.h. einen entsprechenden Diskussionsleitfaden zu haben. Der Grundreiz dient dann hauptsächlich dazu, einen passenden Impuls zu geben, um die Diskussion sofort in Gang zu bringen. Vermieden werden sollte, den Grundreiz zu überfrachten, in dem man darin die Argumente hineinpackt, die eigentlich in den Diskussionsleitfaden gehören.

¹⁴⁶ Anlass war, dass nunmehr andere Gruppen und Milieus in den Mittelpunkt rückten, über deren mögliche Teilnahmemotive bzw. -barrieren nur spekuliert werden konnte. Wir befürchteten aber, dass der gleiche Grundreiz bei ihnen nicht greifen, also ins Leere stoßen würde.

tiven Kartenabfrage konnte zudem an die Assoziationstests aus den themenzentrierten Interviews angeknüpft werden. Ein zweiter Impuls bestand aus dem Verteilen ausgewählter Ankündigungstexte von Bildungsurlaubsveranstaltungen, zu denen die Teilnehmer sich zunächst ebenfalls über Metaplankarten äußern und anschließend diskutieren sollten.¹⁴⁷

Diese andere Arbeits- und Ausdrucksform - die assoziative bzw. reflektierte Annäherung an das Thema, das Verdichten der Meinung auf Schlagworte und das argumentative ‚Vertreten‘ - veränderte die Diskussionsatmosphäre erheblich; es ging lebhafter und offener zu. Zudem wurden durch diese Elemente das Spektrum der Themen und die Tiefe der Bearbeitung erweitert. Jedes Stichwort auf den Kärtchen wirkte in der Diskussion als neuer Stimulus. Insgesamt waren die Teilnehmer aktiver; es gab praktisch keine Schweiger mehr, jeder wurde einbezogen. Das Interesse, sich auszudrücken und darzustellen, war stärker, die Atmosphäre ‚aufgetauter‘.¹⁴⁸

Auswertung

Für die Auswertung konnte auf die Untersuchung von Olbrich (1996) aufgebaut werden; das Konzept wurde im Laufe der Untersuchung weiterentwickelt und zunehmend präzisiert. Es bestätigte sich, dass es möglich war, die Gruppendiskussionen nach den Methoden und der Theorie der Habitus- und Milieuanalyse auszuwerten und daraus eine Typologie zu entwickeln. Das Auswertungskonzept umfasste insgesamt folgende Schritte:

- ◆ simultanes Verlaufsprotokoll
- ◆ Vorauswahl für Feinanalyse
- ◆ videogestützte Transkription ausgewählter Sequenzen

¹⁴⁷ Die Kärtchen wurden von den Teilnehmern selbst an den Stellwänden angepinnt und kurz erläutert.

¹⁴⁸ Weitere Erläuterungen zur Variation des Konzeptes folgen in Abschnitt 7. zur Gruppenwerkstatt (vgl. auch Bremer 1999, S. 38 ff.).

- ♦ sequentielle hermeneutische Interpretation ausgewählter Sequenzen
- ♦ zusammenfassende schriftliche Fallanalyse

Anfangs wurden z.B. die Gruppendiskussionen vollständig transkribiert. Der Vorteil liegt in der Genauigkeit, der Nachteil ist der relativ hohe Zeitaufwand. Die knappen Ressourcen erforderten eine raschere und stärker zielgerichtete Verschriftlichung. Hier erwies sich die Videoprotokollierung als ausgesprochen hilfreich. Ein während der Diskussion von einem Mitarbeiter verfasstes simultanes Verlaufsprotokoll gab bereits einen recht guten Überblick über die zentralen Themen der Diskussion und lieferte wichtige Hinweise für die spätere videogestützte Feinanalyse. Das simultane Verlaufsprotokoll wurde später anhand der Tonband- bzw. Videoaufzeichnung zu einem sequenziellen Verlaufsprotokoll ergänzt. Darin wurden die Themen, die am Diskurs Beteiligten sowie Dauer und Zeitindex der Themensequenz vermerkt. Für die Feinanalyse war wieder der Originalton notwendig. Sie erfolgte anhand ausgewählter und transkribierter Sequenzen und bestand aus einer habitushermeneutischen Interpretation.¹⁴⁹ Die Analysen wurden in einem schriftlichen Auswertungsbericht zusammengefasst, der nach einem eigens entwickelten Auswertungsleitfaden verfasst wurde (siehe eingefügter Kasten).

Auswertungs- und Interpretationsleitfaden zur habitushermeneutischen Analyse von Gruppendiskussionen (Auszug)

- 1. Allgemeine Angaben** (Teilnehmende, Raum, Medien, Besonderheiten vor Beginn der Diskussion, Methode/Techniken)
- 2. Metaebene**
 - ♦ Skizzierung des Gruppenprozesses, Verhalten des Moderators
 - ♦ Teilnehmendenstatistik
 - ♦ Inhalts- bzw. Sequenzprotokoll
 - ♦ (ggf.) Metaplanwände im Überblick

¹⁴⁹ Vgl. hierzu die Ausführungen zu den habitushermeneutischen Anforderungen in Abschnitt 4.

3. Einzelfallebene (Steckbriefe der Teilnehmenden)

a. Angaben aus dem Fragebogen

- ♦ Sozialstatistische Angaben (soziale Lage, soziale Herkunft, Geschlecht, Alter, Bildung und Berufsausbildung, berufl. Tätigkeit und Stellung, Lebensform, Wohnregion)
- ♦ Freizeitinteressen
- ♦ Bildungsurlaubserfahrungen bzw. -wünsche (Informationswege, besuchte Seminare und Veranstalter usw.)

b. Beiträge für die Metaplanwand (im Wortlaut)

c. Strukturiertes Protokoll (Paraphrasierung der Diskussionsbeiträge, wichtige bzw. besonders typische Äußerungen im Wortlaut)

Bereich Bildungsurlaub/Weiterbildung

- ♦ Erfahrungen (zufrieden/unzufrieden)
- ♦ Wünsche und Ansprüche
- ♦ Motive
- ♦ Teamer und Referenten (Ansprüche/Wünsche an die Lehrenden)
- ♦ Interessen
- ♦ Umfeld
- ♦ Werbung und Information
- ♦ Kritik

Lebensweltliche Bereiche

- ♦ Was wird bekannt über Einstellung zur Arbeit, Familie und Partnerschaft, Gesellungs- und Freizeitverhalten, Lebensstil, gesellschaftliche Partizipation, Lebensziele

äußeres Erscheinungsbild und Verhalten

- ♦ Kleidung, Frisur, Gestik, Körperhaltung, Verhalten vor und nach der Diskussion, Reaktion auf ‚Versuchsaufbau‘, Sprache und Sprechweise, aktiv/passiv, auf wen oder was wird reagiert

d. Interpretation (Herausarbeiten habitustypischer Muster)

Leitfragen:

- ♦ Lässt sich ein Leitmotiv erkennen?
- ♦ Was wird durch Bildungsurlaub/Weiterbildung bewältigt?
- ♦ In welcher Beziehung steht die Bildungsurlaubs- bzw. Weiterbildungsteilnahme zum Alltag der Person?
- ♦ Inwiefern lassen sich die erkennbaren Bildungs- und Alltagsmotive als habitus- bzw. milieutypische Muster interpretieren?

4. Fazit (Zusammenfassung und Bewertung, wesentliche Ergebnisse aus der gesamten Diskussion, Empfehlungen für die weitere Bearbeitung bzw. für weitere Erhebungen)

Ebene des Einzelfalls - Ebene der Gruppe

Obwohl die Stichprobenbildung auf relativ homogene bzw. kalkulierbar heterogene Gruppen zielte, galt der Unterscheidung von Metaebene (Gruppe) und der Ebene der einzelnen Personen besondere Beachtung. Es ging darum, auch bei relativ ‚milieuhomogener‘ Zusammensetzung die häufig wichtigen ‚feinen Unterschiede‘ zwischen ‚benachbarten‘ sozialen Milieus zu differenzieren. Dazu war es wichtig, bei bestimmten Passagen die ‚Absender‘ der Aussagen zu beachten. Im Auswertungskonzept ist das durch das feinanalytische Herausarbeiten von ‚Steckbriefen‘ der einzelnen Teilnehmer berücksichtigt. Zur Erläuterung soll das an einem Beispiel ausführlicher gezeigt werden (vgl. dazu Bremer 1999, S. 114 ff.).

Häufig waren beispielsweise Teilnehmer aus dem Traditionslosen und dem Traditionellen Arbeitermilieu zusammen in einer Gruppe. Bekannt war über diese Milieus, dass sie sich in Bezug auf ihre Bildungsurlaubsorientierung zwar unterscheiden, dabei bisweilen aber ein komplementäres Verhältnis zueinander entwickeln (zugespitzt etwa nach der Formel ‚Pflichtmensch‘ und ‚Genussmensch‘). In den Gruppendiskussionen mit Teilnehmern aus diesen Milieus standen zuerst häufig die ‚inhaltlichen‘ Aspekte der Seminare im Vordergrund (Gestaltung der Seminare, Themen von Veranstaltungen, Erreichbarkeit der Teilnehmer usw.), später wurden zunehmend auch die ‚Nebenaspekte‘ (rauskommen aus dem Alltag, Geselligkeit, lustige Anekdoten usw.) thematisiert. Im Verlauf der Auswertung wurde die Milieuzugehörigkeit der ‚Absender‘ der Aussagen systematischer einbezogen. Dabei zeigte sich, dass die Diskussion anfangs, wenn es um den Bildungsinhalt ging, von den ‚Traditionellen Arbeitern‘ dominiert wurden. Die ‚Traditionlosen Arbeiter‘ hielten sich bei diesen Passagen auffällig zurück, wirkten zum Teil gelangweilt. Sie tauten später auf, wenn es um die besagten ‚Nebenaspekte‘ ging. Man hatte zum Teil den Eindruck, dass sie nur darauf gewartet hatten, sich mit ‚ihren‘ Themen in die Diskussion einzuklinken und die ‚verkopfte‘

Diskussionsatmosphäre aufzulockern, während die ‚Traditionellen Arbeiter‘ schon zu Beginn weniger Probleme hatten, sich zu artikulieren.

Praxisbeispiel: Heimatmuseum oder Fax an den Landrat

Die folgende Darstellung basiert auf der teilnehmenden Beobachtung und Gruppendiskussionen am Rande eines Bildungsurlaubseminars. Die einwöchige Veranstaltung fand am Wohnort der Teilnehmenden statt und beschäftigte sich mit Fragen der Ökologie auf lokaler Ebene. Am vierten Veranstaltungstag hospitierten wir und führten zwei Gruppendiskussionen durch. Bei den Diskussionsgruppen handelte es sich um Arbeitsgruppen, die sich im Laufe des Seminars bereits gebildet hatten.

Eine Gruppe arbeitete im Seminar zum Thema Geschichte. Gespräche mit alteingesessenen Bewohnern (Pastor, Bauern usw.), Besuche von historischen Stätten der Ortsgeschichte sowie Fotos bildeten die Grundlage einer in akribischer Kleinarbeit zusammengestellten Wandzeitung. Historische Haushalts- und Gebrauchsgegenstände, von Bewohnern ausgeliehen, wurden dazu ausgestellt, so dass die Gruppe am Ende der Woche ein kleines detailreiches ‚Heimatmuseum‘ präsentieren konnte.

Äußerungen aus dieser Teilnehmergruppe - „war sehr interessant, mit den Leuten hier mal zu reden ... sehr lehrreich, mal der Geschichte nachzugehen ... man ist ja hier aufgewachsen ... wir haben tatsächlich unsere Sache ausgearbeitet ... wenn man ein Thema hat, dann sollte man das auch abarbeiten“ - zeugen von einer ernsthaften und pflichtbewussten Haltung, wie sie für Milieus der Traditionellen Arbeiter und des Kleinbürgerlichen Arbeitnehmermilieus typisch ist (die zum Ausdruck kommende Bodenständigkeit findet sich darüber hinaus im selbst gewählten Thema ‚Geschichte‘). Aussagen wie „an die Theke setzen und den Kopp zuknallen, das haben wir nicht gemacht“ und „wir sind mal gespannt, was die anderen so zusammengetragen haben, das haben wir ja bisher nicht gesehen“ können als vorsichtige ‚Seitenhiebe‘ auf die Arbeitsgruppe ‚Verkehr‘ verstanden werden, die bislang im Seminar keine sichtbaren Ergebnisse präsentiert hatte.

Bei der Gruppe ‚Verkehr‘ traten andere Dispositionen hervor, wie schon das gewählte Thema verdeutlicht. Es steht für Mobilität, Bewegung, Dynamik usw., alles Eigenschaften, die in Thema und Arbeitsweise der Arbeitsgruppe ‚Geschichte‘ schlecht aufgehen. Die Gruppe war überwiegend unterwegs, verlängerte dann und wann die Arbeitspausen, kam auch schon mal später als verabredet von den Exkursionen zurück - Zeichen dafür, dass man sich nicht von äußeren Terminverabredungen disziplinieren lassen wollte. Gearbeitet wurde weniger mit Schrift als mit Bildern (Fotos). Auch ereignisreiche Aktionen wie Besuche im Rathaus (um Repräsentanten und Verantwortliche gewissermaßen zur Rede stellen) oder als Höhepunkt die Benutzung des dortigen Faxgerätes, um auf diesem Wege Informationen über Verkehrsprobleme anderer Kommunen anzufordern, zeugen von dem

Wunsch, beim Seminar ‚außergewöhnliche‘ Dinge zu erleben und lassen sich dahingehend deutend, dass in Lernprozesse auch affektiv-emotionale Ebenen einbezogen werden sollten. Typische Äußerungen aus dieser Gruppe waren z.B. „das Thema ist fast egal, Hauptsache ist, es muss Spaß machen ... ich hätte doch keine Lust, ‚n Stapel Papiere durchzuarbeiten ... es muss vor allem locker sein ... die Teamer dürfen das nicht so eng sehen“ usw. zeugen von Distanz zu ‚anstrengender‘ und ‚trockener‘ Seminararbeit, wie sie ‚klassischer‘ Bildung oft eigen ist. So lässt sich das Bedürfnis nach Bewegung und Erlebnis („Action“) schwerlich mit der Erstellung einer detailgetreuen Wandzeitung verbinden.

Das Beispiel zeigt zwei unterschiedliche Zugangsweisen zur Themenbearbeitung, in denen sich mentalitätstypische Züge zeigen. In diesem Fall scheinen sich Teilnehmer mit ähnlichen Dispositionen als Arbeitsgruppen gefunden zu haben, was ein wichtiger Hinweis für die didaktische Planung von Bildungsveranstaltungen ist.

Nach und nach wurde uns klar, dass die beiden Milieutypen in der Gruppendiskussion das wiederholten, was sich auch in den Bildungsveranstaltungen häufig abspielte (wie wir aus den Gesprächen mit Teamern und von den Hospitationen in Seminaren wussten): Die ‚Traditionellen Arbeiter‘ haben weniger Berührungängste mit Bildung und formulieren ihre Interessen im Seminar relativ selbstsicher (ebenso wie andere bildungsorientierte Milieus). Die ‚Traditionslosen Arbeiter‘ dagegen sind weniger bildungsgewohnt; Bildungsveranstaltungen (ebenso wie Gruppendiskussionen über Bildungsveranstaltungen) sind von daher zunächst nicht das Terrain, in dem sie sicher auftreten und sich wie ein Fisch im Wasser fühlen. Sicherer fühlen sie sich dann, wenn sie die Situation besser einschätzen und ihre Stärken und Kompetenzen einbringen können (vgl. auch das eingefügte Beispiel).

Erst durch die Beachtung der Milieuzugehörigkeit der einzelnen Diskussionsteilnehmer war es möglich, unterschiedliche mentalitätstypische Syndrome des Bildungsurlaubszugangs zu bilden; die Differenzen zwischen den Gruppen wären ansonsten verwischt worden.

Insofern war die Beachtung sowohl der Gruppenebene als auch der individuellen Ebene der einzelnen Teilnehmer sehr wichtig, wenngleich dadurch der Auswertungsaufwand erheblich ausgedehnt wurde. Diese Erfahrungen führten zum einen dazu, die Bemühungen zum Scouten milieuhomogener

Gruppen in der nächsten Studie zu intensivieren. Zum anderen wurde überlegt, über den Milieuhintergrund von den Teilnehmern in der Diskussion selbst mehr zu erfahren. Beides ist in das Konzept der ‚Gruppenwerkstatt‘ eingeflossen (siehe Abschnitt 7.).

Dokumentarfilm

Neuland wurde in der Untersuchung auch mit der Begleitung durch ein Filmteam betreten. Mit dem dokumentarischen Film hatten wir uns zu einem Experiment entschlossen, weil wir nach einer Möglichkeit suchten, auch die Bedeutung der nicht-verbal ausgedrückten körperlichen Bereiche des Habitus zeigen zu können. Das erforderte ein spezielles Vorgehen.

Einerseits waren dafür die Bildaufzeichnungen der Protokollkamera unzureichend, weil die Bildtotale zu wenig Details lieferte und die starre Kameraposition zudem nicht den Sehgewohnheiten des Zielpublikums für einen dokumentarischen Film entspricht. Es waren also Großaufnahmen nötig, was wiederum die Anwesenheit eines Filmteams erforderlich machte. Die optimale technische Durchführung¹⁵⁰ hätte allerdings die Forschungssituation verfälscht. Die Gruppendiskussion ist wie jedes Interview in der Sozialforschung eine relativ sensible Situation. Sie lebt davon, dass die Künstlichkeit der Erhebungssituation möglichst vergessen wird, weil nur dadurch wirklich authentisches Material hervorgebracht wird. Demnach muss mit technischen Hilfsmitteln sehr sensibel umgegangen werden, um nicht ‚Reden für die Kamera‘ zu bekommen. Es mussten also zwischen Ansprüchen der Empirie und der Technik Kompromisse gefunden werden.

Die erste Entscheidung war, nur eine begrenzte Zahl (fünf) Gruppendiskussionen durch jeweils zwei Kameraleute des Filmteams begleiten zu lassen. Dann entschieden wir uns dafür, mit kleinen Kameras zu filmen, die sich im Vergleich zu den im Bereich des wissenschaftlichen Dokumentar-

¹⁵⁰ Aus technischer Sicht wäre optimal gewesen, mit drei Kameras, künstlicher Beleuchtung und Ansteckmikrofonen für jeden Diskussionsteilnehmer zu arbeiten.

films damals häufig noch verwendeten Geräten relativ unauffällig einsetzen lassen. Die Kameras wurden in gewissem Abstand platziert und durch optische Barrieren abgegrenzt. Auf künstliches Licht wurde möglichst verzichtet und für den Ton kamen zwei Mikrofone zum Einsatz, die auf einem Tisch in der Mitte platziert wurden.

Schließlich mussten aus Gründen des Datenschutzes die Teilnehmer schriftlich ihr Einverständnis zu den Filmaufnahmen geben, da die ansonsten zugesicherte Anonymität nicht mehr gewährleistet ist. Auch das musste schon im Vorfeld der Diskussionen berücksichtigt werden und bedeutet eine zusätzliche Hürde in Bezug auf die Teilnahme an der Diskussion.

Anfängliche Planungen, einen Lehrfilm zur Habitusanalyse herstellen zu können, ließen sich zwar letztlich im Rahmen des Projektes nicht verwirklichen (abgesehen davon, dass durch Bilder von Personen immer auch Habitusaspekte mittransportiert werden). Allerdings konnten die Aufnahmen in die habitushermeneutischen Auswertungen einfließen, beispielsweise zur Visualisierung des ‚Kalte-Dusche-Effektes‘ (vgl. Bremer 1999, S. 73). Insofern konnten die Erfahrungen mit dem Einbeziehen nicht-verbaler bzw. nicht-kognitiver Habitusebenen erweitert werden, die wir bereits mit den assoziativen Verfahren gemacht hatten (vgl. oben).

Der hergestellte Film präsentiert nun wichtige Projektergebnisse, dies allerdings durch die Verbindung von Originalton und -bild in einer ganz anderen Authentizität als ein Forschungsbericht.¹⁵¹

Diese guten Erfahrungen konnten in der folgenden Studie aus Kostengründen nicht weitergeführt werden. In eingeschränkter Weise kann allerdings auch durch die obligatorische Videoprotokollierung die körperliche

¹⁵¹ Ansatzweise konnte das für die schriftliche Darstellung mit eingefangen werden, indem Bilder aus den Filmaufnahmen ausgeschnitten und in den Bericht integriert wurden (vgl. Bremer 1999).

Ebene des Habitus eingefangen und für die Auswertung berücksichtigt werden.

6.6 Resümee

Die Untersuchung zeigte, dass auch mit dem Gruppendiskussionsverfahren (zu dessen Anwendung wir wie beschrieben erst durch die begrenzten Forschungsressourcen gewechselt hatten) durch stringente theoretische Rückkopplung und habitushermeneutische Interpretation der Syndromcharakter der Mentalitätstypen herausgearbeitet werden konnte. Die wichtigsten methodologischen Erkenntnisse aus der Studie waren:

- ♦ Problem des höheren Schwierigkeitsgrades

Die von uns angestrebte Typenbildung nach Habitusyndromen durch Anwendung des Gruppendiskussionsverfahrens stellte besondere Anforderungen, da das Feld, in dem der Habitus sich entwickelt (die Alltagspraxis), nicht explizit Gegenstand der Exploration war. Dies erfordert das verstärkte Einbringen spezieller theoretischer Kenntnisse zum Habitus und seiner Hermeneutik und zur Theorie und Struktur des Feldes. Wichtig war auch die Zusammenarbeit als Team, um die Verkennungsprobleme einzugrenzen bzw. zu vermeiden. Die Erhebungen selbst wurden dabei durch andere Explorationen systematisch ergänzt, um das Feld und die aktuellen Problemstellungen darin umfassender in den Blick nehmen und verstehen zu können. Dazu dienten in der Untersuchung zum Bildungsurlaub u.a. Experteninterviews, teilnehmende Beobachtung, die Auswertung von Teilnahmestatistiken und die Feinanalyse des Seminarangebotes (vgl. Bremer 1999).

- ♦ Leistungsfähigkeit der Typologie durch Syndrombildung

Durch dieses spezielle Vorgehen konnte eine Typologie gebildet werden, die nicht nur ‚eindimensional‘ auf der Einstellung zu bestimmten Bildungsangeboten beruht, sondern die die ‚Mehrdimensionalität‘ der Akteure im Feld

der (politischen) Weiterbildung berücksichtigt. Diese Beachtung der komplexen Feldzugänge erhöht die Erklärungskraft der Typologie.

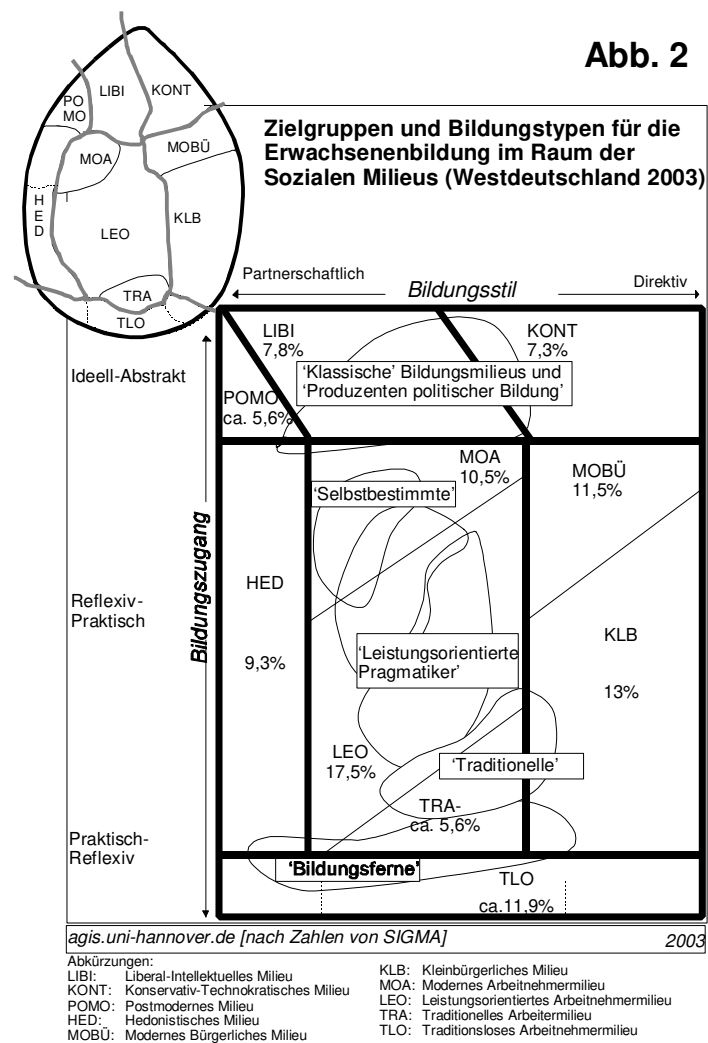


Abbildung 2 (vgl. auch Bremer 1999, S. 16 ff.) zeigt die von uns ermittelten Bildungstypen im Raum der sozialen Milieus. Die vertikalen und horizontalen Habitusdimensionen sind dabei auf Dimensionen ‚übersetzt‘ worden, die für den Bildungsbereich Geltung haben.

Die Typologie schärfte besonders die Sensibilität für die je nach Mentalität unterschiedlichen Zugänge zu Bildung. Im Bereich der politischen Bildung rührt ein Teil der Probleme daher, dass die praktischen Bildungszugänge der Arbeitnehmersmilieus aus der Perspektive einer ‚Zweckfreiheit‘ von Bildung gesehen wird, die für die Milieus der politischen Bildungsexperten typisch ist.¹⁵² Die ‚Entpolitisierungsthese‘ kann vor dem Hintergrund dieser *Kulturschranke* zwischen Bildungs- und Arbeitnehmersmilieus somit stark relativiert werden, da sie sich zum Teil auf diese ‚perspektivische Verzerrung‘ stützt, die den Arbeitnehmern nicht gerecht wird.

Bei ihnen ist politische und ideelle Bildung ganz anders in die gesamte Bildungsorientierung und den Lebenskontext eingebunden. Die stärkere Inanspruchnahme qualifizierender Bildungsangebote wiederum hat vor allem mit den höheren Anforderungen an die Arbeitnehmer zu tun. Die scheinbare Aufstiegs- und Karriereorientierung entpuppt sich dabei häufig als Strategie, lediglich den erreichten Status *zu halten*.

Zudem zeigte sich für den Bildungsurlaub bei ‚Arbeit und Leben‘ das Problem gleichzeitiger Über- und Unterforderung. Während klassische Teilnehmersmilieus der an Bedeutung verlierenden Bildungsbenachteiligten (Typus ‚Traditionelle‘) und der Bildungsfernen sensibel auf zu akademische Bildungskonzepte reagieren, haben die moderneren und jüngeren Gruppen aufgrund ihrer gehobenen Bildungsstandards ganz andere Ansprüche an partizipative Gestaltung (‚Selbstbestimmte‘) und Inhalte (‚Leistungsorientierte Pragmatiker‘). Insofern hat ‚Arbeit und Leben‘ das Problem zu lösen, den

¹⁵² Mit Bourdieu (vgl. 2001, S. 26 ff.) kann dies mit der Nähe bzw. Distanz zur „scholastischen Einstellung“ verstanden werden.

differenzierten Erwartungen und Motiven ihrer Teilnehmersmilieus in gleicher Weise gerecht zu werden (vgl. ausführlich Bremer 1999).

♦ Milieuhomogene Gruppen: Einzelmeinung - Gruppenmeinung

Mit der genauen Betrachtung der verschiedenen Ebenen der Diskussion - individuelle Meinung, Gruppenmeinung, Diskursverlauf - konnte geprüft werden, inwieweit mit dem Gruppendiskussionsverfahren auch differenzierte Einstellungen und Muster ermittelt werden können. Mit Bezug auf die Habitus-theorie Bourdieus war das schließlich möglich. Zwar ist Mangold (1973, S. 240) grundsätzlich zuzustimmen, wonach die Teilnehmer einer Diskussion ihre latenten Meinungen bereits mitbringen und diese dort lediglich aktualisiert werden. Aber ein Angehöriger des Traditionellen Arbeitermilieus bringt dann eben etwas *anderes* mit als ein Angehöriger des Traditionslosen Arbeitermilieus. Die Beachtung von Einzel-, Gruppen- und Untergruppenmeinungen war für die Bildung der Mentalitätstypologie deshalb von Bedeutung. Auch in auf den ersten Blick scheinbar homogenen Gruppen zeigten sich häufig solche Differenzierungen. Dabei waren die Kenntnis der Grundmuster der sozialen Milieus sehr wichtig, um innerhalb einer Diskussionsgruppe mehrere *milieuspezifische Gruppenmeinungen* ermitteln zu können. Eine *milieuhomogene Zusammensetzung* der Gruppen vereinfacht allerdings die Auswertung und die Typologiebildung.

♦ Interagieren der Teilnehmer - besseres Aufdecken der Klassifikations-schemata

Ein wesentlicher Vorteil bei der Typologiebildung durch das Gruppendiskussionsverfahren gegenüber einer Typologiebildung durch Interviews liegt in der *interaktiven Ebene der Kommunikation*. Durch das gegenseitige Stimulieren werden die Klassifikations- und Deutungsschemata des Habitus besser offengelegt. Das Interagieren in Bezug auf ein bestimmtes Thema führt dazu, dass die spezifischen Zugänge und Probleme des Milieus, also das Verhält-

nis zum spezifischen Feld, deutlicher hervortreten. Durch die Diskussion schälen sich die wichtigen ‚Knackpunkte‘ besser heraus, da Motive und Barrieren häufig erst in der Auseinandersetzung mit anderen zum Vorschein kommen und artikuliert werden. Im Einzelinterview fehlt diese Ebene. Insofern spricht manches dafür, dass bei der Frage des mentalitätstypischen Feldzugangs die *Validität* durch die Gruppenerhebung erhöht wird: Der Habitus wird besser ‚exploriert‘, weil die kognitiven Klassifikations- und Deutungsschemata besser aufgedeckt werden können.¹⁵³

♦ Der Effekt der theoretischen Sättigung tritt schneller ein

Da die interpersonelle Interaktion in den Gruppenerhebungen die feldspezifische Dimension schneller sichtbar werden lässt, trat auch der Effekt der theoretischen Sättigung schneller ein.¹⁵⁴ Die Gruppendiskussion mit acht Teilnehmern liefert praktisch auf einen Schlag das Spektrum, das ansonsten durch acht Interviews erreicht wird. Zudem reagieren die Teilnehmer aber aufeinander und ‚auf ihres gleichen‘ (und nicht, wie bei der Einzelbefragung, auf den Interviewer), so dass die Gruppe auf die wichtigen Punkte *von selbst* *zusteuert*. Deshalb können Gruppenerhebungen insgesamt dazu beizutragen, mit *geringeren Fallzahlen* zum Ausleuchten der Typenvarianz auszukommen.

♦ Ausdehnung der Exploration auf vorreflexive und körperliche Habitusdimensionen

Durch die Integration assoziativer und aktivierender Techniken sowie die Videoprotokollierung konnte in die Syndrombildung ein breiteres Ausdrucksspektrum der Teilnehmer einfließen.

¹⁵³ Diese Hypothese müsste allerdings durch methodenvergleichende Studien überprüft werden.

¹⁵⁴ Das konnte zum Ende der Erhebungsphase durch Kontrollgruppen überprüft werden.

Die Erfahrungen im Hinblick auf die Variation des ‚klassischen‘ Ablaufs lösten Überlegungen aus, in dieser Richtung weiterzudenken. Hier schienen noch weitere Möglichkeiten zu sein, um den Habitus noch gezielter auf den Ebenen anzusprechen, in denen er sich ausdrückt. Die Diskussionen waren zwar nach gut einer Stunde einerseits erschöpft. Andererseits bestand zu meist der Eindruck, dass die Diskussionsgruppen jetzt mit dem Thema richtig ‚warm geworden‘ waren und man jetzt noch ‚tiefer‘ in das Thema hätte einsteigen können. Dafür käme dann allerdings nicht die Verlängerung der Diskussion in Frage (die sich nach dieser Zeit im großen und ganzen erschöpft hatte), sondern es müsste quasi auf eine andere Ebene oder *Stufe* übergegangen werden, die auf eine vertiefte Form der Erhebung abgestimmt sein musste. Insofern war die hier begonnene Weiterentwicklung des ‚klassischen‘ Gruppendiskussionsverfahrens erst ein erster Schritt. Weiterentwickelt werden sollte auch die spezifische Feldexploration, um einerseits die Diskussionsteilnehmer gezielter rekrutieren zu können (‚Scouting‘), andererseits die Situation im Feld vorab fundiert einschätzen zu können.

7. Die Gruppenwerkstatt: Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Habitusanalyse

7.1 Konzeptionelle Vorüberlegungen

Ging es beim Projekt zu den ‚Zielgruppen des Bildungsurlaubs‘ um die Verknüpfung von Bildungsorientierung mit der Alltagspraxis der Akteure, so hatte die Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ die Verknüpfung von kirchlich-religiöser Orientierung mit der Alltagsbewältigung zum Thema. Als Grundlage diente auch bei dieser Studie eine ‚Basistypologie‘ die Landkarte der sozialen Milieus, deren Beziehungen zum sozialen Praxisfeld zu explorieren war. Ziel war es, die Klientelgruppen der Kirche typologisch zu ordnen, da hier (vgl. Abschnitt 2.2), eine Forschungslücke bestand. Die von uns empirisch herauszuarbeitenden Mentalitätstypen sollten der Kirche die Möglichkeit der ‚Zielgruppenansprache‘ bieten.

Methodologisch ließ sich dabei nahtlos an die Untersuchung zur Erwachsenenbildung anknüpfen. Erstes Ziel war es, die Erkenntnisse und Erfahrungen zu bündeln, d.h. die Gruppendiskussion mit verschiedenen Elementen und Techniken zu erweitern, um den Habitus durch gezieltes Ansprechen verschiedener Dimensionen umfassender zu explorieren. Das lief auf die Konzipierung einer stärker ausgedehnten Erhebungseinheit hinaus. Das Berücksichtigen weniger reflektierter und kognitiv gesteuerter, emotional gebundener und somit verborgener Wahrnehmungs- und Denkschemata bedeutete zugleich eine *höhere Validität der Habitusexploration*, weil dies dem Habitus als „komplexen Syndrom körperlicher und mentaler Einstellungen“ (Vester u.a. 2001, S. 162) besser entspricht.

Zweites Ziel war es, das Scouting für die Diskussionsgruppen noch stärker zu systematisieren. Durch eine vertiefende Form der Erhebung von milieuhomogenen Gruppen war zu erhoffen, mit *geringeren Fallzahlen* zum Ausleuchten der Mentalitätszüge auszukommen.

Varianten in der Markt- und Meinungsforschung

Für das angestrebte Konzept fanden sich in der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur praktisch keine Vorbilder.¹⁵⁵ Allerdings wird in der Markt- und Meinungsforschung mit ausgedehnten Gruppenverfahren gearbeitet. Diese sind zwar nur wenig in den akademischen Diskurs eingebracht und reflektiert worden. Dennoch fanden sich hier Hinweise auf methodische Elemente und Interventionstechniken, die im Hinblick auf die Adaptionmöglichkeiten für die akademische Forschung im Bereich der Mentalitäts- und Habitusanalyse überprüft werden mussten.

Wichtige Hinweise verdanken wir Ulrich Becker.¹⁵⁶ Er hebt zu seinem Verfahren des „Creative Workshops“ hervor, dass der Einsatz verschiedener Methoden und die zeitliche Ausdehnung der Veranstaltungen ermögliche, „von den bewussten, verbal und rational determinierten und unmittelbar verbalisierten Wahrnehmungsebenen auf vor- und unbewusste, primär emotional bestimmte zu gelangen“ (1998, S. 3). Die verschiedenen Techniken und Methoden, auf die verwiesen wird (z.B. Assoziationen, Brainstorming, Projektionen, Collagen, Diskussionen, Metaplantchnik usw.), werden vielfach auch im Bereich der Gruppenmoderation eingesetzt. Die ‚Moderationsmethode‘ (diese Bezeichnung hat sich dafür inzwischen mehr oder weniger etabliert) ist hier seit 1970 entwickelt worden.¹⁵⁷ Ursprünglich

¹⁵⁵ Zur Methodendebatte dort siehe Abschnitt 6.

¹⁵⁶ Als einer der Mitbegründer der SINUS-Milieuforschung in Heidelberg hat er uns über mehrere Jahre methodologisch beraten und über Lehraufträge am Institut für Politische Wissenschaft in der Universität Hannover Methoden und Techniken der Lebensstil- und Milieuforschung vermittelt. Bei SINUS wie auch beim von Becker geleiteten ‚Institut für Zielgruppenmarketing und Kommunikation‘ (Darmstadt) wird häufig mit verschiedenen Gruppenverfahren gearbeitet (vgl. Becker 1998, Flaig u.a. 1993), jedoch nicht zur Habitusanalyse..

¹⁵⁷ Es gibt dazu zahlreiche Veröffentlichungen, u.a.: umfassend Klebert u.a. 1984, dies. 1987; für einen kurzen Überblick Bortz/Döring 1995 (S. 294 ff.); für den pädagogischen Bereich z.B. die kurzen Beiträge von Schmidt 1995, Gottschall 1995, Beck/Steckel-Ebert 1995.

ist sie, wie Schmidt (1995) berichtet, in der Unternehmensberatung entstanden, um den „drängenden Wünschen nach Beteiligung und Mitentscheidung in Wirtschaft und Politik gerecht“ zu werden (ebd., S. 7). Es ging darum, Gruppenprozesse weniger direktiv-hierarchisch und zunehmend egalitär, d.h. unter größerer Mitwirkung der Beteiligten, zu steuern. Die Methode ist einsetzbar, „wann immer Gruppen zusammen lernen und arbeiten“ (Bortz/Döring 1995, S. 295). Entsprechend hat sie sich in vielen Bereichen durchgesetzt (z.B. in der Pädagogik, Erwachsenenbildung, Organisations- und Personalberatung).

In der Markt- und Meinungsforschung werden solche Formen der Moderation von Gruppen häufig angewandt und mit verschiedenen weiteren Elementen verbunden, die aus der psychologischen Forschung kommen (auf verschiedene solcher Elemente wird im weiteren Verlauf noch zurück gekommen). Allerdings ist die methodologische Bedeutung dieser intervenierenden Techniken in Bezug auf ihren Einsatz in sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren wenig reflektiert worden, wie ein Blick auf den Stand der qualitativen Methodendiskussion in der Marktforschung zeigt.¹⁵⁸

Eine gute Übersicht über die Verwendung qualitativer Methoden in der Marktforschung geben die Veröffentlichung von Salcher (1995) sowie die Dissertation von Kepper (1996). Sie beklagt darin die mangelnde Berücksichtigung und Erörterung qualitativer Methoden in der Literatur, die deren Bedeutung in der Praxis der Marktforschung nicht gerecht wird. Die Methodendliteratur sei „überraschend lückenhaft“ und beschränke sich auf eine „mehr oder weniger kasuistische Aufzählung gängiger qualitativer Methoden wie der Gruppendiskussion oder verschiedener projektiver Verfahren“ (ebd., S. 3). Insofern ist gerade die Veröffentlichung Keppers ein wichtiger Beitrag

¹⁵⁸ Auf den anglo-amerikanischen Bereich soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. Entsprechend dem häufigeren Einsatz von ‚focus groups‘ ist auch die Methodendiskussion dort etwas breiter. Zur Verwendung verschiedener Moderationstechniken in ‚focus groups‘ vgl. z.B. Greenbaum 1998 (S.118 ff.).

dazu, dieses Defizit zu beheben, zumal sie es nicht bei einer reinen Auflistung belässt, sondern versucht, Möglichkeiten, Grenzen und Begründungen von Methoden und Techniken zu skizzieren.

Ähnlich ist die Stoßrichtung des sehr anschaulichen und praxisnahen Beitrags von Dammer/Szymkowiak (1998), der sich speziell mit dem Gruppendiskussionsverfahren in der Marktforschung beschäftigt. Ihre Eindrücke aus den Erfahrungen mit der Weiterbildung von Marktforschern fassen sie zu Beginn so zusammen: „Zwar setzen alle gern Gruppendiskussionen in der Marktforschung ein, aber niemand kann so recht sagen, wie das denn unter methodischen Gesichtspunkten funktioniert, wie man eine Gruppendiskussion kompetent moderiert oder im Sinne der Fragestellung optimal auswertet“ (ebd. S. 7). Sie legen deshalb in ihrem Beitrag vor allem Wert auf die stärkere Beachtung und Reflexion wissenschaftlicher Grundsätze bei der Anwendung des Verfahrens in der Marktforschung. In diesem Zusammenhang warnen sie vor einer inflationären Verwendung verschiedener Moderationstechniken. Das Motto „viel hilft viel“ führe allenfalls zu „Moderationsfeuerwerken“ und liefere „beeindruckende Show-Effekte“. Der Einsatz solcher Techniken sei nur vor dem Hintergrund und „im Rahmen einer übergreifenden methodisch-theoretischen Konzeption“ zu rechtfertigen, dürfe aber zum „Selbstzweck“ werden (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 75 f.).¹⁵⁹

¹⁵⁹ Problematisch erscheint dagegen aus unserer Sicht die Konzeption der Gruppendiskussion als Methode der Psychologischen Morphologie (vgl. dazu auch Melchers 1994), die diese Autoren vornehmen und bei der die soziale Dimension der Interaktion vernachlässigt wird. Es wird davon ausgegangen, dass der Gruppenprozess nicht von den (im Sinne Mangolds) latenten, in die Diskussion mitgebrachten und dort aktualisierten Haltungen und Meinungen der Teilnehmer charakterisiert ist. Vielmehr entfalten die im Mittelpunkt stehenden Produkte (oder analog ‚Themen‘ bzw. ‚soziale Felder‘) in der Diskussion eine eigene ‚Wirkungseinheit‘, unter dessen „Bann“ die „unterschiedlichen individuellen Eigenarten“ stehen und die der Gruppe eine spezifische ‚Gestalt‘ gibt: „Es ist die dramatische Entwicklung dieser Wirkungseinheit, die ihr Verhalten und Erleben, ihre Gefühle, Gedanken und Handlungen bestimmt“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 43, vgl. auch S. 44). Erläutert wird das am Beispiel des Fußballspiels, das alle Zuschauer unabhängig von ihrer sozialen Herkunft

Trotz inhaltlicher Differenzen handelt es sich bei den erwähnten Veröffentlichungen um wichtige Beiträge zur Methodenreflexion im kommerziellen Bereich, die auch eine kritische Würdigung in der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion verdienen.¹⁶⁰ Insbesondere ist kaum bearbeitet, inwieweit die Adaption von Moderations- und Projektionstechniken für die sozialwissenschaftlichen Erhebungsverfahren eine Bereicherung und Ergänzung sein können. In dieser Hinsicht besteht auch noch ein Defizit in der ansonsten sehr umfassenden Darstellung von Lamnek (1998).¹⁶¹

Adaptionsmöglichkeiten und -probleme

Für die Integration in die akademische Methodologie der Mentalitätsanalyse gilt es besonders zu reflektieren, inwieweit solche Interventionen sich mit Ansprüchen der qualitativen Forschung vertragen. So zielt die Moderationsmethode z.B. darauf, Gruppenprozesse *zielgerichtet* zu gestalten. Die Gruppendiskussion als Forschungsmethode dagegen gewinnt gerade durch ihre Offenheit, also die geringe Strukturierung, die den Teilnehmern die Möglich-

gleichermaßen begeistern würde. Diese Perspektive läuft darauf hinaus, die Akteure auf einen Einstellungszug bzw. auf Stilvorlieben zu reduzieren und nicht das komplexe Syndrom in den Blick zu nehmen. Im Kontext des hier vorgestellten Ansatzes ist von einem dialektischen Verhältnis zwischen sozial unterschiedlichen Dispositionen des Habitus auszugehen, die in die Diskussionen mitgebracht werden, und den objektiven, d.h. für alle in gleicher Weise geltenden Bedingungen des Feldes (die dann den ‚Wirkungseinheiten‘ entsprechen würden). Diese Dialektik führt dazu, dass zum gleichen Feld vollkommen unterschiedliche Zugänge bestehen und die gleiche Sache somit unterschiedlich erlebt und gehandhabt wird (man denke nur einmal, um bei dem Beispiel Fußball zu bleiben, an die Unterschiede zwischen der Fankurve und dem einer exklusiven Gruppe von Sponsoren und Prominenten vorbehaltenen verglasten VIP-Bereich im Stadion).

¹⁶⁰ Vgl. in diesem Sinne das Schwerpunktheft zu Markt- und Meinungsforschung im „Forum Qualitative Sozialforschung“ (überblickend Marlovits u.a. 2004), in dem sich mehrere Beiträge auch mit Gruppendiskussionen in diesen Bereichen beschäftigen.

¹⁶¹ Bei Bortz/Döring (1995) findet sich ein knapper Hinweis: „Für Forschungszwecke läßt sich die Moderationsmethode im explorativen Bereich nutzen“ (ebd., S. 295).

keit gibt, ihre subjektive Sicht darzustellen. Die „Selbstläufigkeit“ (Bohnsack) von Gruppendiskussionen und die Alltagsnähe der Kommunikation sind wichtige Kriterien für die qualitativen Methoden; je mehr Strukturierung, desto stärker nähert man sich einer Standardisierung an, die gerade vermieden werden soll. Das Verhältnis von Offenheit und Strukturierung musste also reflektiert werden, um einerseits nicht Gefahr zu laufen, die Gruppendiskussion durch kritiklose Übernahme bestimmter Techniken im Sinne der erwähnten „Moderationsfeuerwerke“ und „Show-Effekte“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 76) zu verändern, andererseits die Möglichkeiten der Erweiterung des Verfahrens im Hinblick auf eine validere Bestimmung des Habitus zu nutzen. Insofern ging es um das *Ausloten der Adaptionsmöglichkeiten* für die akademische Sozialforschung zur Mentalitätsanalyse. Der Punkt wird in Abschnitt 7.4. noch einmal diskutiert.

Diese Überlegungen und daraus folgende Pre-Tests standen im Hintergrund bei der Entwicklung eines auf rund vier Stunden angesetzten, aus mehreren Teilen bestehenden Erhebungskonzeptes, für das ein sog. ‚Drehbuch‘ entworfen wurde. Bei der Gestaltung des Programms wurde Wert darauf gelegt, dass die Hinführung zu strukturierteren und zielgerichteten Arbeitsformen sehr behutsam erfolgte. Wir sprachen zunächst von ‚erweiterten Gruppendiskussion‘, später von ‚mehrstufiger Explorationswerkstatt‘ oder kurz ‚Gruppenwerkstatt‘. Dieses Konzept und die damit gemachten Erfahrungen sollen nun im einzelnen vorgestellt werden.

7.2 Feldzugang, Auswahl der Teilnehmer und Vorbereitung

Zu Beginn galt es, die Teilnehmer für die Gruppen auszuwählen und zu scouten; nach den Erfahrungen mit den Gruppendiskussionen hielten wir eine Teilnehmerzahl von sechs bis zehn für optimal. Ziel war das Scouten milieu-homogener Gruppen. Dazu konnte auf die ‚Basistypologie‘ der sozialen

Milieus zurückgegriffen werden, durch die ein breites Spektrum von Milieuindikatoren bekannt war.¹⁶²

Hilfreich war ferner eine Feingliederung der zehn sozialen Milieus in schließlich 20 feiner differenzierte Varianten oder ‚Subcluster‘, die Bestandteil des quantitativen Projektteils war (vgl. Wiebke 2002). Ziel dieses Projektteils war es, durch die Sekundäranalyse einer Repräsentativbefragung (vgl. Vester u.a. 2001) die kirchlichen Mobilisierungspotenziale in den Milieus aufzudecken, indem die Affinitäten der Alltagsethiken zu kirchlichen Angebots- und Arbeitsformen herausgearbeitet wurden. Dazu gehörte auch, die Milieus durch Cluster- und Faktorenanalysen (vgl. Vester u.a. 2001, S. 229 ff.; Bremer 2002a) in kleinere Einheiten zu unterteilen.¹⁶³ Die Feingliederung sollte zugleich Hinweise und ‚Scouting-Indikatoren‘ auf für die Kirche interessante ‚Milieufaktionen‘ liefern (also Varianten des gleichen Habitus), die dann für die Stichprobe der explorativen Erhebungen berücksich-

¹⁶² Neben soziodemographischen Merkmalen zählen dazu Freizeitvorlieben sowie Gesellungspraktiken und -orte, die wichtige Hinweise für das Finden der Milieuangehörigen geben.

¹⁶³ Bei beiden Verfahren handelt es sich um multivariate Analyseverfahren, die keine fertigen Ergebnisse liefern, sondern bei denen erst durch „langwierige Interpretationsverfahren“ die gültigen und validen Lösungen herausgearbeitet werden müssen. Diese „Hermeneutik der Validierung“ erfordert erhebliche Kenntnisse der „Theorien und Methoden des Syndromanalyse“ (Vester u.a. 2001, S. 230). Diese tiefere Interpretation der Subcluster erfolgte deshalb in regelmäßigen gemeinsamen Sitzungen des Forschungsteams. In der Faktorenanalyse werden verschiedene einzelne Einstellungen zu ‚Zügen‘ verdichtet (z.B. können hohe und idealistische Ansprüche an die Arbeit, Vorliebe für Hochkultur, ‚authentische‘ Freizeitgestaltung usw. zu einem Faktor ‚Anspruchsvolle Selbstverwirklichung‘ gebündelt werden). Es wird davon ausgegangen, dass hinter den *verschiedenen* Einstellungen *eine* bestimmte Haltung („Faktor“) steht. Durch Faktorenanalysen wird das Datenmaterial also auf überschaubare Strukturen reduziert. Clusteranalysen sortieren die kompletten Fragebögen nach ähnlichen Antwortmustern und zeigen somit Häufungen, die tatsächlichen Personengruppen entsprechen. Mit Clusteranalysen können somit soziale Gruppen (Milieus) aus den komplexen Einstellungsbatterien wieder herausgefiltert werden, die zuvor wiederum aus qualitativen Befunden herausgearbeitet worden waren (vgl. auch Gardemin 1998, S. 26 ff.).

sichtigt werden konnten. Der Ergebnistransfer und die Abgleichung von quantitativen und qualitativen Daten machten eine sehr enge Kooperation zwischen beiden Projektteilen notwendig (vgl. Bremer 2002a).

So zeigte sich beispielsweise, dass in beiden großen Milieus der Oberklasse jeweils eine Bildungsfraction auszumachen ist. In diesen Milieufractionen konnte in Bezug auf die Kirche ein kritisch-distanziertes Potenzial vermutet werden, weil gerade hier die Strömungen ihre Resonanzböden haben mussten, die Bourdieu durch die ‚neuen Geistlichen‘ verkörpert sieht.¹⁶⁴ Aus diesen beiden Teilmilieus wurde schließlich der Mentalitätstypus der ‚Humanisten‘ entwickelt (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 151). In anderen sozialen Milieus wurde eine innere Dynamik deutlich, die mit Alter und Lebensphase korrespondiert, d.h., dass die Mentalitätsmuster mit zunehmenden Alter oder mit Beginn einer neuen Lebensphase eine andere innere Gewichtung oder ‚Färbung‘ annehmen. Dies half uns beispielsweise bei der Entwicklung des Typus der ‚Anspruchsvollen‘, der aus dem etwas älteren Teilmilieu des Modernen Arbeitsmilieus entwickelt wurde. Bei diesem insgesamt sehr kirchenkritischen Milieu zeigte sich, dass sich mit dem Übergang in eine andere Lebensphase (Familiengründung) über Geburt und Taufe der Kinder wieder eine Möglichkeit der Ansprache durch die Kirche eröffnet (vgl. Teiwes-Kügler 2002).

¹⁶⁴ Bourdieu meint damit das Umfeld um die neu entstandenen Berufsfelder, die sich außerhalb der kirchlichen Sphäre mit dem Problem des ‚Heils‘ von Körper und Seele beschäftigen und somit zur Kirche auf deren ureigenen Terrain in Konkurrenz getreten sind (vgl. Bourdieu 1992b, S. 233 f., vgl. Abschnitt 2.3).

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

Tabelle 4: Projekt ‚Kirche und Milieu‘ - Stichprobe des qualitativen Projektteils

Erhebungswelle/ Zahl der ‚Werkstätten‘ Zeitraum/Ort	Zielmilieus (weitere Merkmale)	erarbeiteter Typus (Profil)
Erste Welle: Zwei Gruppen Oktober/ November 1998 Großstadt	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) Modernes Arbeitnehmermilieu (MOA) (Studierende)	‚Idealisten‘ ‚Anspruchsvolle‘
Zweite Welle: Drei Gruppen Januar 1999 Mittelstadt (Hochschulstandort)	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) (‚Kosmopoliten‘, auslandserfahren)	‚Idealisten‘
	Progressives Bildungsmilieu (LIBI) Konservatives Bildungsmilieu (KONT) (akademische ‚Humanberufe‘)	‚Humanisten‘
Dritte Welle: Vier Gruppen Februar/März 1999 Ländliche Gemeinde	Leistungsorientiertes/ Traditionelles Arbeitneh- mermilieu (LEO/TRA) (Männer in praktischen Berufen)	‚Alltagschristen‘
	Leistungsorientiertes/ Modernes Arbeitneh- mermilieu (LEO/MOA) (junge Frauen)	‚Anspruchsvolle‘ ‚Nüchtern Pragmatische‘
	Kleinbürgerliches/ Modernes Bürgerliches Mi- lieu (KLB/MOBÜ) (Kirchgänger)	‚Traditionelle‘ und ‚Moder- ne Kirchenchristen‘
	Hedonistisches Milieu (HED) (Jugendliche)	‚Rebellen‘
Vierte Welle: Zwei Gruppen Mai/Juni 1999 Großstadt und großstädtisches Einzugsgebiet	Leistungsorientiertes Milieu (LEO) (Junge Facharbeiter/innen)	‚Nüchtern Pragmatische‘
	Leistungsorientiertes/ Modernes Bürgerliches Milieu (LEO/MOBÜ) (Junge Fachangestellte)	‚Nüchtern Pragmatische‘ ‚Moderne Kirchenchristen‘
Fünfte Welle: Zwei Gruppen Juli 1999 Großstadt und großstädtisches Einzugsgebiet	Modernes Arbeitnehmermilieu (MOA) (administrative u. techn. Intelligenz)	‚Anspruchsvolle‘
	milieuheterogene Kontrollgruppe (LIBI, MOA, LEO, MOBÜ)	‚Humanisten‘, ‚Anspruchs- volle‘, ‚Nüchtern Pragmati- sche‘, ‚Moderne Kirchenchris- ten‘

Die Übersicht zeigt die Milieuschwerpunkte des explorativen Untersuchungsteils. Es konnten aufgrund der begrenzten Forschungsressourcen nicht alle Milieus berücksichtigt werden. Der Schwerpunkt sollte bei den Milieus der Arbeitnehmermitte liegen, weil hier das große Potenzial der sog. ‚Distanzierten‘ vermutet wurde (vgl. Abschnitt 2.2). Hauptsächlich aus diesem Grund sind die ‚Ränder‘ (Avantgarde - ‚Postmodernes Milieu (PO-MO)‘, konservative Elite - Konservativ-Technokratisches Milieu (KONT) und Unterprivilegierte - Traditionsloses Arbeitermilieu (TLO)) nur teilweise berücksichtigt worden (beim TLO besteht zudem ein im Vergleich zu anderen Milieus größeres Zugangsproblem für die Forschung).

Die besonderen Ansprüche an die Auswahl der Teilnehmer verlangten einen sorgfältig geplanten Feldzugang. Die Voraussetzungen dafür wurden schon bei der Konzipierung des Projektes durch die Vereinbarung einer engen Zusammenarbeit mit der Kirche geschaffen, die auch den späteren Transfer der Ergebnisse in die Institution umfasste.¹⁶⁵

Erster Anlaufpunkt vor Ort waren meist Kontaktpersonen (Pastorinnen und Pastoren) in Kirchengemeinden. Wenn sich herausstellte, dass diese selbst keinen Zugang zu den Milieus hatten, die exploriert werden sollten, versuchten wir über diese Kontakt zu anderen Schlüsselpersonen zu bekommen (z.B. Erzieher/innen in Kindergärten, Jugendpfleger usw.). Der Feldzugang wurde über mehrere Wochen durch intensive Recherchen vor Ort vorbereitet.

Dazu zählten mehrere Gespräche mit verschiedenen Kontaktpersonen, in denen die Möglichkeiten des Zugangs zu ausgewählten Milieus ausgelotet wurden, das Sondieren in Frage kommender Räumlichkeiten und schließlich das aufwendige telefonische oder persönliche Scouten ausgewählter Teilnehmer. Weil die ‚Werkstätten‘ mit einem erheblichen Aufwand verbunden waren, sollte ein Ausfall durch Teilnehmermangel vermieden werden. Deshalb wurde das Scouting so aufgebaut, dass eine hohe Verbindlichkeit ermöglicht wurde (telefonische Zusage, schriftliche Terminbestätigung bzw.

¹⁶⁵ Dazu zählte eine alle vier bis sechs Wochen tagende achtköpfige Leitungsgruppe, zu der neben den Mitarbeitern der Forschungsgruppe zwei Vertreter der Evangelischen Akademie Loccum sowie zwei weitere Vertreter der Evangelischen Landeskirche Hannovers gehörten. Ein breiterer Unterstützerkreis von etwa 30 bis 40 Personen aus dem Umfeld der Kirche (Pastoren, Religionslehrer, Religionssoziologen, Mitarbeiter des Landeskirchenamtes usw.) kam zweimal zu Konsultationen zusammen, um Zwischenergebnisse zu beraten und den Transfer in die kirchlichen Gremien vorzubereiten (dazu gehörte auch eine offene Abschlusstagung, auf der die Ergebnisse präsentiert wurden). Die Mitglieder dieses breiteren Unterstützerkreises waren für uns zugleich die Kontaktpersonen für den Feldzugang. Durch diese enge Vernetzung sollte von vornherein der Gefahr vorgebeugt werden, Forschungsergebnisse ‚für die Schublade‘ zu produzieren.

Einladung, schriftliche Rückmeldung, kurzfristig erneute telefonische Bestätigung).¹⁶⁶

Erwies sich bereits im Vorfeld das Zusammenstellen milieuhomogener Gruppen als schwierig, zielten wir darauf, im sozialen Raum ‚benachbarte‘ Milieus zu bekommen. In jedem Fall galt es, die Milieuzugehörigkeit der Teilnehmer vorab zu kalkulieren.

Im Rahmen der Untersuchung konnten wir dann 13 dieser Veranstaltungen mit insgesamt 92 Teilnehmern durchführen. Geleitet wurden sie von einem zweiköpfigen Moderatorenteam (die Co-Moderation protokollierte zudem nach Möglichkeit). Die Werkstätten fanden in mehreren, nach strukturellen Merkmalen ausgewählten, Städten und Gemeinden in Niedersachsen statt. Die Erhebung wurde in insgesamt fünf Wellen durchgeführt, zwischen denen jeweils auf der Basis erster Zwischenergebnisse die weiteren Erhebungswellen geplant wurden.

Nur am Rande sei bemerkt, dass sich mit der Entscheidung zu solch ausgedehnten Erhebungen die organisatorischen Bedingungen erheblich verändern. Im Gegensatz zu einer ein- bis zwei stündigen Befragung oder Gruppendiskussion muss eine Pause eingeplant werden, es stellt sich die Frage der Bewirtung, damit verbunden die Frage nach geeigneten Räumlichkeiten usw. Wesentlich ist auch, dass die ‚Hürde‘, an einer gut einstündigen Gruppendiskussion teilzunehmen, weniger hoch ist als bei einer drei- bis vierstündigen Veranstaltung.¹⁶⁷

¹⁶⁶ Durch Feldzugang und Scouten bekamen wir oft schon sehr interessante und wichtige Hinweise auf die zu erwartenden Teilnehmenden. Wir hielten dazu alle Informationen fest, die wir etwa bei der telefonischen Kontaktaufnahme auch beiläufig erhielten. Sehr anschauliche Berichte zum Feldzugang finden sich beispielsweise bei Loos 1999; für den Zugang zu Realgruppen vgl. Loos/Schäffer 2001, S. 45 ff.

¹⁶⁷ Hier stellt sich also, wie bei jeder Befragung, die Frage nach dem Teilnahmemotiv (vgl. Fuchs 1987, S. 224 ff., 240 ff.). Insbesondere Menschen, die am Thema Kirche ohnehin kein Interesse haben, sind aus rein ‚ideellen‘ oder anderen Gründen schwer für eine Teilnahme zu gewinnen. Der im kommerziellen Bereich üblichen Zahlung von Aufwandsentschädigungen waren durch den Projektetat enge Grenzen gesetzt.

7.3 Das Programm der ‚Gruppenwerkstatt‘ und Praxisbeispiele

Bei der Konzipierung des Programms wurde angestrebt, eine (mit allen für die Durchführung von qualitativen empirischen Befragungen geltenden Einschränkungen; vgl. Hopf 1978) alltagsnahe und somit authentische Kommunikation zu ermöglichen.

Projekt ‚Kirche und Milieu‘	
Konzept für ‚Gruppenwerkstatt‘ bzw. ‚mehrstufige Explorationswerkstatt‘	
1. Warming-Up (ca. 15 Minuten)	<ul style="list-style-type: none">♦ in welchen privaten Verhältnissen lebe ich♦ welche beruflichen Verhältnisse habe ich♦ was mache ich gerne in der Freizeit♦ was beschäftigt mich im Moment am meisten♦ (zur Kirche fällt mir als erstes ein...)
2. Einstiegsdiskussion: Kirche/Religion (ca. 60 Minuten)	<ul style="list-style-type: none">♦ Präsentation des Grundreizes (Text)♦ Diskussion
3. Vertiefung: Barrieren und Brücken zur Kirche (ca. 25 Minuten)	Metaplankarten: <ul style="list-style-type: none">♦ Was sollte die Kirche Neues machen?♦ Was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?♦ Was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
<i>Pause</i>	
4. Kreativaufgabe (ca. 70 Minuten)	Collage: „Die Kirche der Zukunft - wie ich sie mir wünsche!“ <ul style="list-style-type: none">♦ Herstellung, Selbstinterpretation und Diskussion
5. Feedback	<ul style="list-style-type: none">♦ Rückmeldung der Teilnehmenden an die Moderatoren
6. Sozialstatistischer Fragebogen	

Der Ablauf sah vor, dass die Bearbeitung des Themas im Laufe der Zeit immer mehr vertieft wurde. Die Teilnehmer sollten dazu behutsam hingeführt werden. Deshalb wurde bei der Planung auf die atmosphärische Ge-

staltung Wert gelegt.¹⁶⁸ Wenn alle Teilnehmer eingetroffen waren, begann die Veranstaltung mit der Begrüßung, einführenden Erläuterungen zur Untersuchung und des technischen Aufbaus sowie der Vorstellung des Programms.

7.3.1 ,Warming-up'

Die Vorstellungsrunde (,warming-up') diente *zum einen* dazu, erste Vertrautheit herzustellen, anfängliche Unsicherheiten abzubauen und die Atmosphäre aufzulockern.¹⁶⁹ Die Künstlichkeit und damit einhergehende ,Verkrampfung' der Erhebungssituation sollte entspannt werden.¹⁷⁰ *Zum anderen* wurde das ,warming-up' so gestaltet, dass es zusätzliche Informationen über den Alltag und damit zum Milieuhintergrund der Teilnehmer lieferte (siehe eingefügtes Beispiel).¹⁷¹ Wichtig war beim ,warming-up', dass die Moderatoren selbst sich mit an der Vorstellung beteiligten.

¹⁶⁸ Dazu zählten die Auswahl der Räumlichkeiten, ein die Diskussionsatmosphäre unterstützender Aufbau von Tischen und Stühlen, das Decken des Tisches (Getränke, Gebäck usw.), die zurückhaltende Platzierung der Videokamera, ein Begrüßungsplakat mit einem freundlichen ,Herzlich Willkommen' und die persönliche Begrüßung der nach und nach eintreffenden Teilnehmer.

¹⁶⁹ Die Teilnehmer der Werkstattgruppen waren sich z.T. bekannt, z.T. unbekannt.

¹⁷⁰ Zudem waren damit auch zurückhaltende Teilnehmer (potenzielle ,Schweiger') schon zu Wort gekommen und konnten an Sicherheit gewinnen.

¹⁷¹ Bei dem Beispiel sind die soziodemographischen Angaben dem Sozialdatenbogen entnommen. Die Abkürzungen bedeuten: P=Partner, V=Vater, M=Mutter, GV/M=Großvater/-mutter. Die letzte Frage („Zur Kirche fällt mir als Erstes ein...“) wurde nachträglich ins ,warming-up' aufgenommen, nachdem wir die Erfahrung gemacht hatten, dass vielen Teilnehmern in Sachen Kirche etwas ,auf den Nägeln brannte', was sie gleich zu Beginn loswerden wollten.

<i>Beispiel für , Warming-up': Modernes Arbeitnehmermilieu (Auszug, insg. sechs Befragte, paraphrasierendes Transkript)</i>					
Person/ Zeit	in welchen privaten Verhältnissen lebe ich/ Soziodemographie	welche beruflichen Verhältnisse habe ich	was mache ich gern in meiner Freizeit	was beschäftigt mich im Moment am meisten	zu Kirche fällt mir als erstes ein
F. L. 0:11:58- 0:19:10	37 J., verheiratet, zwei Kinder (3 und 1); im Nov. Reihenhaus in L. gekauft, finanziell günstig, Whg. in der Stadt wurde zu klein Fachabitur, Erzieherin, Soz.-Päd P: Abitur, Architekt V: Hauptsch., Kraftfahrer M: Arbeiterin GV: Landwirt GM: Hausfrauen	Erzieherin- und Heilpädagogikaus- bildung, anschließend Studium Soz.päd., bis die Kinder kamen im Jugendamt gearbeitet, z.Zt. nicht in ihrem Beruf tätig, „ich hab so einen kleinen Bürojob, einfach, um aus meinem Familien-, Kindergewusel mal rauszukommen, und mal was anderes denken kann, muss“; möchte in ein bis zwei Jahren gern wieder arbeiten.	„zur Zeit bleibt eigentlich wenig Freizeit, oder es ver- mischt sich so, find ich“; geht z.Zt. gern raus, würde gern mehr reisen, „würde gern mehr lesen, fahre auch gern Fahrrad. Im Prinzip ist das, was ich jetzt als Freizeit emp- finde, mit 'ner Nachbarin zwei, dreimal die Woche lau- fen gehen, das find ich auch ganz schön, tut mir auch gut“;	spontan die Tochter, die im Moment sehr fordernd sei, „die ihre Grenzen sucht, die richtig aufmüpfig wird, die aber ganz einfach auch unruhig ist, wann sie endlich, endlich in den Kindergarten gehen darf“; der andere Punkt, der sie immer wieder sehr beschäftigt ist: „Mein Leben hier in L.“ [Neubausiedlung]; fühlte sich bislang nicht sehr glücklich; „es ist mir alles zu groß und zu voll...“; „ich kauf auch nicht gern in Kaufhäusern, das ist auch was Großes mit vielen Angeboten, wo es wuselig ist...“	Sei ein zweischneidiges Schwert; ist katholischen Glaubens, kath. verheira- tet, Kinder auch kath. getauft, aber viel in der evangelischen Kirche engagiert gewesen (Kinder-Go.di.); in der katho- lischen Gemeinde vor Ort fühle sie sich nicht wohl; „ich weiß manchmal nicht ganz genau, wo ich hingehöre, und ob ich mich überhaupt noch zur kath. Kir- che zählen kann. Ich hänge aber immer noch so'n bisschen am Katholischen, da merkt man halt, man ist damit groß geworden, man hat da ganz sentimenta- le Erinnerungen...“
F. N. 0:19:25- 0:25:45	fast 40 J. alt, verheiratet, zwei Kinder (7, 3); Eigen- heim mit Garten in L. Fachabitur, Gross-u. Einzelhandelskauffrau, Dipl. Verwaltungswirtin P: Abitur, Kripo-Beamter V: Hauptsch., Malermeis- ter; M: Hauptsch., Hausfrau GV: Arbeiter, Malermeis- ter; GM: Arbeiterin, Sekretärin	Verwal.w., Stud. FH für Verw.- u. Rechtspflege, 15 Jahre in öffentlicher Verwaltung (Bereich Personal u. Ausbildung); Erziehungsurlaub ha- ben beide Elternteile in Anspruch genommen, orientiert sich gerade um, demnächst Wiedereinstieg in berufliche Tätigkeit, „was ganz an- deres“, übernimmt Geschäftsleitung in einem Akreditierungsbüro, „und da bin ich auch schon ganz aufge- regt, was da auf mich zukommt“, hat während des Erziehungsurlaubs die Ausbildung in der Bezirksregierung betreut, „ich war nie ganz raus, in- mer nochmal so dran am Ball“, Er- ziehungsurlaub aus Überzeugung, war gern zu Haus,	früher sehr viel gereist, „ganz viele Fernreisen gemacht“; Ehemann hat Verwandte in Kanada, Australien u. New York, durch Kinder und Haus stark eingeschränkt, „jetzt ist es eher so, dass wir Deutsch- land mal erkunden, wenn wir auch mit dem Zelt“; liest sehr gern, begeistert englische Krimis, fährt gern Fahrrad, „ich gehe gern in den Garten, meine Hände in die Erde stecken und dreckige Finger- nägel kriegen, da hab ich mich richtig drauf gefreut“; singt im Chor.	die neue Arbeitsstelle, das von den anderen beschriebene „L-syndrom“ [neue Siedlung] hatte sie im Winter, „ich war schon fast depressiv, ich fand das furchtbar, diesen Matsch und diese Bagger, der Garten war nichts, immer nur dieser Dreck“, seit dem Frühjahr beginnt sie sich wohl zu fühlen.	„das, was allen dazu einfällt, dass man ein zwiespältiges Verhältnis dazu hat“; bis die Kinder kamen, überhaupt nichts mit Kirche am Hut, vielleicht mal Weihnachten hingegangen, „um in Stimmung zu kommen, und das war's“; durch die Kinder (Tochter war im evangelischen Kindergarten und Kin- derchor) engen Kontakt mit der sehr aktiven Kirchengemeinde bekommen; hofft, dass es in L. ähnlich wird, „dass sich so'n schöner Kreis, sich so zu- sammen findet“.

Um diesen Programmteil gleich zu Beginn in die gewünschte Richtung zu steuern, begann einer der Moderatoren mit der Vorstellung und lieferte damit praktisch die Vorgabe für die anderen. Damit sollte der Gefahr vorgebeugt werden, dass die Vorstellung zu knapp ausfiel. Es ging hier darum, etwas Persönliches von den Teilnehmern zu erfahren, was wichtig war für das Ziel der ergänzenden Milieueinschätzung und der ‚vertrauten‘ Atmosphäre.

7.3.2 Gruppendiskussion

Nach der Vorstellung wurde die Diskussion durch einen Grundreiz angeregt, mit dem in das Thema eingeführt wurde.¹⁷² Die Diskussion dauerte etwa eine Stunde, wurde je nach Situation aber auch verlängert, bis sie sich wirklich erschöpft hatte. Für das nachfolgende Programm musste dann improvisiert werden, um Zeit wieder einzusparen.

Grundreiz

In allen Veranstaltungen der Untersuchung kam der gleiche Grundreiz zum Einsatz (abgesehen von geringfügigen ‚Glättungen‘ in der Formulierung und Gestaltung). Das wird bekanntlich unterschiedlich gehandhabt. In der Untersuchung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955) war beispielsweise immer der gleiche Grundreiz verwendet worden (ebenso etwa in den Studien von Meuser 1998, Behnke 1997, Loos 1999), in der großen Studie zur Erwachsenenbildung von Strzelewicz u.a. (1973 [1966]) war der Grundreiz je nach Diskussionsgruppe variiert worden.

Die Entscheidung darüber muss vor dem Hintergrund der Fragestellung getroffen werden. Bei unserer Studie stand im Mittelpunkt, das Verhältnis der Milieus zur Kirche zu explorieren, also die Klassifikationsschemata aufzudecken, hinter denen sich die spezifischen Erwartungen, Motive, Bar-

¹⁷² Es handelte sich um einen kurzen Textausschnitt aus einem Aufsatz des Religionssoziologen Micheal N. Ebertz (1996), in dem sehr pointiert einige aktuelle Probleme der Kirche benannt werden (siehe unten).

rieren usw. verbergen. Insofern muss der Grundreiz darauf zielen, die Akteure in der ihnen angemessenen Weise dazu zum Sprechen zu bringen. Der ausgewählte Stimulus eignete sich in dieser Studie deshalb für alle Gruppen, weil darin ganz unterschiedliche Phänomene genannt werden, die das Bindungsproblem der Kirche ausmachen (Kirchenaustritte, Christ sein ohne Kirche, geringe Zustimmung zu religiösen Glaubensfragen, hohe Bedeutung der Rituale, große Distanz der jungen Leute usw.). Insofern sahen wir die Möglichkeit, dass jede Diskussionsgruppe ‚ihr‘ Problem mit der Kirche in dem kurzen Text wiederfinden würde. Die dramatisierende Frage am Schluss hat zudem auffordernden Charakter.

Projekt ‚Kirche und Milieu‘ -,Gruppenwerkstatt‘:

Grundreiz zur Gruppendiskussion¹⁷³

„Kirche: nein!“ - „Religion: Ja!“

... sagen heute viele Leute, obwohl in Westdeutschland die meisten von ihnen Mitglieder der beiden großen christlichen Kirchen sind.

Man könne auch ohne Kirche Christ sein, meint inzwischen eine deutliche Mehrheit auch der Kirchenmitglieder, sonntags morgens zum Beispiel beim Spaziergang im Wald beten und Gott begegnen; woraufhin die Geistlichen der beiden Kirchen zu entgegenen neigen, dass man sich dann auch - bitte schön - vom Förster beerdigen lassen möge.

Besonders jüngere Leute scheinen heute zunehmend auf Distanz zur Kirche zu gehen. In der letzten kirchlichen Umfrage gab mehr als ein Drittel von ihnen an: „*Ich bin Mitglied der Kirche, weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte*“.

Ist die Kirche eine Kirche der Toten, nicht der Lebendigen - eine Kirche der Gestrigen, nicht der Heutigen, eine Kirche der Vergangenheit, nicht der Zukunft?

Diskussionsverlauf und Moderation

Mit der Diskussion sollte nicht nur das Thema ‚Kirche‘, sondern das gesamte Themenspektrum ‚Kirche und Religion‘ geöffnet werden. Erst im weiteren Verlauf wurde der Fokus immer stärker auf ‚Kirche‘ gerichtet.

¹⁷³ Leicht verändert übernommen aus Ebertz 1996.

Zwar war ein Diskussionsleitfaden mit verschiedenen Themen und Reizargumenten konzipiert worden, allerdings wurde die Diskussion sehr zurückhaltend moderiert.¹⁷⁴ Den Teilnehmern sollte Gelegenheit gegeben werden, selbst Schwerpunkte zu setzen und ‚ihr‘ Thema zu finden. Es zeigte sich tatsächlich, dass der gleiche Grundreiz unterschiedliche Diskussionsverläufe und -schwerpunktsetzungen auslöste. Bezogen auf die schließlich entwickelte Typologie zeigte sich:

- ♦ für die ‚Humanisten‘ standen *geistige Toleranz* und *Kritik an Kirchenpolitik* im Mittelpunkt
- ♦ für die ‚Idealisten‘ *geistige Toleranz* und *Abgrenzung* gegen über Praktiken einfacher Leute
- ♦ für die ‚Traditionellen Kirchenchristen‘ die *rituelle Stabilisierung*
- ♦ für die ‚Modernen Kirchenchristen‘ der Wunsch nach *gemäßigter Modernität* und *Familienfreundlichkeit*
- ♦ für die ‚Anspruchsvollen‘ das *zwiespältige Verhältnis*, das Reiben an einer *autoritären (Männer-) Kirche*
- ♦ für die ‚Nüchtern Pragmatischen‘ die *Passageriten* und eine *nüchterne Distanz*
- ♦ für die ‚Alltagschristen‘ *Taten statt Worte* und eine *weltliche Kirche*
- ♦ für die ‚Rebellen‘ der *fehlende Zugang* und die *Verschlüsselung*

Die Frage des Moderationsstils ist bekanntlich häufig Thema in der Methodendebatte zur Gruppendiskussion. Es gibt dafür keine einheitliche Lösung oder, wie Lamnek (1998, S. 129) schreibt, „Patentrezepte für das optimal-

¹⁷⁴ Es gab nur einige Punkte, die im Laufe der Diskussion auf jeden Fall angesprochen werden sollten (z.B. sollte exploriert werden, welches Verständnis von Religion die Gruppe hat; die Frage, was die Kirche denn eigentlich falsch mache angesichts dessen, dass sie an Zulauf einbüße, wurde immer dann gestellt, wenn die Diskussion zu sehr abschweifte und dieses zentrale Problem aus dem Blick geriet).

funktionale Verhalten". Kategorien wie ‚direktiv‘ - ‚nondirektiv‘ markieren dabei eher Pole, zwischen denen sich die Diskussionsleitung bewegen muss (vgl. ebd.).

Flick (vgl. 1995, S. 135) unterscheidet drei Formen der Leitung: die *formale Leitung* beschränkt sich auf das Führen einer Rednerliste u.ä., die *thematische Steuerung* bringt bewusst bestimmte Themen ein bzw. vertieft diese, bei der *Steuerung der Dynamik* wird darüber hinaus der Gruppenprozess in geeigneter Weise stimuliert. Der Verlauf einer Gruppendiskussion kann es erforderlich machen, dass der Moderator je nach Situation auf alle drei Formen zurückgreifen muss.

Da uns daran lag, dass die Gruppe in der Diskussion zunächst selbst ihr Thema bestimmt, hielten wir uns anfangs bei der Moderierung zurück (eher ‚formale Leitung‘). Erst im Laufe der Diskussion wurden zunehmend auch bestimmte Aspekte zur Vertiefung aufgegriffen und gegen Ende auch Themen eingebracht, die bisher nicht angesprochen waren, die wir aber explorieren wollten (thematische Steuerung). Dabei wurden bisweilen auch Teilnehmer direkt angesprochen, die sich bisher wenig an der Diskussion beteiligt hatten (Steuerung der Dynamik).

Wichtig für die Moderation ist das Beachten des Gruppenprozesses, für den die nötige Sensibilität entwickelt werden muss. Bei Spöhring (1989, S. 224) z.B. heißt es, ein Moderator „muss alle Anforderungen erfüllen, die an einen qualitativen Interviewer zu stellen sind, und darüber hinaus besonderes Geschick im Umgang mit sozialen Gruppen aufweisen“. Da der Gruppenprozess nicht vorhersehbar ist und man mit „unangenehmen oder unerwarteten Wendungen“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 55) rechnen muss, sind vor allem Flexibilität und ein Gespür für die Situation gefragt.¹⁷⁵

¹⁷⁵ Für die Schulung des Moderationsstils und die Reflexion des Moderationsverhaltens war die Betrachtung des Videobandes hilfreich. Als sehr sinnvoll erwies sich die Durchführung mit einer Co-Moderation - einerseits, um sich unterstützen und abwechseln zu können, andererseits, um sich ein gegenseitiges Feedback geben zu können.

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

Einstieg in die Gruppendiskussion: Drei Beispiele anhand von Protokollen

„Alltagschristen“ (Traditionelles und Leistungsorientiertes Arbeitnehmermilieu)

Hauptmotto: Handeln

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes	R. [selbst	1:06:40
R.	aus eigener Erfahrung und Bekanntenkreis sehr verbreitet: „ich geh’ sonntags morgens in Wald in die Natur, und bin da Gott näher und brauch nicht in die Kirche zu gehen“; „das begegnet einem sehr sehr oft“; kein Zeichen von Ungläubigkeit; betont Unterschied Glaube und Gottesdienstbesuch; „man kann Gott zu anderen Zeiten und Gelegenheiten besuchen, und nicht am Sonntag um viertel nach zehn“;	Förster] möchte schon eingreifen, als im Text der	1:07:50
Lo.	„wenn sonntags morgens so’n schönes Wetter ist wie heute, denn setz’ ich mich morgens um sechs auf mein Fahrrad und fahr raus und genieße die Natur, die Schöpfung und dann geh’ ich in mich und hab’ meine Ruhe damit“; „da kann man dermaßen abschalten und über Probleme nachdenken...“; war vor kurzem im Gottesdienst überrascht, dass ca. 40 bis 50 Leute da waren; hätte mit noch weniger gerechnet;	Förster erwähnt wird; allg. Zustimmung	1:09:30
Li.	bestätigt Lo.; in der Natur kann man die Kirche erleben; „es zeichnet nicht unbedingt einen Christen aus, dass er jeden Tag oder jeden Sonntag in der Kirche sitzt und während der anderen sechs Tage in der Woche nicht danach lebt“;	breite Zustimmung	1:10:55
K.	stimmt ausdrücklich zu; „wenn ich sonntags in die Kirche gehe und montags meinen Kunden da übers Ohr haue“; betont das Handeln: „Wenn ich immer ordentlich abrechne und so, dann hab’ ich doch auch irgendwas Ordentliches getan. Wenn alle Leute so wären, dann wär’s doch prima“;	Heiterkeit und Zustimmung	

„Anspruchsvolle“ (Modernes Arbeitnehmermilieu)

Hauptmotto: Selbstbestimmung, Kritik an ‚veralteter Männerkirche‘

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes. Frage: „Finden Sie sich in diesem Text wieder, oder sind Sie ganz anderer Meinung?“		40:44;
F.	„Ja, absolut, wobei ich nicht mal die Schwierigkeiten hätte, mich vom Förster beerdigen zu lassen, weil ich denke mal, dieses ‚Kirche nein, Religion ja‘, das ist genau das Problem, was so viele ebend haben. Die Institution Kirche, da hat man doch unheimlich viel dran zu kritisieren. Da ist doch unwahrscheinlich viel so alt, so noch im Mittelalter stehen geblieben, find’ ich. Und ich denke auch, wenn ich Gott begegnen will, dann tu ich das nicht unbedingt in der Kirche. In der Kirche acht’ ich mehr darauf, dass meine Kinder still sind, und äh, wenn ich dem Gott begegnen möchte, den ich mir so vorstelle, dann mach ich das eher in der Stille, als in der Kirche.“	nickt heftig F. S. schmunzelt	25
M1	„Sie haben auch so genickt F. K.“		40:45;
F. K.	„Ja, also das trifft für mich auch, wenn ich’s hätte so ausdrücken können, hätt’ ich’s so aufgeschrieben. Wobei, womit ich nicht übereinstimme ist: Ich bin Mitglied der Kirche, weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte. Also das seh’ ich so wie F. N. Mich kann auch der Förster beerdigen, das ist auch okay, das macht nichts, wenn er’n paar nette Worte findet (lächelnd) für meine Angehörigen. Ich weiß gar nicht genau, objektiv weiß ich gar nicht mehr, warum ich Mitglied der Kirche bin. Ich glaube, ich bin es aus so’nem Über-Ich heraus, was so meine Oma ist, die mich ganz kirchlich erzogen hat. Ich war auch sehr aktiv in der Kirche als Kind, als Jugendliche. Als Konfirmandin war ich die, die am meisten in der Kirche war. Da gab’s ein Buch vom Pastor mit Widmung. Hab auch Kinder-Gottesdienst gemacht und sowas. Ich glaub’ das ist so’ne Gewissensfrage, aus sowas tritt man doch nicht aus, das schickt sich nicht. Ich finde, wenn ich ganz ehrlich bin, gar nicht so viel Gründe. Ich kann an Gott glauben auch ohne der Kirche anzugehören, ne. Religion heißt nicht gleich Kirchensteuer bezahlen, gleich Mitglied in dem Verein zu sein. Und Kirche, da fällt mir jetzt so ein, obwohl ja sehr viel Frauen jetzt mittlerweile aktiv werden, und ich nette, weltoffene Pastoren getroffen habe, mittlerweile. Aber ich sehe da ganz viele schwarz gekleidete Herren in Anzügen, feinen Zwirn mit Aktenköfferchen, die moralischer sind als die Moral selbst...“	hebt die Arme dabei nach oben Lachen, Stolz ausdrückend	09

„Humanisten“ (Liberal-Intellektuelles Milieu)
Hauptmotto: Reflektieren, Kritik an Kirchenpolitik, Toleranz

Spr.	Text	Meta-Ebene	Zeit
M1	Verlesen des Grundreizes		25:00
H.K.	„Wir reden hier alle ganz selbstverständlich von Kirche und nehmen vielleicht an, dass wir alle in irgendeiner Weise das Gleiche meinen. Äh, da bin ich mir gar nicht so sicher, weil bei mir also zwei Einschätzungen ziemlich weit auseinandergehen. Ich würde also gerne, n Unterschied machen zwischen Kirche, wie sie sich bei uns also hier in Niedersachsen als Landeskirche gibt mit Verlautbarungen aller möglichen Art, häufig auch unmöglichen Art, und also Kirche wie ich sie praktisch und täglich erleben kann hier im Gemeindeleben. Und diese beiden Dinge laufen für mich in meiner Einschätzung also keineswegs immer parallel. Ich hab' in der persönlich erfahrenen Kirche andere Erfahrungen gemacht als mit dem, was die Amtskirche manchmal von sich gibt. Und ich weiß nicht, ob man das so ohne weiteres in einen Pott schmeißen kann, wenn wir jetzt hier über Kirche reden. Was meinen Sie, meinen Sie die Kirche, wie wir sie hier in M. erleben, oder wollen Sie unsere Stellungnahme zur Kirche auch anders wissen?“		27:10
M1	Das ist ja beides für uns interessant. Gerade wenn Sie sagen, dass Sie äh bei der Amtskirche, also das hört sich ja ziemlich distanziert an, was Sie da sagen. Vielleicht können Sie mal sagen, was meinen Sie denn da?		
H.K.	„Ja, Amtskirche äußert sich ja häufig zu allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen und das sind häufig Meinungen, die ich nicht teile. Man hat auch wenig Einfluß drauf, wie eben diese Amts- und Würdenträger da installiert werden. Die sind dann auf einmal da und geben diese Sachen von sich. Und das ging also ziemlich früh schon los mit Kommentaren oder auch Nicht-Kommentaren zu allgemeinen gesellschaftlichen Sachen wie seinerzeit Raketenstationierungen oder sonst. Jetzt gibt es Probleme also mit gleichgeschlechtlichen Paaren, Pastoren, die so etwas sind und es vielleicht nicht werden können. Alles Sachen, die allgemein gesellschaftlich interessant sind und wo die Kirche dann häufig Positionen bezieht, mit denen ich nicht immer einverstanden bin.“		
	„Also das bezieht sich eher auf so politische äh, so den politischen Bereich.“		
	„Ja ja, auf solche Sachen.“		
M1	„Ja ähm, meinen Sie dann, um das aufzunehmen, was ist denn Ihre Einschätzung, warum hat die Kirche Probleme? Meinen Sie, dass das vielen so geht wie Ihnen?“		
H.K.			
M1	Also ich würde ihn in der Beziehung unterstützen. ...		
F.P.			
		Pause	29:00

Die drei ausgewählten Protokollbeispiele zeigen, wie die Gruppen gleich zu Beginn unterschiedlich auf den Grundreiz einsteigen (M1 = Moderator; beim ersten Beispiel handelt es sich um ein paraphrasierendes Transkript, Unterstreichungen kennzeichnen Betonungen).

Die Teilnehmer (allesamt Männer) aus dem Traditionellen und Leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieu (zwischen 40 und 60 Jahre alt, in handwerklich-praktischen Berufen, in Vereinen am Ort aktiv, verheiratet und Familie) betonen entsprechend ihrer Mentalität ein Verständnis von Christ-Sein, das sich im Handeln in der Welt, also praktisch, ausdrückt. Zwischen Wort und Tat muss eine Einheit bestehen.

Weltlich orientiert sind auch die Teilnehmerinnen (überwiegend Frauen) aus dem Modernen Arbeitnehmersmilieu (alle sind zwischen 30 und 40 Jahre alt, in qualifizierten technischen und sozialen Berufen tätig, verheiratet und kleine Kinder, zur Zeit nicht voll

berufstätig). Selbstbewusst drücken sie aber gleich zu Beginn aus, dass sie ihre eigenen Vorstellungen von ethischer Lebensführung haben, für die sie nicht unbedingt den Segen der Kirche brauchen. Die ‚Männer in Schwarz‘ sind eher ein ‚rotes Tuch‘, in der Kritik an der ‚moralischen Moral‘ deutet sich schon eine Reibfläche an, die im weiteren sehr wichtig wurde, nämlich der bisweilen heftigen Kritik an einer autoritär von außen vertretenen moralischen Messlatte für das Handeln der Menschen.

Für die Teilnehmenden (Männer und Frauen) aus dem Liberal-Intellektuellen Milieu (zwischen 35 und 50 alt, überwiegend in pädagogischen, sozial-medizinischen und Bildungsberufen tätig, verheiratet, ausgeprägte kulturelle Interessen) ist typisch, gleich zu Beginn über die ‚Aufgabenstellung‘ der Moderatoren zu reflektieren. In der Unterscheidung ‚Kirchengemeinde - Amtskirche‘ drückt sich bereits der ‚basisdemokratische‘ Anspruch nach Mitgestalten und Mitbestimmen-Wollen aus, für den man in der ‚Amtskirche‘ keine Umsetzungsmöglichkeit sieht. Inhaltlich kommt schon der Toleranzgedanke zum Vorschein, denn gefordert wird ein anderer Umgang mit gleichgeschlechtlichen Paaren.¹⁷⁶

Dazu noch zwei Beispiele aus der Studie: Die (ausschließlich männlichen) Teilnehmer der Werkstattgruppe aus dem Leistungsorientierten und dem Traditionellen Arbeitnehmermilieu, die später den Typus der ‚Alltagschristen‘ bildeten, waren, wie sich am Rande herausstellte, ehrenamtlich in verschiedenen politischen bzw. Verbandsorganen auf lokaler Ebene engagiert. Während die Diskussion zunehmend lebhafter wurde und sich die Teilnehmer dabei gegenseitig ins Wort fielen, wurde dem Moderator nonverbal signalisiert, auf das Einhalten einer Rednerliste zu achten. Dabei wurde offensichtlich, dass man vom Diskussionsleiter erwartete, für das Einhalten einer geordneten ‚Diskussionskultur‘ nach dem Vorbild etwa des Gemeinderates zu sorgen. Obwohl eine solche formale Leitung der Dynamik der Diskussion nicht immer angemessen ist, schien sie an dieser Stelle angebracht, um den bestehenden Erwartungen der Teilnehmer an die Diskussionsleitung Rechnung zu tragen.

Eine ganz andere Herausforderung bot eine Diskussion mit Jugendlichen zwischen 13 und 17 Jahren (später Typus ‚Scheinbare Rebellen‘). Sie fand im Gruppenraum eines kommunalen Jugendzentrums statt. Direkt nach der

¹⁷⁶ Die ausführlichen Profile befinden sich in Vögele u.a. 2002.

Vorstellungsrunde begann eine vehemente Diskussion zum Thema, ohne dass der Grundreiz vorgelesen worden war. Situativ entschieden wir uns dafür, es dabei zu belassen und in die lebhafteste Diskussion nicht durch das nachträgliche Verlesen des Grundreizes intervenierend einzugreifen. Auch im weiteren Verlauf kam es häufig zu kleinen oder großen ‚Störungen‘ bzw. Abweichungen von einer ‚disziplinierten Diskussionskultur‘ (lautes Durcheinanderreden, vereinzelter Verlassen des Raumes zum Rauchen, kurze ‚Besuche‘ von anderen Gästen des Jugendzentrums usw.), so dass die Moderation ständig die Balance wahren musste, einerseits die alltagsnahe Kommunikation zuzulassen, andererseits die Gruppenwerkstatt entsprechend der Forschungsfragen strukturiert durchzuführen. In der späteren Auswertung erwies sich diese Veranstaltung als sehr fruchtbar; was teilweise ‚chaotisch‘ gewirkt hatte, entpuppte sich im Nachhinein als eine jugendtypische Art, sich dem Thema Kirche zu nähern (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 251 ff.).

7.3.3 Vertiefung/Ergänzung

An dieser Stelle wäre nach dem herkömmlichen Konzept die Gruppendiskussion beendet worden. Unser Programm sah hier den Übergang zu einer anderen Arbeitsform vor. Die Teilnehmer wurden aufgefordert, zu drei Fragen Kritik, Wünsche und Zufriedenheit an der Kirche schlagwortartig auf Metaplankärtchen zu schreiben. Vorgesehen war, dass die Teilnehmer diese Kärtchen an den Metaplanwänden anbrachten und kurz erläuterten.¹⁷⁷ Diesen Teil hatten wir ‚Vertiefung‘ genannt. Waren ‚warming-up‘ und die vor-

¹⁷⁷ Um die Möglichkeit zu haben, die Kärtchen während der Auswertung wieder den ‚Absendern‘ zuzuordnen zu können, baten wir zusätzlich darum, die Initialen dazu zu schreiben.

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

angegangene Diskussion länger geworden als vorgesehen, musste hier gekürzt werden.¹⁷⁸ Diese verkürzte Form nannten wir ‚Ergänzung‘.

Beispiel für Metaplanwand: „Humanisten“ - Plädoyer für die Stärkung der Gemeinde

Was sollte die Kirche Neues machen?	Was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?	Was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
Die Basis mehr zur Kenntnis nehmen und wenn Hilfe nötig, auch gewähren	Kein Versetzen von Pastoren gegen den Willen der Gemeinde	Gelder für die Arbeit vor Ort in den Gemeinden zur Verfügung stellen
Mehr Entscheidungsbefugnis für die Basis	Pastoren/ Pastorinnen mit privaten Problemen zwangsversetzen	Den Personalbestand in den Gemeinden
„ Demokratie “ von unten	PastorInnen vertreiben	Sozio-kulturelle Aufgaben übernehmen (z.B. Kindergärten, Altenbetreuung)
Ein Ohr für die Basis	Selbstherrlichkeit	„Das“ natürliche Zentrum eines Ortschafts sein
Mehr auf die Basis hören	Selbstzweck	Alte Kirchen erhalten
Die Landeskirche sollte sich der Basis mehr öffnen, mehr Demokratie wagen und den einzelnen Gemeinden mehr Mitbestimmung einräumen	Die Landeskirche sollte den Institutionscharakter aufgeben und aufhören, die sozialen Bereiche zu beschneiden	
Verwaltungsapparat kürzen und auf Effektivität prüfen	Sie sollte aufhören, zu moralisieren.	
Verwaltung/Finanzierung	Finanzverwaltung sollte den Gemeinden übergeben werden (mehr Selbstbestimmung)	
Sich gesellschaftlich bemerkbar machen	Waffen segnen	
Entwicklungen der Gesellschaft aufnehmen		
Neue gesellschaftliche Strömungen eher aufnehmen		
Stärker auf Ausländer in Deutschland zugehen (unabhängig von deren Konfession)		

¹⁷⁸ Wir ließen dann vor der Pause nur die Kärtchen anbringen und nutzten die Pause dazu, sich einen Überblick über das Themenspektrum zu verschaffen und entsprechend zu sortieren. Nach der Pause wurden die Kärtchen inhaltlich von den Moderatoren zusammengefasst und kurz zur Diskussion gestellt (etwa in dem Sinne: „Haben wir Sie da richtig zugeordnet?“). Dabei wurden alle Karten noch einmal vorgelesen.

Beispiel für Metaplanwand:
„Die Alltagschristen“ - Kirche und Pastoren auf die Leute zugehen

was sollte die Kirche Neues machen?	was sollte die Kirche auf keinen Fall mehr machen?	was sollte die Kirche weiter machen wie bisher?
<i>Noch stärker auf Leute zugehen</i>	<i>Im alten Trott weiterfahren</i>	<i>Kindergärten</i>
<i>Sich mit den Bürgern mehr unterhalten</i>	<i>Im alten Trott weitermachen</i>	<i>Arbeit mit Kindern</i>
<i>Sich mehr um die Gemeindemitglieder kümmern</i>	<i>Auf die Bibel verlassen</i>	<i>Soziales Engagement</i>
<i>Noch mehr auf die Menschen zugehen</i>	<i>Nicht nur beten</i>	<i>Nicht nur auf der Kanzel, sondern im täglichen Leben</i>
<i>Mehr auf die Gläubigen zugehen</i>	<i>Sollte die Politik außen lassen</i>	<i>Kirchenbesitz</i>
<i>Den Dialog suchen</i>	<i>Einseitiges Verhalten gegenüber gesellschaftlichen Gruppen oder politischen Richtungen</i>	<i>Die Bibel nach wie vor als Grundlage benutzen</i>
<i>Nicht warten, selber ansprechen</i>	<i>Sich aus der Politik raushalten</i>	
<i>Gottesdienst öffnen</i>	<i>Stellenkürzungen</i>	
<i>Veränderung der Gottesdienste</i>		
<i>Erneuerung der Gottesdienste</i>		
<i>Flexibler werden</i>		
<i>Neuen Sprachschatz, nicht nur Altes übersetzen</i>		
<i>Pastorenauswahl</i>		
<i>Zeugnisse verwenden</i>		

Die Arbeit mit der Metaplantechnik gehört seit geraumer Zeit bereits zum gängigen Repertoire der Gruppenmoderation, ist aber im Diskurs zum Gruppendiskussionsverfahren bisher aber kaum thematisiert worden. Eingesetzt wird sie, um die Teilnehmer einer Gruppe stärker zu aktivieren und zu beteiligen. Für die Gruppendiskussion liegt ein weiterer Vorteil darin, dass durch die körperliche Aktivität der Teilnehmer (Schreiben, Aufstehen, zur

Tafel gehen, Anpinnen und Präsentieren der Karten) eventuelle ‚Verkrampfungen‘ gelockert werden können. Davon abgesehen kann zum Teil besser zum Ausdruck kommen, was in der Gruppe zum Thema ‚in den Köpfen‘ ist und durch den Grundreiz nicht hervorgebracht wurde. Möglich ist auch der Einsatz der Methode als assoziative Kartenabfrage, wie wir das in der Studie zum Bildungsurlaub teilweise gemacht haben.

Mit dieser Arbeitsform hatten wir mehrere Dinge im Blick. *Zum einen* sollten die Teilnehmer nach der offenen Diskussion noch einmal allein und reflektierter über das Thema nachdenken. Insofern wurde auf diese Weise verstärkt die kognitive Ebene des Habitus angesprochen. Ausdrücklich wurden sie aufgefordert, ob in der Diskussion alles gesagt wurde, was sie als wichtig für das Thema ansahen. Damit wurde darauf gezielt, das durch den eigendynamischen Diskussionsverlauf eventuell begrenzte Themenspektrum nun zu erweitern, indem Themen ins Spiel gebracht wurden, die bisher im Hintergrund gestanden hatten. Jedes Kärtchen konnte zudem wieder der Stimulus für weitere Diskurse sein, indem die Teilnehmer gegenseitig auf die Karten und Impulse reagierten. *Zum anderen* kamen nun dadurch, dass jeder Teilnehmer seine Karten selbst erläutern sollte, auch diejenigen zu Wort, die während der Diskussion, aus welchen Gründen auch immer, zurückhaltender gewesen waren.¹⁷⁹

Schließlich wurden die Antwortkarten gemeinsam betrachtet und im Hinblick auf sich abzeichnende Themenbereiche verdichtet. Wünsche und Kritik bezogen sich häufig auf die gleichen Bereiche (zum Beispiel Wunsch nach ‚mehr Toleranz‘ und Kritik an ‚kirchlichen Dogmen‘). Es ergab sich dadurch ein Gesamtbild von Kritik, Zustimmung und Zufriedenheit mit der Kirche, das eine Art Gruppenkonsens bildete. Mit der Vorgabe, sich auf

¹⁷⁹ In der Gruppe mit den Jugendlichen zum Beispiel war deutlich zu bemerken, wie sich einige dadurch, dass sie vor den anderen standen um ihre Karten zu präsentieren, regelrecht aufgewertet fühlten. Sie ‚genossen‘ geradezu ihren Auftritt vor der Gruppe und die ihnen entgegengebrachte Aufmerksamkeit.

Karten zu diesen drei Fragen zu äußern, zielten wir demnach darauf, zu einer Bündelung von Kritik und Wünschen zu kommen.¹⁸⁰

Es zeigte sich zudem, dass in nahezu jeder Veranstaltung durch diese Metaplaneinheit *zusätzliche Aspekte* thematisiert wurden, die während der Gruppendiskussion vorher keine oder kaum eine Rolle gespielt hatten.

Anhand von zwei Beispielen kann das verdeutlicht werden. Bei den ‚Humanisten‘ kam zusätzlich zum Toleranzgedanken und der Kritik an der Kirchenpolitik die Forderung nach Stärkung der Gemeindestrukturen hinzu („Basis“). Das Bild wurde dadurch abgerundet: Der offiziellen Kirchenpolitik („Amtskirche“), die als ‚dogmatisch‘, ‚intolerant‘, ‚politisch einseitig‘ kritisiert wird, wird entgegengesetzt, die Vorstellungen einer ‚toleranten Kirche‘ durch Stärkung der gemeindlichen Strukturen ‚basisdemokratisch‘ zu verwirklichen (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 151 ff.).

Bei den ‚Alltagschristen‘ wurde neben der Forderung ‚Taten statt Worte‘ und dem Wunsch nach ‚weltlicher Kirche‘ der Aspekt hervorgehoben, dass die Kirche (besonders die Pastoren) ‚auf die Leute zugehen‘ solle. ‚Weltliche Kirche‘ heißt für die Gruppe also, dass sie sich nicht nur öffnet für die Welt, sondern selbst aktiv in die Welt *geht*. Dieser Aspekt hat wesentlich zum Gesamtverständnis dieses Typus beigetragen: Indem die Kirche sich auf die Welt der ‚christlichen Nicht-Kirchgänger‘ zubewegt, fühlen diese sich in ihrer weltlichen Auslegung des Christ-Seins anerkannt (vgl. Vögele u.a. 2002, S. 183 ff.).

¹⁸⁰ Auch der Bereich ‚Zufriedenheit‘ („was sollte die Kirche weiter machen, wie bisher?“) erwies sich dabei als wertvoll. Häufig kommen in der Diskussion vor allem die Themen zur Sprache, die emotional aufgeladen sind, an denen sich Kritik und Wünsche entzünden. Wir zielten hier darauf, eine mögliche ‚stillschweigende Zustimmung‘ zu manchen Teilbereichen zu entdecken, die in der ‚hitzigen‘ Debatte nicht zum Ausdruck kommen konnte, aber einen Zugang zur Kirche bedeuten kann. Sehr häufig wurde in dieser Spalte die Diakonie, das soziale Engagement der Kirche, gelobt.

Dieser Teil der Erhebung musste außerdem in geeigneter Weise zur Collagenarbeit überleiten. Mit den drei vorgegebenen Fragen führten wir die Teilnehmer dabei schon innerlich zum Thema der Collage hin.¹⁸¹ Indem sie sich mit negativer und positiver Kritik und Wünschen an und für die Kirche beschäftigten, entwarfen sie gedanklich bereits ihre Zukunftsvorstellung von der Kirche. Diese ‚aktualisierten‘ wir dann nach der Pause, indem wir sie zu einer Visualisierung aufforderten.

7.3.4 Pause

Die ca. 20minütige Pause war für die Teilnehmenden eine Möglichkeit für zwanglose weitere Gespräche und, sofern sie sich nicht bereits kannten, des besseren Kennenlernens sowie des Vertiefens in das Thema (auch das Moderatorenteam beteiligte sich zeitweise an diesen Pausengesprächen). Für die anschließende Collagenarbeit war diese weitere Auflockerung der Atmosphäre wichtig.

Für das Moderatorenteam bot die Pause zudem die Möglichkeit, die bisherige Diskussion zu bilanzieren. Gemeinsam wurden die wichtigsten Themen und Schwerpunkte zusammengefasst und der Gesamteindruck reflektiert. Dies wurde der Gruppe nach der Pause kurz zurückgespiegelt. War die Metaplaneinheit aus Zeitgründen verkürzt worden, wurden nun die Karten betrachtet, zu Themenblöcken ‚geklumpt‘ und nach der Pause zur Diskussion gestellt.

Außerdem diente die Pause dazu, die folgende Collagenarbeit vorzubereiten. Zu planen war jeweils die Zusammensetzung der beiden kleineren Gruppen, die die Collagen gestalten sollten.

Überlegt wurde, welche Teilnehmenden nach den Eindrücken der Diskussion gut zusammenpassen könnte und wer nicht. Allerdings wollten wir bei der

¹⁸¹ Die Teilnehmer wussten zu diesem Zeitpunkt weder von der Collagenarbeit noch vom genauen Thema des Programms nach der Pause (siehe unten).

Gruppenbildung auch keine Widerstände bei den Teilnehmern durch zu direktive Vorgaben hervorrufen. Wir mussten ohnehin von Hemmschwellen bei der Collagenarbeit ausgehen, die wir nicht noch verstärken wollten. In der Praxis kamen dann drei Modelle der Kleingruppenbildung zur Anwendung: (1) die Teilnehmer finden sich selbst nach persönlichem Geschmack (2) Vorschlag der Zusammenstellung nach Geschlecht (3) Vorschlag, die Gruppen durch einfaches Teilen der Großgruppe nach der Sitzanordnung zu bilden.

7.3.5 Collage: „Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche“

Aufgabe

Die Teilnehmer sollten nun in zwei kleineren Gruppen eine Collage zu dem vorgegebenen Thema herstellen.¹⁸² Als Material stand ein Repertoire von etwa 50-70 Zeitschriften zur Verfügung, die das Genrespektrum weitgehend abdeckten.¹⁸³ Möglich war auch das Verwenden von Stiften, um Dinge hervorheben oder etwas dazu schreiben zu können. Die Collagen wurden auf große Wandzeitungen geklebt und nebeneinander aufgehängt. Anschließend wurde jede Gruppe aufgefordert, ihre Collage vorzustellen. Dabei bestand für die Moderatoren ebenso wie für die anderen Teilnehmer ausreichend Gelegenheit zur Nachfrage, wenn die Bedeutung einzelner Elemente oder der Arbeit insgesamt noch nicht klar war. Die Präsentationen gingen über in eine Abschlussdiskussion, bei der die Kleingruppen auch gegenseitig zu den Collagen Stellung nehmen konnten. Exploriert wurde nun auch noch, wie die Teilnehmer die Möglichkeit der Verwirklichung ihrer Zukunftsvision einschätzten.

¹⁸² Wir hielten für die Bearbeitung des Themas in dieser Form die Bildung kleinerer Gruppen für angemessener. Im Idealfall bestand jede Kleingruppe aus vier Teilnehmern; bestand die Werkstattgruppe insgesamt aus weniger als sechs Teilnehmern (was dreimal der Fall war), so ließen wir nur eine Collage herstellen.

¹⁸³ Hier ist darauf zu achten, immer das gleiche Repertoire bereit zu halten.

Verlauf

Das Vorstellen der Collagenaufgabe war insofern immer mit Spannung verbunden, da nicht genau eingeschätzt werden konnte, wie die Teilnehmergruppe darauf reagieren würde.¹⁸⁴ Da von Hemmschwellen gegenüber einer solchen Arbeitsform auszugehen war, hatten wir diesen Teil bei der Vorstellung des Programms zu Beginn der Veranstaltung nur vage mit ‚Kirche der Zukunft‘ umschrieben; erläuternd war hinzugefügt worden, dass man sich dann dem Thema auf eine etwas andere Art nähern wollte. Gerade zu Beginn sollten etwaige Vorbehalte nicht durch vermeintlich ‚suspekte‘ Methoden verstärkt werden; vielmehr sollten die Teilnehmer durch die zunehmende Intensität der Themenbearbeitung behutsam an diesen Teil herangeführt und dadurch eine mögliche ‚Scheu‘ vor einer solchen vertiefenden Arbeitsform abgebaut werden.

Die erste Reaktion auf das Vorstellen der Aufgabe war recht unterschiedlich. Häufig gab es zuerst eine kleine Pause, in der bisweilen ‚ungläubiges Staunen‘ oder ‚eisiges Schweigen‘ herrschte. Jüngeren Leuten schien diese Form schon eher vertraut zu sein; Frauen standen der Aufgabe generell aufgeschlossener gegenüber als Männer, bei denen offenbar eine gewisse Skepsis gegenüber dieser Arbeitsform bestand. Artikuliert wurde das aber kaum. So waren es zumeist die Frauen, die sich ans Werk machten und die anderen dadurch mitzogen.¹⁸⁵

¹⁸⁴ Die Überleitung sah etwa folgendermaßen aus: „Es ging ja bisher eher darum, wie die Kirche heute ist, wo Sie die Probleme sehen und was Sie sich erwarten. Da wollen wir jetzt ansetzen. Wir haben ja angekündigt, dass es nach der Pause um die Kirche der Zukunft gehen soll. Wir möchten Sie jetzt auffordern, einmal ein Bild der Kirche der Zukunft zu entwerfen. Und das mit dem Bild meinen wir ganz wörtlich, wir möchten Sie nämlich bitten, eine Collage zu entwerfen mit dem Thema ‚Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!‘“ [es folgten Hinweise zur Arbeitsweise, dann abschließend:] „Können Sie sich das vorstellen?“

¹⁸⁵ Die Männergruppe aus dem Traditionellen Arbeitermilieu und dem Leistungsorientierten Milieu (später Typus ‚Alltagschristen‘) konnte sich zu Beginn nicht vorstellen, auf diese Weise etwas zum Thema ausdrücken und beitragen zu können. Sie fragten

Mit gewissen Widerständen hatten wir durchaus gerechnet, da mit dieser Aufgabe bei den Teilnehmern eine andere Ebene angesprochen wurde, die weniger kognitiv gesteuert und kontrolliert ist; mit dem ‚Schnippeln‘ und ‚Kleben‘ kann zudem etwas ‚Kindisches‘ verbunden werden. Die Teilnehmer spüren dementsprechend, dass sie in gewisser Weise ‚mehr‘ oder ‚anderes‘ von sich preisgeben, als das in einer Diskussion zu Forschungszwecken eigentlich erwartbar wäre. Durch den Aufbau des Programms, das von Beginn an auf das Herstellen einer vertrauten Atmosphäre und das weitgehende Vergessen der Künstlichkeit der Befragungssituation gerichtet war (auch die Moderatoren selbst hatten sich aus diesem Prozess nicht ausgeklinkt) sowie die inzwischen fortgeschrittene Vertiefung in das Thema hielten sich die Widerstände nun aber sehr in Grenzen. Alles zusammen trug dazu bei, dass die Werkstattgruppen sich ausnahmslos auf diese Arbeit einließen.

Erstaunlich war, was diese Collagenarbeit im weiteren auslöste. Bereits während des Herstellens zeigte sich, dass die Teilnehmer zunehmend Spaß daran fanden. Das Zusammenstellen der Bild- und Textsymbole zu einem Bild war in der Regel von angeregten Diskussionen und Gelächter begleitet.

häufiger nach, was denn jetzt genau zu tun sei. Als sie ihre Collage dann fertiggestellt und präsentiert hatten, wandten sie sich nochmals an uns mit den Worten: „Nun sagen Sie uns doch mal, was unsere Collage bedeuten soll!“ Es war allerdings das einzige Mal, dass eine Gruppe nur bedingt einen Zugang zu dieser Ausdrucksform bekam. Dennoch drückten auch sie mit der Collage durchaus etwas Milieutypisches zum Thema aus. So hatten sie einige Symbole aus dem Sportbereich in die Collage integriert und äußerten dazu, dass die Kirche durch Sportangebote z.B. junge Leute besser erreichen könnte. Zugleich drückten sie damit implizit aus, dass kirchlich-religiöse Angelegenheiten nicht nur geistige Angelegenheiten sind, sondern dass auch körperliche (materielle) Aspekte wichtig sind. Typisch darin ist, dass ihnen selbst als körperlich-handarbeitend Tätige ein solch praktischer Zugang näher ist (sie waren z.B. stolz darauf, für die Konfirmanden der Kirchengemeinde Floße gebaut zu haben).

Collage von Jugendlichen aus dem Hedonistischen Milieu

Ihnen auslöst ("dass, wenn man keinen kennt, man trotzdem keine Angst zu haben braucht, dass man ausgelacht wird oder so"). Dass die Kirche auch Ansprechpartner bei Sorgen und Problemen sein soll („auch Einzelgespräche“) ist ein Hinweis darauf, dass dieser Lebensabschnitt für Jugendliche häufig auch kritische Momente birgt, in denen Vertrauenspersonen außerhalb der Familie gefragt sind. Andere Bildsymbole stehen am Rand, verdeutlichen aber, dass die Jugendlichen über die persönlichen Bereiche hinaus auch andere Felder im Blick haben (,arm und reich‘), für die die Kirche ein Auge und Ohr haben sollte: *"Auf keinen Fall Handys, sind gefährlich für Menschen mit Herzschrittmacher"* - liebevoll und gleichzeitig ein versteckter Hinweis darauf, dass die Kirche aus ihrer Sicht von alten Leuten dominiert wird.

Beim Aufhängen und Präsentieren zeigten sich auch die vorher skeptischen Teilnehmer überrascht und erfreut über dieses Arbeiten an sich und das Ergebnis. Durch die eher spielerische Art, sich mit dem Thema zu beschäftigen, waren anfängliche Bedenken verflogen.¹⁸⁶

Ein Teilnehmer aus dem Kleinbürgerlichen Milieu der ‚Traditionellen Kirchenchristen‘ hatte sich bspw. einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Zeitschriften gemacht und Zweifel daran geäußert, dass mit diesem Material etwas zum Thema Kirche ausgedrückt werden könne. Offensichtlich war er der Meinung, dass darin zu wenig zur Kirche passende Symbole und Bilder zu finden sein würden. Schließlich war er selbst über das Ergebnis überrascht: *„Ich bin da sehr skeptisch rangegangen, als ich die Art der Zeitschriften gesehen habe. Ich hätte nicht gedacht, dass sich das mit der kirchlichen Fragestellung verbinden ließe. Ich find's ganz toll, ich bin jetzt ganz positiv überrascht, was man doch gefunden hat“*.

Ein anderes Beispiel kommt aus einer Diskussionsgruppe mit der Bildungsfraktion im Liberal-Intellektuellen Milieu (später Typus ‚Humanisten‘). Hier waren vorab einige skeptische Reaktionen in Bezug auf die Möglichkeiten der nun von ihnen geforderten nonverbal-bildlichen Ausdrucks-

¹⁸⁶ Das Herstellen der Collagen in der Kleingruppe wurde nicht auf Video aufgezeichnet, sondern nur am Rande mit beobachtet. Auch dieser Gruppenprozess kann natürlich durch systematische Aufzeichnung weitere Aufschlüsse bringen, stand aber nicht im Mittelpunkt unserer Erhebung.

weise zu bemerken. Um so auffälliger war, wie die Teilnehmer von sich selbst überrascht und erfreut waren über die Ausdruckskraft ihrer Collagen. Typisch für das Milieu reflektierten sie dabei sofort, was soeben mit ihnen geschehen war: „Für mich war am Anfang methodisch das Problem, dass man theoretisch eigentlich, wenn man mit Kopfarbeit daran geht, sich über die Ziele klar werden muss. Aber im Grunde haben wir das eher intuitiv gemacht. Ein richtig schöner kleiner gruppendynamischer Prozess, und zwar nonverbal, das passte einfach so“.

Die Vorstellung der Collagen war häufig ein ‚Stimmungshöhepunkt‘; lebhaftes Diskussionen und bisweilen ausschweifendes Gelächter begleiteten zumeist die humorvolle Präsentation der Bilder. Nicht selten hatten die Teilnehmer selbst dabei die Zeit vergessen. Wie oben bereits beschrieben, ging die Präsentation über in eine abschließende Diskussion, bei der es u.a. um die Einschätzung nach der Verwirklichung der ‚Visionen‘ ging.

7.3.6 Methodologische Reflexion: Warum Collagen?

Zur Collagentechnik als Forschungsmethode finden sich Hinweise, die wesentlich über eine deskriptive Erwähnung innerhalb des Technikenspektrums hinausgehen, überwiegend in Veröffentlichungen der psychologischen Forschung und der Marktforschung. Das Verfahren kann zu den ‚projektiven Verfahren‘¹⁸⁷ gerechnet werden, angelehnt an Kepper (1996) präziser zu den sog. ‚expressiven Techniken‘, die sich „in ganz besonderem Maße zur Erfassung emotionsgeladener, komplexer und damit nur schwer verbalisierbarer Sachverhalte“ eignen (ebd., 1996, S. 108). Sie bieten also eine Möglichkeit, Zugang zu einer weniger reflektierten nichtverbalen Ausdrucksebene zu

¹⁸⁷ Mit projektiven Techniken arbeiteten auch Adorno u.a. (1973), um „verborgene Wünsche, Konflikte und Verteidigungsmechanismen aufzudecken“ (ebd., S. 24). Häufig werden solche Verfahren in der Psychologie eingesetzt, z.B. wenn es um Persönlichkeitsdiagnosen geht; für einen knappen Überblick vgl. Spitznagel 1995.

bekommen. Zugespitzt heißt es bei Salcher: „Menschen denken in Worten und fühlen in Bildern“ (Salcher 1995, S. 63).

In der Marktforschung kommen eine ganze Reihe verschiedener ‚kreativer‘ Techniken und Tests zur Anwendung, die zumeist aus der Psychologie übernommen wurden. Grob unterschieden werden zwei Kategorien:

Bei *assoziativen Verfahren* geht es darum, spontan und unreflektiert gedankliche Verknüpfungen und Wortketten zu einem Problem oder Thema hervorzuholen (vgl. Abschnitt 5.2.2).¹⁸⁸ Bei *projektiven Verfahren* geht es darum, unter Umgehung von Rationalisierungen Befragte zum Projizieren von inneren Haltungen, Einstellungen, Erwartungen, Meinungen usw. auf einen Gegenstand zu bewegen. Es sollen demnach Dinge offengelegt werden, die die Befragten sich sonst gewissermaßen selbst verbieten würden. Angelehnt an psychologische Tests sind diese Techniken von der Marktforschung adaptiert worden.¹⁸⁹

In der Marktforschung erhofft man sich gerade von der Collagentchnik das Kennenlernen von ‚inneren Bildern‘. Es wird davon ausgegangen, dass diese „einen höheren und vor allem nicht kontrollierten Anteil an Emotionalität“ haben als „kognitive Verarbeitungsprozesse“ (Salcher 1995, S. 63). Man versucht dabei, sich diese ‚inneren Bilder‘ möglichst direkt zugänglich zu machen, d.h. ohne auf verbal-kognitive ‚Übersetzungen‘ zurückzugreifen. Dazu können eben Collagen geeignet sein; die Befragten sollen in Zeitschriften Entsprechungen zu ihren ‚inneren Bildern‘ finden.¹⁹⁰

¹⁸⁸ Vgl. Kepper 1996, S. 109 f.; Salcher 1995, S. 67ff.

¹⁸⁹ Die verschiedenen Techniken sollen hier nicht im einzelnen erläutert werden; vgl. dazu z.B. Kepper 1996 (S. 96 ff.), Salcher 1995 (S. 56 ff.). Kepper differenziert noch weiter in Ergänzungsverfahren (z.B. Satzergänzungstest, Geschichtenergänzungstest), Konstruktionstechniken (z.B. Drittpersonentechnik, Ballontest, Bildererzähltest), Expressive Verfahren (z.B. Psychodrawing, Rollenspiel). Zum Rollenspiel vgl. auch Weiß 2001.

¹⁹⁰ Salcher (1995) weist allerdings auf noch offene Fragen der sog. ‚Imagery-Forschung‘ hin, die sich vor allem mit dem Zugang zu diesen ‚inneren Bildern‘ befasst.

Innerhalb des ‚Werkstattverfahrens‘ sollte mit Hilfe einer geeigneten Arbeitsform Zugang zu einer weniger bewussten und reflektierten Ebene erreicht werden, die mit der herkömmlichen Interview- und Diskussionsform nicht angesprochen wird. Für das Verhältnis zu Kirche und Religion spielten, so die Hypothese, auch latente, unterschwellige Einstellungen und emotionale Färbungen eine Rolle. Es ging also darum, solche im Habitus der Akteure enthaltenen Wahrnehmungs- und Denkschemata offenzulegen. Mit der Collagentechnik schien das möglich, da die Verwendung von Bildsymbolen eher assoziativ und ‚spielerisch‘ erfolgt, gewissermaßen durch das Wiedererkennen von gefühlten oder vorbewusst gedachten ‚inneren Bildern‘. Insofern kann für die Collagentechnik das gelten, was Kepper zusammenfassend den projektiven Techniken insgesamt zuschreibt; sie sind „in der Lage, verborgene Meinungen und Einstellungen hervorzulocken, Antwortwiderstände zu umgehen und schwer verbalisierbare Sachverhalte zu erfassen“ (Kepper, 1996, S. 165).

Dieser bildlich-assoziative Teil wird von den Teilnehmern zunächst in Einzelarbeit angegangen, da jeder für sich mit der Aufgabe ‚im Kopf‘ die Zeitschriften durchblättert und nach Symbolen sucht. Durch das Zusammenfügen der einzelnen Symbole zu einer Collage dagegen wird ein interaktiver Prozess eingeleitet, bei dem sich die Kleingruppenmitglieder gegenseitig stimulieren. Die gemeinsam zu lösende Aufgabe fordert zur Aktivierung kreativer Potenziale heraus, durch die besonders stark die verborgenen Schemata angesprochen werden. Durch die Rückbindung dieser Prozesse an Bourdieus Habituskonzept kann dann gezeigt werden, dass diese Zusammenhänge einen gesellschaftlichen Charakter haben. Die bei solchen Techniken zu erwartenden Hemmschwellen (vgl. auch Kepper ebd., S. 108) sahen wir bei Collagen noch als relativ gering an (im Unterschied etwa zu Maltechniken - sog. ‚Psychodrawing‘ - , zu Rollenspielen o.ä.), nicht zuletzt deshalb, weil die Arbeit mit Collagen in bestimmten Bereichen durchaus Verbreitung gefunden und somit einen gewissen Bekanntheitsgrad hat.

Eine Steigerung der Wirkung erhofften wir uns dadurch, dass die Methode in Kombination mit der Frage nach Zukunftswünschen eingesetzt wurde. Die Kirche wurde dabei als Projektionsfläche für vielfältige Wünsche und Erwartungen angeboten; die Teilnehmer sollten die ‚Vision‘ ohne rationale ‚Schranke im Kopf‘ entwickeln. Bei der Auswertung durch die Forschungsgruppe gilt es dann, die ‚Projektionen‘ nicht ‚face value‘ zu nehmen, sondern sie zu *interpretieren* und in einen realistischen Kontext einzuordnen.

Ebenso wie bei jedem gesprochenen Text ist auch bei den Collagen als visualisiertem Text von einer manifesten und einer latenten Sinnenebene auszugehen. Der erste Schritt, zu dieser latenten Sinnenebene Zugang zu erhalten, war die Aufforderung an die Teilnehmer, ihre Collagen *selbst vorzustellen und zu interpretieren*, die Bilder also nicht für sich selbst sprechen zu lassen. Ohne die Kommentierung durch die Teilnehmer hätten die Collagen nicht ausgewertet werden können, da die Forschungsgruppe sofort ihre eigenen Wahrnehmungs- und Denkschemata darauf angewandt oder die Symbole möglicherweise missverstanden hätten.¹⁹¹

Es ging darum, in der Collage als Ganzes, aber auch in einzelnen Symbolen, den subjektiv gemeinten Sinn der Teilnehmer zu verstehen. Wir zielten darauf, den Akteuren zu ermöglichen, sich auf andere Weise auszudrücken und dadurch auch andere Dinge zur Sprache zu bringen. Wie die Arbeit mit den Metaplankarten trug auch dieser Teil dazu bei, dass die Erkenntnisse aus der Gruppendiskussion wesentlich ergänzt werden konnten. Die Bedeutung emotionaler Aspekte in Bezug auf die Kirche kam in vielen Veranstaltungen

¹⁹¹ Ein einfaches Beispiel dafür kommt aus der Diskussionsgruppe mit Männern aus dem Leistungsorientierten und dem Traditionellen Arbeitsmilieu. Diese hatten in der Collage das Bild eines misstrauisch dreinschauenden Politikers eingefügt und mit einem Stift durchkreuzt. Das Symbol schien zu einer Passage aus der vorangegangenen Gruppendiskussion zu passen, als es darum ging, ob Politik aus der Kirche herausgehalten werden solle. Auf Nachfrage erläuterten die Teilnehmer nun allerdings, dass das Bild für den Wunsch nach mehr Lebensfreude in der Kirche stehe: „Nicht immer dieses verbiesterte Gucken in der Kirche, es sollte auch mal fröhlicher zugehen“.

jetzt erst richtig zur Sprache. Vielfach wurde die sehr gedrückte Stimmung beklagt, die mit der Kirche verbunden wird. Sehr häufig wurde am Beispiel von Gospelgottesdiensten bzw. -konzerten deutlich gemacht, dass in der Kirche mehr Platz für Lebensfreude sein müsse. Vielfach wurden, insbesondere von Frauen, provokante Bilder und Symbole verwendet, die Sinnlichkeit, Körperlichkeit, Genuss, Ausgelassenheit usw. ausdrücken. Die Collagen wirkten dann oft geradezu wie Gegenbilder dazu, wie die Teilnehmer die Kirche gegenwärtig empfinden.

Zwei Beispiele aus der Präsentation von Collagen

Eine Kleingruppe aus dem Modernen Arbeitsmilieu hatte ihre Collage in die Umriss eines Kirchengebäudes geklebt. Auf die Kirchturmspitze war bewusst ein Hahn statt eines Kreuzes gesetzt worden. Bei der Präsentation entwickelte sich daraus eine lebhaft Diskussion. Es zeigte sich, dass der Wunsch nach mehr ‚Lebensfreude‘ in der Kirche, der vorher bereits Thema der Diskussion war, keinesfalls für ‚Hedonismus‘ stand, sondern wesentlich tieferliegend begründet ist. Mit dem Kreuz ist für dieses Milieu das Thema Schuld, Sünde und ‚schlechtes Gewissen‘ verbunden. Als Menschen, die relativ hohe ethische Werte und dementsprechend hohe Ansprüche an sich selbst stellen, wehren sie sich gegen von außen zusätzlich herangetragene Schuldgefühle, die als *Zumutung* empfunden werden. Dahinter steckt letztlich ein Autoritätskonflikt; man will das mit sich selbst ausmachen, ohne ‚Einmischung‘ von außen. Das Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, die Teilnehmer selbst darstellen zu lassen, welche Bedeutung sie ihren Symbolen geben, da der Hahn z.B. je nach Kontext ganz Unterschiedliches bedeuten kann.

Ein anderes Beispiel stammt aus einer Diskussion mit jungen Facharbeiterinnen und Facharbeitern (zwischen 30 und 40 Jahren) aus dem Leistungsorientierten Arbeitsmilieu. Hier war die Gruppendiskussion relativ zäh und schleppend verlaufen. Die eher ‚triste‘ und ‚graue‘ Atmosphäre, die sie ihrer Kirchengemeinde zuschrieben, illustriert mit Adjektiven wie ‚alt‘, ‚unbeweglich‘, ‚starr‘ schien geradezu auf die Stimmung in der Gruppe abzufärben. Durch die Collagenarbeit hatte sich das schon verändert; die Teilnehmer wirkten nun offener, entspannter, ‚gelockert‘. Mit ihrer Collage präsentierten sie in gewisser Weise ein Gegenbild zu der empfundenen ‚Tristesse‘ der realen Gemeinde. Sie war voll von farbigen, dynamischen, jungen, sinnlichen Symbolen und wurde auch entsprechend beschrieben. Die Teilnehmer waren sichtlich zufrieden mit ihrem Bild. Auf die Frage, was wohl der Kirchenvorstand zu diesem Zukunftsbild sagen würde, kam die Reaktion: „Würd’ ich mich nicht reintrauen, die würden mich rausschmeißen.“ - „Das glaub’ ich, der eine, den kenn’ ich, der würde den Rohrstock ‘rausholen.“ - Das Beispiel zeigt, wie die Collagenarbeit bei den Teilnehmern latent vorhandene Haltungen, Einstellungen und Wünsche freigesetzt hat, die sie von der Kirche abgeblockt sehen und die mit zu dem distanzierten Verhältnis beitragen.

Dabei zeigen solche ‚Gegenbilder‘ zunächst nur, dass die Teilnehmer Schwierigkeiten damit haben, bestimmte Lebensdimensionen in der Kirche *unterzubringen*. Ohne hier auf milieutypische Unterschiede eingehen zu wollen,¹⁹² lässt sich sagen, dass hier wichtige Barrieren zu kirchlichem Engagement liegen können, die ohne diese Explorationsform gar nicht oder nicht in dieser Deutlichkeit verbalisiert worden wären. Die Collagen hatten dabei die Funktion eines Katalysators, durch den Themen an die Oberfläche geholt werden, die ansonsten nicht zur Sprache kommen.

Wichtig war bei dieser Arbeitsform vor allem, das Problem der ‚Verken-
nung‘ zu reflektieren, d.h. das Kontrollieren der eigenen Klassifikations-
schemata bei der Auswertung und Deutung der Collagen.

Zur Auswertung von Collagen und zur ästhetischen Dimension

Schließlich war natürlich davon auszugehen, dass sich in den Collagen auch eine milieutypische Ästhetik ausdrückt. Allerdings galt der ästhetischen Dimension nicht unser Hauptinteresse, da es uns nicht um Stilanalysen, sondern um *Typenstrukturen* ging, die wir mit Hilfe der Collagentechnik besser offenzulegen hofften. Vermieden werden sollte deshalb, die Collagen ‚für sich‘ als ästhetische bzw. stilistische Produkte zu betrachten. In erster Linie sollten über die assoziative Verwendung von Bildern die Teilnehmer zum Sprechen über Themen gebracht werden, die wir auf der rein verbalen und kognitiven Ebene nicht an die Oberfläche geholt hätten. Dennoch stehen die in die Collage eingegangenen milieutypischen Dispositionen auch in Zusammenhang mit der *Form*, in der dies zum Ausdruck gebracht wird. Dazu gibt es bisher nur relativ pauschale Einschätzungen, wie an den zwei eingefügten Collagenbeispielen gezeigt wird.

¹⁹² Vgl. hierzu insbesondere Teiwes-Kügler (2002). Bei dem von ihr analysierten, aus dem Modernen Arbeitnehmermilieu entwickelten Typus der ‚Anspruchsvollen‘ wurde auf diese Weise die im Verhältnis dieses Milieus zur Kirche wichtige Frage des ‚schlechten Gewissens‘ und der ‚Schuld‘ deutlich.

**„Die Kirche der Zukunft, wie ich sie mir wünsche!“
Eine ‚abstrakte‘ Form, Toleranz auszudrücken**

„Mit der richtigen Lektüre können sie nicht ganz so tief sinken“



Diese Collage stammt von Männern und Frauen aus der Bildungsfraktion des ‚Liberal-Intellektuellen Milieus‘. In der Mitte der Tisch, an dem alle sitzen: „Die Idee war, alle Menschen an einen Tisch zu holen. Jung, alt, egal wie skurril oder welches Ideengut sie haben.“ Toleranz steht also im Mittelpunkt. Dieser idealistische Anspruch wird durch die Verbindungslinien unterstrichen: „Wir gehören zusammen, haben alle miteinander etwas zu tun, die Ideen werden gemeinsam vertreten.“ Typisch für das Milieu ist auch die Reflexion darüber, dass mit kommerziellen Symbolen der Werbung für eine nicht-kommerzielle Institution geworben wird. Das sei eigentlich ein Widerspruch („Scheiß-Werbung“) und „steht auf der Kippe zwischen Provozierendem und Ernstgemeintem“.

Die Collage ist recht systematisch aufgebaut. Die Bilder sind eher klein, auch viele Textsymbole sind verwendet worden. Zusammen mit den Linien ergibt sich der Eindruck einer ‚asketischen‘ Collage mit abstrakter Ästhetik. Toleranz wird vor allem auf Ideen, also auf das Denken bezogen (auch der Hinweis auf die Bedeutung der „richtigen Lektüre“ unterstreicht das). Das alles entspricht durchaus dem Habitus der Bildungselite – einschließlich der Reflexion zum ‚Kommerz‘.

Inzwischen sind wir bei der Auswertung von Collagen ein erhebliches Stück weiter gekommen (vgl. vor allem Teiwes-Kügler 2001 sowie Bremer/Teiwes-Kügler 2003a). Durch die intensive Auseinandersetzung mit kunst- und sozialwissenschaftlichen hermeneutischen Ansätzen, die wiederum auf ihre Anschlussfähigkeit an das Habituskonzept geprüft und auf die spezifische Erhebungssituation der Gruppenwerkstatt bezogen werden musste, konnte ein spezieller Leitfaden für die Auswertung von Collagen entwickelt werden. Dadurch ist es möglich, die Collagen systematisch und kontrolliert im Rahmen der habitushermeneutischen Konzeption sequenzanalytisch auszuwerten. Dieser inzwischen auch in der Forschungspraxis erprobte Leitfaden (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004) umfasst fünf, in sich weiter differenzierte Analyseebenen, durch die Stück für Stück die Bedeutung erschlossen wird (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2003a, S. 225 ff.): Spontaner ästhetischer Eindruck (1) Formale Gestaltung (2) Bedeutungsanalyse (3) Habitushermeneutische Analyse (4) Zusammenfassung (5) Insbesondere hat sich gezeigt, dass mit den Collagen tatsächlich die versteckten und auf der verbalen Ebene oft nicht ausgedrückte Feldstrukturen aufgedeckt werden können.

7.3.7 Feed-Back und sozialstatistischer Fragebogen

An die Präsentation der Collagen schloß sich ein Feedback an. Aufgrund des besonderen Charakters der Erhebung, in deren Verlauf sich der Befragungscharakter zunehmend in den einer Arbeitsgruppe verwandelt hatte,¹⁹³ schien uns dies eine angemessene Form zum Beenden der Erhebung zu sein. Dabei ging es hauptsächlich darum, den Teilnehmern noch einmal Gelegenheit zu einer Rückmeldung zu geben; daneben konnten wir Hinweise auf weniger gelungene bzw. problematische Passagen der ‚Werkstatt‘ erhalten.

Das Echo, das wir bekamen, war überwiegend sehr positiv; wir hatten auch selbst den Eindruck gewonnen, dass es den Teilnehmern Spaß gemacht hatte. Einige äußerten gar, ‚die Kirche‘ sollte solche Veranstaltungen, in

¹⁹³ Die Teilnehmer hatten das Gefühl, selbst etwas erarbeitet zu haben. Zum Teil waren sie nun richtiggehend ‚aktiviert‘ worden und überlegten, jetzt in der Kirchengemeinde etwas ‚anzuschieben‘. Das wird in Abschnitt 7.4 noch einmal diskutiert.

denen man ausführlich und ganz offen reden könne, häufiger organisieren. Viele zeigten sich interessiert am weiteren Fortgang der Untersuchung und erkundigten sich nach Möglichkeiten, sich über Ergebnisse zu informieren. Allerdings fiel das Feedback angesichts der fortgeschrittenen Zeit häufig relativ kurz aus. Wir erhielten nicht von allen eine Rückmeldung; möglich, dass es auch kritische Meinungen gab, die aber nicht geäußert wurden. Den Abschluss der Erhebung bildete das Verteilen des Fragebogens mit Angaben zu den Sozialdaten der Teilnehmer (siehe Anhang), mit denen das Profil von den Teilnehmern abgerundet wird. Neben den beruflichen Tätigkeiten sind dabei die Angaben zur sozialen Herkunft für uns von besonderem Interesse; sie geben uns weitere Hinweise auf das Milieu der Teilnehmer.

Zwar war dieser Fragebogen zu Beginn angekündigt worden. Dennoch bedeutete das Ausfüllen nun einen Bruch, denn schlagartig wurde damit die ‚vergessene‘ Befragungssituation wieder präsent. Nachdem eine Diskussionsgruppe an dieser Stelle sehr kritisch reagiert hatte, bemühten wir uns in der Folge, diesen Teil behutsamer einzuleiten. Wir erläuterten dann, dass wir um den Bruch an dieser Stelle wüssten, warben aber zugleich um Verständnis, da wir solche Angaben bräuchten, um Aussagen auch verallgemeinern zu können. Das wurde dann von den Teilnehmern besser verstanden.

Dieser sensible Punkt berührt bereits das Thema des nächsten Abschnitts, in dem das Erhebungsverfahren als Ganzes methodologisch eingeordnet und reflektiert werden soll.

7.4 Die Gruppenwerkstatt im Methodendiskurs

Eingangs dieses Abschnitts zur ‚Werkstattmethode‘ wurde bereits darauf hingewiesen, dass es bei dem hier vorgestellten Verfahren nicht darum ging, Methoden aus der Markt-, Meinungs- und aus der psychologischen Forschung unreflektiert in die akademische empirische Sozialforschung zu übertragen. Ähnliche Verfahren kommen in den genannten Bereichen unter

verschiedenen Bezeichnungen mehr oder weniger häufig zur Anwendung.¹⁹⁴ Im anglo-amerikanischen Raum sind mit ‚focus-group‘ solche Modelle in der Regel mit gemeint (vgl. Greenbaum 1998). Üblich ist dort - zunehmend auch bei uns - der Einsatz im Rahmen der Politikberatung.¹⁹⁵ Immer geht es um Gruppenerhebungen, bei denen neben oder statt Diskussionen mit unterschiedlichsten Methoden und Techniken gearbeitet wird, meist um neben der kognitiv-rationalen auch andere Seiten der Wahrnehmung und des Ausdrucks anzusprechen. Uns war bekannt, dass mit dem Einsatz solcher Techniken das Problem der Verkennung in besonderer Weise verbunden sein kann, da die offengelegten vorreflexiven, verborgenen Schemata der Akteure auch durch vorreflexive und weniger bewusste Schemata der Forschenden klassifiziert werden (vgl. Abschnitt 4.). Zudem haftet solchen ‚von innen‘ kommenden Schemata noch stärker der Charakter der ‚Natürlichkeit‘ an, so dass es besonders zu beachten galt, die *Doxa* (Bourdieu) zu reflektieren (Bekanntes *neu* sehen).

Die hier vorgestellte Methodenentwicklung und -reflexion nahm ihren Ausgang bei einem länger eingeführten Verfahren der empirischen Sozialforschung, das um verschiedene Elemente *ergänzt* wurde. Dabei ging es darum, die Leistungsfähigkeit des Gruppendiskussionsverfahrens zu erhöhen, um die Tiefendimensionen des Habitus besser analysieren und mit einbeziehen zu

¹⁹⁴ Salcher (1995) spricht von „kreativer Gruppenexploration“, Kepper (1996) nennt als Sammelbegriff „gelenkte“ oder „moderierte Kreativgruppe“, Bortz/Döring (1995) bevorzugen „Moderationsmethode“, das Modell des SINUS-Institutes heißt „Extensive Creative Groups“ (vgl. Flaig u.a. 1993, S. 197), eine andere Bezeichnung ist der schon erwähnte „Creative Workshop“ des Darmstädter ‚Instituts für Zielgruppenmarketing und Kommunikation‘ (Becker 1998).

¹⁹⁵ Eine besondere Form ist im übrigen das sogenannte „Sensitivity-panel“ (Kepper 1996, S. 84 f.), bei der die gleiche Gruppe zu verschiedenen Themen immer wieder zusammen geholt wird. Dies wird nicht zuletzt deshalb gerne gemacht, weil die Gruppen zum einen relativ schnell rekrutiert werden können, zum anderen mit der Arbeitsweise schon vertraut sind. Zu fragen ist allerdings, inwieweit die Authentizität bei einer solchen Gruppe gewährleistet bleibt.

können. Der Gesprächsexploration sind insofern Grenzen gesetzt, als dass damit immer nur ein Teil der *gesamten inneren und äußeren Haltung*, also des Habitus, der Akteure erreicht werden kann. Hier bietet die Gruppendiskussion gegenüber dem Interview schon Vorteile, weil sie die Ebene der dynamischen Interaktion mit berücksichtigt, durch die die nach der Habitus-theorie *latenten* milieuspezifischen Wahrnehmungs- und Denkschemata besser aufgedeckt werden können. Durch das Erweitern der Gruppendiskussion um Elemente, die Zugang zu verborgenen und ‚tieferen Schichten‘ verschaffen konnten, sollte eine bessere Exploration des Habitus und somit die Erhöhung der Validität möglich werden.

Problematisiert werden muss in diesem Zusammenhang die stärkere Strukturierung, die mit dieser Erweiterung verbunden ist. So liegt die Offenheit der Gruppendiskussion gerade „in dem gewollten Abgeben von Kontrolle über den Gesprächsverlauf“ (Kepper 1996, S. 76), der nur durch einen Grundreiz (und mehr oder weniger dosiert eingestreuten weiteren Stimuli) gesteuert wird. Die genannten verschiedenen Techniken oder ‚Tests‘ sind dagegen Eingriffe in den offenen Ablauf, d.h., sie konfrontieren die Teilnehmer bewusst mit Problemen, die für sie vielleicht gar keine sind. Die Diskussion erfährt „eine deutliche Lenkung bzw. Problemfokussierung“ (ebd., S. 80). Es bestehe deshalb, so Kepper, die Gefahr, dass durch die Integration solcher Techniken „der eigentliche Charakter von Gruppendiskussionen verlorengehen kann“ (ebd., S. 79 f.).

Mit der Methodenentwicklung und -reflexion sollte geprüft werden, inwieweit solche Verfahren für die Methodologie zur typenbildenden Mentalitätsanalyse *adaptiert*, also angepasst werden können. Dabei muss letztlich eine Abwägung getroffen werden zwischen der Offenheit und „Selbstläufigkeit“ (Bohnsack) einer Gruppendiskussion und den erweiterten Explorationsmöglichkeiten durch das Eingreifen in diesen Prozess. Bei dem hier vorgestellten Verfahren wurde Wert darauf gelegt, die Gruppendiskussion als

solche unangetastet zu lassen¹⁹⁶ und zusätzlich Elemente anzufügen (daher zunächst unser Terminus ‚erweiterte Gruppendiskussion‘). Das Konzept leitete dadurch *stufenweise* von der Gruppendiskussion zur Arbeitsgruppe und ‚Werkstatt‘ über, wobei mit jedem Element eine andere Ausdrucks- und Kommunikationsebene angestoßen wurde. Mit diesem behutsamen Vorgehen und dem dosierten Einsatz neuer Techniken sollte der Gefahr vorbeugt werden, eine vierstündige Gruppenerhebung zu machen, in der „ganze Batterien von einzelnen, teilweise sehr eindrucksvollen Interventionen und Verfahren auf Teilnehmer abgefeuert werden“, wie Dammer/Szymkowiak (1998, S. 75) das in der Marktforschung bisweilen vermuten. Durch diesen Aufbau bildeten die intervenierenden Techniken einen eigenen erweiternden Teil, der die Gruppendiskussion als solche nicht ‚stört‘.

Jedoch haben auch wir die Erfahrung gemacht, dass sich der Charakter der Erhebung im Verlauf ändert. Die Teilnehmer werden von Befragten zu ‚arbeitenden Experten‘. Allerdings wird durch das Verteilen der Sozialdatenbögen am Schluß der Veranstaltung dieser Prozess schlagartig wieder rückgängig gemacht. Dieses Problem lässt sich bei solchen Veranstaltungen nicht vermeiden, höchstens mildern. Es tritt in ähnlicher, wenngleich etwas abgeschwächter Form, bei jeder Methode der qualitativen (selbst bei der quantitativen) Befragung auf, da es mit der besonderen sozialen Beziehung des Interviews zusammenhängt, in der der Befragte zugleich (Gesprächs-) Subjekt und (Forschungs-) Objekt ist.

An dieser Thematik setzt eine andere, ebenfalls auf dem Gruppendiskussionsverfahren aufbauende und teilweise durch Anleihen aus der Gruppenwerkstatt erweiterte Variante an, die Grell (2004) mit der ausgedehnten „forschenden Lernwerkstatt“ entwickelt hat. Dabei geht es jedoch nicht um

¹⁹⁶ Beispielsweise hatten wir bereits in der Studie zur Erwachsenenbildung, als wir mit Variationen des Konzepts begannen, die Erfahrung gemacht, dass die Diskussion eine bestimmte Dauer haben musste, da es häufig eine gewisse Zeit braucht, bis sich die Gruppe ‚warm‘ diskutiert hat und sich die prägnanten Punkte herauschälen.

die explizite Analyse von Habitusmustern. Die in unserer Gruppenwerkstatt eher ‚unabsichtliche‘ aktivierende Effekt wird hier im Sinne einer „Erhöhung der Partizipationsgrade der teilnehmenden Person“ (ebd. S. 161) bewusst verstärkt und auf die selbstreflexive Bearbeitung von Lernerfahrungen und Lernwiderständen gelenkt. Das Forschungskonzept hat dabei auch den Charakter eines „didaktischen Konzepts“ (ebd. S. 164). Grell diskutiert ihre Forschungsstrategie in Abgrenzung zur Handlungsforschung und zu einer Richtung, die von einem aufgeladenen Subjektbegriff ausgehend den Teilnehmenden den Status von ‚Mitforschenden‘ zuweist, und ordnet sie dazwischen ein. Wichtig sei, dass die Teilnehmenden „sich in der Forschungssituation als selbstbestimmt Handelnde wahrnehmen können“ (ebd., S. 171).¹⁹⁷

Wenn wir schließlich trotzdem ein positives Fazit ziehen und dafür plädieren, die Integration von ergänzenden Elementen in das Gruppendiskussionsverfahren zu prüfen, so deshalb, weil die Befundbreite und -dichte damit erheblich gesteigert werden kann. Diese Einschätzung konnte inzwischen durch weitere Erfahrungen mit der Gruppenwerkstatt in der Forschungspraxis bestätigt werden.¹⁹⁸ Da der Habitus sich nicht nur kognitiv und reflexiv ausdrückt, sondern ein breites Spektrum von latenten und manifesten, bewussten und vorbewussten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata und sogar die körperliche Hexis umfasst, muss die Habitusanalyse auch auf diese Ebenen abgestimmt sein. Mit dem Vokabular der empirischen

¹⁹⁷ Auch anders gelagert als bei uns ist das Vorgehen von Volmerg u.a. (1986). Sie führten Wochenendveranstaltungen (sog. ‚Forschungsseminare‘) mit Arbeiterinnen und Arbeitern durch, in denen diese sich auf verschiedenen Ebenen mit ihrem Arbeitsalltag auseinandersetzten (neben Gruppendiskussionen u.a. Herstellen von Wandzeitungen, Malen von Bildern, Fotodeutungen). Das sehr reichhaltige Material zielte jedoch nicht auf die Analyse von Habitusmustern. Zudem waren mit den Veranstaltungen auch „Selbstaufklärungsprozesse“ (Volmerg u.a. 1986, S. 23) intendiert, so dass eine Nähe zur Aktionsforschung besteht.

¹⁹⁸ Neben Einzelfallanalysen und studentischen Projekten im Rahmen des Ausbildungskonzeptes zur Mentalitäts-, Habitus- und Milieuanalyse insbesondere in der Untersuchung zu den Milieus der Studierenden (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004).

Forschung gesprochen erhöht es also die Validität der Habitusanalyse, wenn man den Habitus auf den Ebenen anspricht, auf denen er sich ausdrückt.

Einen anderen sehr interessanten Weg für eine solche erweiterte Form der Habitusanalyse hat dabei Weiß (2001) beschritten. Zur Untersuchung von rassistischen Effekten bei antirassistischen Gruppen hat sie mit Mitgliedern von Anti-Rassismusgruppen Ganztagesveranstaltungen durchgeführt. Ausgehend von einer Gruppendiskussion haben die Teilnehmer sich dem Thema anschließend durch ein ‚improvisierendes Rollenspiel‘ genähert. In der Analyse kann Weiß zeigen, dass sich die in der Gruppendiskussion auf der Ebene der Ideologie formulierten Vorstellungen von Rassismus und Antirassismus auf der Ebene des Habitus zu distinktiven Abgrenzungen gegenüber ‚ungebildeten‘ Milieus der Volksklassen eignen. Empirisch wird dieser theoretische Zusammenhang am deutlichsten an der Improvisation von Rollenspielen sichtbar, in der die Gruppen die Distinktionsmöglichkeiten des eigenen Milieus „wie ‚unter der Lupe‘“ (Weiß 2001, S. 101) darstellen: „In Rollenspielen kann eine Gruppe die soziale Welt so inszenieren, wie sie gemäß ihrer klassenspezifischen Perspektive beschaffen ist und sein sollte. Daher zeigt das Rollenspiel in erster Linie, wo die darstellende Klasse die Stärken ihres Kapitalbesitzes sieht und wie sie diese in verschiedenen Situationen einsetzt“ (ebd., S. 111 f.; vgl. auch Bremer 2002b).

Was unsere Erfahrungen mit der Gruppenwerkstatt betrifft, so konnten wir feststellen, dass durch die gezielte Auswahl der Teilnehmer und die vertiefende Analyse möglich wird, die Fallzahl für die Typenbildung zu reduzieren. Durch eine ca. achtköpfige milieuhomogene Diskussionsgruppe kann, wie wir z.T. schon bei der Arbeit mit Gruppendiskussionen festgestellt hatten, das Spektrum bereits so weit ausgeleuchtet, dass durch weitere Erhebungen kaum neue Aspekte hinzutreten. Die intensive Explorationsform führt dazu, dass die verschiedenen Habitusdimensionen besser offengelegt und ‚verstanden‘ werden können. Wenn die Stichprobe durch das spezielle milieuspezifische Scouting das Spektrum gut abdeckt, können weitere Erhe-

bungen im selben (Teil-)Milieu eher verzichtbar werden. Dies kann durch die Durchführung von Kontrollgruppen überprüft werden.

So haben wir beispielsweise gegen Ende der Studie eine Werkstattgruppe ganz bewusst milieuheterogen zusammengesetzt (Liberal-Intellektuelles Milieu, Modernes und Leistungsorientiertes Arbeitsmilieu, Modernes Bürgerliches Milieu). Dabei wurden die bisherigen Erkenntnisse und die Konturen der Profile, die sich abgezeichnet hatten, bestätigt. Die Teilnehmer brachten genau die Themen in die Veranstaltung ein, die sich bereits vorher als milieutypisch herausgestellt hatten, z.B.:

- ♦ *Liberal-Intellektuelles Milieu* („Humanisten“): Ideelle Auseinandersetzung, Austausch über „Sinnfragen“
- ♦ *Modernes Arbeitsmilieu* („Anspruchsvolle“): emotional aufgeladenes „zwiespältiges Verhältnis“, Auseinandersetzung mit kirchlicher Autorität in „Moralfragen“
- ♦ *Leistungsorientiertes Arbeitsmilieu* („Nüchtern Pragmatische“): realistisch-sachliches Verhältnis, kirchliche Bindung über die Passagierten

Zugleich zeigte diese „Kontrollgruppe“ auch die (von uns vorher vermuteten) Grenzen der milieuheterogenen Zusammensetzung. Die Teilnehmer finden nicht immer eine gemeinsame Wellenlänge für die gegenseitige Stimulation, die für das Offenlegen latenter Schemata wichtig ist. Eine Teilnehmerin aus dem Modernen Bürgerlichen Milieu z.B. fand im Laufe der Diskussion immer weniger Anknüpfungspunkte, weil die anderen Teilnehmer auf ihre Beiträge wenig reagierten. Sie zog sich deshalb im Verlauf der Veranstaltung mehr und mehr zurück. Das bestätigt im übrigen Erfahrungen von Loos/Schäffer (2001, S. 44), die berichten, dass in sehr heterogen zusammengesetzten Gruppen häufig „keine selbstläufigen Diskussionen zustande kamen“.

8. Auswertung, Darstellung und Transfer

Das Auswertungskonzept wird im folgenden zusammen mit den Überlegungen zur Außendarstellung der Befunde zusammen dargestellt, weil die Ergebnisse bereits frühzeitig vor dem Hintergrund ihrer Präsentation in der kircheninternen Öffentlichkeit betrachtet wurden. Dieser Argumentationsgang wird in der abschließenden Zusammenfassung noch im Hinblick auf die Möglichkeit des Transfers von Ergebnissen in die Organisation fortgeführt. Das Projekt war so angelegt, dass die Ergebnisse in kirchliche Arbeitsformen umgesetzt werden können. Das setzt voraus, sie in geeigneter Weise zu transportieren und zu kommunizieren. Dieser Schritt schloss sich direkt an die Auswertung an, denn es bedeutete, die Forschungsergebnisse vor diesem Hintergrund noch einmal zu reflektieren. Der Transfer in die Institution und in deren Handlungsfelder setzt noch einmal eine Auseinandersetzung damit voraus, auf welchen Ebenen der Organisation und von welchen Akteuren unsere Forschungsbefunde in spezifischer Weise relevant werden und wirft die Frage nach geeigneten Vermittlungsformen auf.

8.1 Auswertung

Die Auswertung ist zum einen Teil ‚handwerkliche Arbeit‘, zum anderen Deutungsarbeit. Die handwerkliche Arbeit umfasst eher die ‚technische Seite‘ der Auswertung; als solche ist sie ‚nachlesbar‘. Die Deutungsarbeit dagegen ist Auslegung; sie muss eher ‚nachvollziehbar‘ oder plausibel sein. Die im folgenden vorgestellten Etappen unseres Auswertungskonzeptes sollen vor allem die Schritte transparent machen, die zu den Deutungen geführt haben. Hintergrund der Deutungsarbeit ist das in den Abschnitten 3. und 4. vorgestellte Konzept der typenbildenden Mentalitätsanalyse und der auf habitushermeneutische Prinzipien gerichteten Auswertung. Wir konnten dabei generell an unsere Verfahren zur Auswertung von Interviews und Gruppendiskussionen anknüpfen, mussten diese aber bei der Gruppenwerkstatt modifizieren. Neben den Collagen als neuen Datentyp galt es beispielsweise auch die umfangreichere Datenmenge systematisch zu sichten.

Die Werkstattveranstaltungen wurden durch Videoaufnahmen protokolliert und verschriftet. Einen ersten Überblick über die Erhebungen gab das Simultanprotokoll, das der Co-Moderator verfasst hatte (zu diesem gehörte beispielsweise bereits eine Abschrift der Metaplankarten). Die Collagen wurden abfotografiert, die Fotos so weit vergrößert, dass alle Bild- und Textsymbole darauf erkennbar waren. Aufgrund dieser ersten Einschätzungen wurden die ersten ‚Werkstätten‘ für die Feinauswertung ausgewählt. Dabei wurden die Fälle zur Weiterbearbeitung an einzelne Mitarbeiter der Forschungsgruppe verteilt. Die Feinauswertung begann mit einer PC-gestützten Sichtung des Videobandes. Diese war von einer annähernd kompletten Verschriftung begleitet,¹⁹⁹ über die zugleich eine sehr intensive inhaltliche Auseinandersetzung stattfand.

8.1.1 Von der Transkription zum Typus

Verschriftung

Als Materialien für die Verschriftung und Auswertung standen zur Verfügung u.a. Video- und Tonbandaufzeichnungen, Konzept und Diskussionsleitfaden zur Erhebung, der verwendete Grundreiz, der Beobachtungsbogen des Moderatorenteams, die Simultanmitschrift des Co-Moderators, die abfotografierten Collagen und die Metaplankarten.

Die Verschriftung umfasste die tabellarische Auflistung der Angaben aus den Sozialdatenbögen, die Transkription oder das paraphrasierende Protokoll des Warming-Ups, die Transkription der Diskussion, die wörtliche Abschrift der Metaplankarten und die Transkription der Diskussion dazu, die Transkription der Collagenvorstellung und -diskussion und ein paraphrasierendes Protokoll des Feedbacks. Die Verschriftung erfasste durch ein bestimmtes Schema neben Sprecher und Text auch Besonderheiten in der Art des Sprechens (z.B.: ‚sehr erregt‘), besondere Eindrücke aus der Gruppendynamik

¹⁹⁹ Nach bestimmten Transkriptionsregeln wurden dabei auch Pausen, Betonungen, Stocken usw. berücksichtigt.

(anhand der Videoaufzeichnung), eine Zeitleiste (um bestimmte Stellen später schnell wiederfinden zu können) und eine Spalte, in der später analytische Kommentare eingefügt werden konnten. Bei der Transkription des ‚warming-ups‘ wurde eine Art Synopse angefertigt, so dass man ‚auf einen Blick‘ einen guten Überblick über die Teilnehmer bekam. In der Diskussion der Collage wurden die Bild- und Textsymbole, auf die sich die Teilnehmer bezogen, in Fettschrift gekennzeichnet, um den Kontext deutlich zu machen.²⁰⁰

Diskussion des Falles

Zweiter Schritt der Auswertung war die gemeinsame Diskussion und Interpretation des Falles. Hier ging es darum, die Milieuzugehörigkeit der Teilnehmenden zu analysieren (gegebenenfalls ‚Subgruppen‘ zu identifizieren), die wichtigsten Themen der Gruppe zu reflektieren und zugleich nach (zunächst groben) Habitusdimensionen zu interpretieren.

Dazu zogen wir die Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik heran, die wir überprüften und zugleich modifizierten (Tabelle 5). Weiterentwicklungen im Vergleich zu den vor allem aus lebensgeschichtlichen Interviews herausgearbeiteten Kategorien in Tabelle 1 bilden beispielsweise die Pole ‚individuell-gemeinschaftlich‘, ‚ästhetisch-funktional‘ und (in Teilen) ‚hierarchisch-egalitär‘.

Diese Neuerungen bzw. Ergänzungen ergaben sich durch die Bedingungen des spezifischen Feldes, durch die bestimmte Dimensionen mehr in den Vordergrund traten als andere. Explorationen in anderen sozialen Feldern werden vermutlich andere Betonungen ergeben.²⁰¹

²⁰⁰ Beispiele für die Form der Verschriftung sind weiter oben dokumentiert; nur die für handschriftliche Analysekommentare vorgesehene Spalte ist nicht mit abgedruckt.

²⁰¹ Vgl. die Untersuchung von Lange-Vester/Teiwes-Kügler (2004) zu den Milieus der Studierenden.

Tabelle 5: Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von Gruppenwerkstätten ²⁰²	
Askese methodisch; planend; Pflicht; (Trieb-) Verzicht steht vor Lust und Genuß; diszipliniert; Selbstbeherrschung;	Hedonismus spontan; ungeplant; ungeregelt; lustbetont; Spaß; Lust und Genuss statt Pflicht und Verzicht;
Ideelles spirituell; metaphysisch; Neigung zur Abstrahierung von der dinglichen Realität; vergeistigt; intellektuell; idealistisch; Betonen des Anspruchs auf ‚Authentizität‘;	Materielles körperbetont; ‚weltlich‘; praktisch; Orientierung am konkret Fassbaren; verdinglicht; realistisch; Pragmatismus; Orientierung an Machbarkeit und Notwendigkeit;
Hierarchie autoritätsorientiert bis autoritär; Statusdenken; positive Bewertung von Ordnung und Unterordnung; häufig: Ressentiments;	Egalität partnerschaftlich; gleichberechtigt; Anspruch auf Partizipation und Mitgestaltung; „leben und leben lassen“;
Individualität Vorrang des Selbst vor der Gemeinschaft; Autonomie: Anspruch auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung (‚jeder ist für sich selbst verantwortlich‘); häufig Streben nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung; Neigung zu Egozentrik; abgrenzen von der ‚Masse‘, Betonung von ‚Einzigartigkeit‘;	Gemeinschaft Gemeinschaft steht vor individuellen Ansprüchen; Rücksichtnahme auf Konventionen; Bereitschaft zu Kompromissen; teilweise Anpassung und Konformismus; Geselligkeit, Sicherheit, und Geborgenheit; bisweilen Anlehnung an bzw. Entlastung durch die Gemeinschaft;
Ästhetik Form steht vor Inhalt; Vorrang der Ästhetik vor Funktionalität; Distanzierung von unmittelbaren und direkten Ausdrucksformen; Stilisierung von Praktiken; Betonung des ‚Schönen‘ und Stilvollen gegenüber Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; Feingeschmack;	Funktionalität Inhalt wichtiger als Form; Orientierung an Funktionalität; Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit stehen im Vordergrund; unmittelbare und direkte Ausdrucksformen herrschen vor; Notwendigkeits- oder Grobgeschmack;

Zum Beispiel zeigte sich hier bei der akademischen Bildungselite schnell ein bestimmtes Muster auf der Dimension ‚Ideell - Materiell‘ („Konfirmation

²⁰² Entwickelt im Forschungsprojekt ‚Kirche und Milieu‘.

nur wegen der Geschenke, das ist doch verlogen"). Das Abwerten alles Nicht-Ideellen entspricht dem typischen Distinktionshabitus dieser Gruppen (Abgrenzen vom vermeintlichen ‚Materialismus‘ der ‚Masse‘). Hinzu trat häufig eine hohe Bewertung der eigenen ‚geistigen‘ Übereinstimmung („Zur Kirche muss man sich positiv bekennen: ‚Ja, ich will‘, und nicht einfach hineingeboren werden“ - ‚individuelle Authentizität‘ - Dimension ‚individuell-gemeinschaftlich‘; vgl. Vögele u.a. 2002, S. 151 ff.).

Bei der Gruppe mit den Männern des Leistungsorientierten Arbeitnehmermilieus zeigte sich schnell das Motto ‚Taten statt Worte‘ („Es zeichnet nicht den Christen aus, dass er jeden Sonntag in die Kirche geht, sondern wie er das Leben lebt, seinen Mitmenschen gegenüber, das ist das Entscheidende dabei“). Auch dieses Muster kann auf die Dimension ‚Ideell-Materiell‘ bezogen werden. Für materiell stehen hier die ‚Taten‘, also die Praxis. ‚Ideelles‘ wird nicht ausgeklammert, sondern anders gewichtet: Das Ideelle („der Christ“) muss in den Taten (in der Praxis) sichtbar sein: ‚man ist Christ, indem man lebt wie ein Christ‘ (und nicht nur so redet).

Zugleich wird die Gemeinschaft betont („seinen Mitmenschen gegenüber“). Wie sich zeigte, wird Kirche von diesen Leuten als eine Art ‚Solidargemeinschaft‘ gesehen, der man sich verpflichtet fühlt und aus der man auch dann nicht gleich austritt, wenn man, salopp gesagt, „mit dem lieben Gott manchmal so seine Probleme hat“ (Dimension ‚individuell-gemeinschaftlich‘; vgl. Vögele u.a. 183 ff. sowie 195 ff.). Solche ersten, hier nur verkürzt wiedergegebenen Grundmuster wurden zunächst in der gemeinsamen Diskussion herausgearbeitet. Anschließend übernahm ein Mitarbeiter die weitere Bearbeitung, wobei es galt, auf der Grundlage der gemeinsamen Diskussion die sich abzeichnenden Habitusmuster weiter zu entwickeln und systematisch herauszuarbeiten.

Fallanalyse

Für die Auswertung von Gruppenwerkstätten als Fallanalysen, die im Projekt ‚Kirche und Milieu‘ begonnen wurde, hat sich durch die weitere Forschungspraxis inzwischen eine mehrere Stufen umfassende Systematik als sinnvoll erwiesen. Dazu gehören folgende Elemente:

(1) Gruppe/Milieu:

Auf der Grundlage des Warming-Ups, der Sozialdaten und der Erfahrungen mit dem Feldzugang und dem Scouten erfolgt eine Deskription der Gruppe und eventueller Teilgruppen sowie der erste Versuch einer Milieueinschätzung.

(2) Analyse des Diskussionsteils:

Auf der Grundlage des Transkripts und der Videoaufzeichnung wird eine zweistufige Erschließung der Gruppendiskussion vorgenommen.

- ♦ Ein inhaltsanalytisches Protokoll dient dazu, das Material auf einer ersten Stufe durchzuarbeiten. Festgehalten werden der Verlauf der Diskussion, die angesprochenen Themen und die Angabe, von wem diese eingebracht werden, Bemerkungen zur Gruppendynamik, Angaben dazu, inwiefern sich Teilgruppen ausmachen lassen.
- ♦ Die anschließende habitushermeneutische Interpretation erfolgte anhand von Leitfragen, u.a: Welche Klassifizierungen und Klassifizierungsschemata zeigen sich? Wie grenzen sich die Teilnehmenden von bestimmten Praxisformen des Feldes (z.B. kirchliche Arbeitsformen, Rituale etc.) und von sozialen Gruppen ab (z.B. Kirchgänger)? Welche impliziten und expliziten Zuordnungen zeigen sich? Welche milieutypischen Muster zeigen sich? Welche Motive und Barrieren zum Feld werden sichtbar und wie sind sie mit der alltäglichen Lebensführung verbunden? Für diesen Teil ist wichtig, die interpretativen Aussagen immer anhand von Originalaussagen zu belegen. Als Hintergrund wurden hier die

Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik (Tabelle 5). Zu diesem Auswertungsteil gehörte auch die sequenzanalytische Auswertung einiger besonders zentraler Stellen.

Generell kann man sagen, dass das inhaltsanalytische Protokoll sich stärker auf einer manifesten Interpretationsebene bewegt, während die habitushermeneutische Interpretation eher auf der latenten Sinnesebene einzuordnen ist

(3) Analyse des Metaplan-Teils:

Auf der Grundlage der Metaplankarten, des Transkriptes und des Videobandes dazu galt es, die Metaplankarten mit Personenzuordnung tabellarisch aufzubereiten, den Verlauf dieses Arbeitsschrittes sowohl in technisch-methodischer als auch in inhaltlicher Hinsicht zu beschreiben, nach dem obigen Muster eine habitushermeneutische Interpretation vorzunehmen und festzuhalten, welche zusätzlichen Erkenntnisse dieses Erhebungselements gebracht hat.

(4) Analyse des projektiven Teils:

Grundlage hierfür waren die Collagen, die Transkription zur Collagenvorstellung und die Videoaufzeichnung. Auch hier gilt es neben der Beschreibung des Verlaufs eine habitushermeneutische Interpretation der Diskussion vorzunehmen und eine Einschätzung dazu, welche zusätzlichen Erkenntnisse durch diese Arbeit erlangt werden konnten. Die Collagen selbst werden dazu inzwischen anhand des in Abschnitt 7.3.6 skizzierten Leitfadens interpretiert (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2003a, S. 226; ausführlich Teiwes-Kügler 2001).

(5) Fazit:

In einem abschließenden Fazit gilt es, zentrale Ergebnisse hinsichtlich der Fragestellung der Untersuchung, zu den milieutypischen Haltungen und zu

Möglichkeiten der Ansprache und Mobilisierung zusammenzufassen und, wennmöglich, ein besonders charakteristisches Zitat oder ‚Label‘ für diese Gruppe herauszustellen. Auch eine Verortung im sozialen Raum soll versucht werden.

Innerhalb des Studie ‚Kirche und Milieu‘ waren diese verschiedenen Auswertungsebenen generell ebenfalls bereits Grundlage der Fallanalysen, wenngleich nicht in genau dieser Systematik. Dafür mussten andere, mit den Spezifika der Untersuchung zusammenhängende Fragen mit aufgenommen werden. Etwa galt es, zu Beginn die konkrete Fragestellung an diese Gruppe aus Sicht der Studie in Erinnerung zu rufen und im Blick zu behalten. Gegen Ende sollte zudem neben der Verortung im sozialen Raum eine Einordnung der Gruppe in eine *historische Traditionslinie* vorgenommen werden, d.h. in den Blick zu nehmen, welche Bezüge zu Alltagsmentalität, religiöser Orientierung und Kirchenbindung sich zu historischen sozialen Gruppen finden lassen. Das war deswegen von Bedeutung, weil wir Wert auf eine historische Einordnung unserer Befunde in andere Typologien legten.²⁰³ Für die Entwicklung unserer eigenen Typologie, die wir entsprechend Bourdieus These von der Entfaltung und Aktualisierung des Habitus „*in der Beziehung zu einem Feld*“ (Bourdieu 1989, S. 406, Hervorhebung im Original) einordnen wollten (siehe unten), war das zudem ein hilfreicher Arbeitsschritt.

Die Erarbeitung der Fallanalyse zielte darauf, zur inneren Logik des Einstellungssyndroms der Werkstattgruppe zu kommen. Die hier aufgeführten Teile lassen sich als Stufen des Prozesses verstehen, sich diesem Syndrom des Falles zu nähern. Der nächste Schritt war, von der Fallanalyse zum Typus zu gelangen.

²⁰³ Wir sahen solche Anknüpfungspunkte in den Arbeiten von Weber (1972, S. 245-314), Bourdieu (2000) und von Bismarck (1957); vgl. Vögele u.a. 2002, S. 127 ff.).

Typus

Für die Typenbildung wurden dann andere Gruppen bzw. Teilgruppen hinzugezogen, bei denen wir aufgrund des Simultanprotokolls strukturelle oder phänomenologische Ähnlichkeiten der Habitusmuster festgestellt hatten.²⁰⁴ Dies wurde nun feinanalytisch geprüft und in die Fallanalyse mit einbezogen. Dadurch wurde der Typus um Facetten und Varianten ergänzt.

Für den Typus der Humanisten z.B. wurde relativ schnell folgendes Muster deutlich:

(geistige)Toleranz - Interesse an der Lösung von Lebens- und ,Sinnfragen'²⁰⁵ - Individualität - partnerschaftlicher Dialog - Schätzen der Kirche als Trägerin der abendländischen Kultur - Distanz zu/Abwertung von nicht-ideeller kirchlich-religiöser Orientierung.

In diesem Syndrom kirchlich-religiöser Orientierung zeigt sich, wie schon erwähnt, der typische Distinktionshabitus der Bildungselite im Liberal-Intellektuellen und Konservativ-Technokratischen Milieu. Dieses Grundmuster wurde dann ergänzt durch eine Gruppe von ‚Humanisten‘, die - im Gegensatz zu anderen in der Stichprobe - in einer Kirchengemeinde durch milieuentsprechende Angebote mobilisiert worden war. Für diese Gruppe spielte die Einbindung in Gemeinschaften eine wichtige Rolle, die mit der Mobilisierung für verschiedene kirchliche Arbeits- und Diskussionsformen verbunden war.

Diese auch emotional hohe Bewertung gemeinschaftlicher Erfahrungen deuteten wir habitushermeneutisch so, dass die Bildungselite zu den konventionellen Vergemeinschaftungsformen der Volksklassen (Feuerwehr, Schützenverein, Sportverein, Heimatverein usw.) häufig insofern distanziert ist, als dass dies für sie nicht die geeigneten Foren zur Diskussion von ‚Sinnfragen‘

²⁰⁴ Das kann, je nachdem wie milieuhomogen die Gruppe ist, bis zur Berücksichtigung von Einzelfällen gehen.

²⁰⁵ Dies entspricht dem schon von Max Weber den Intellektuellen zugeschriebenen religiösen Bedürfnis der ‚Erlösung aus innerer Not‘ (Weber 1972, S. 304).

sind. Die unter dem Dach der Kirche entstandenen Gesprächs- und Arbeitsformen (konkret waren das: Theatergruppe, Gesprächsforum zu ‚Lebensfragen‘, Gruppe ‚experimenteller Gottesdienst‘, offener Kreis zur reflektierenden Diskussion der Predigten, Redaktion des sehr professionell gestalteten Gemeindebriefs usw.) wurden für sie echte Gemeinschaften für den ‚geistigen und kulturellen Austausch‘, die sie ansonsten häufig vermissen und die deswegen hoch bewertet wurden.²⁰⁶ Die Facette ‚Gemeinschaft‘ erweiterte also das Syndrom der Bildungselite im kirchlich-religiösen Feld, die wir aber zugleich als Variante des gleichen Habitus interpretieren konnten.

Die Typenbildung erfolgte also aufgrund ähnlicher Habitusmuster bzw. Mentalitätssyndrome, die wir möglichst stringent aus dem empirischen Material zu entwickeln versuchten.²⁰⁷ Aus den 13 Gruppenwerkstätten konnten wir schließlich acht Typen entwickeln, durch die nicht der gesamte Raum der sozialen Milieus abgedeckt, aber doch ein wichtiger Teil des kirchlichen Klientelfeldes überblickt werden kann. Der nächste Schritt war nun, vom Typus zur Typologie zu gelangen.

8.1.2 Typologie: Die innere Logik und die Logik des Feldes

Wie schon erwähnt, dienten die Fallanalysen dazu, sich der inneren Logik des Falles bzw. des Typus systematisch zu nähern, indem wir z.B. die Potenziale von Nähe, Distanz, Kritik, Ansprechbarkeit usw. aus dem Material herausarbeiteten. Dieses ‚technische‘ Vorgehen war auch insofern gerechtfertigt, als dass es darum ging, das Material erst einmal zu *durchdringen*.

²⁰⁶ Von Bismarck (1957, S. 25) sprach bereits vom „vereinsamten Intellektuellen“.

²⁰⁷ Während Bohnsack (1997) vermutet, dass Bourdieus Habitusanalysen sich „primär (negativ) im Medium der *Distinktion*“ bewegen (vgl. aber etwa Bourdieu 2001, S. 125) und somit Unterscheidung und nicht Gemeinsamkeit in den Vordergrund rücken würden, wird der Habitus hier im Sinne Bourdieus als Klassenhabitus verstanden, der somit auch immer auf einer, wie wiederum Bohnsack (ebd., S. 208) es ausdrückt, „habituellen Übereinstimmung“ basiert, also auf ähnlichen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata.

Zugleich wurde aber klar, dass jeder Typus seine eigene innere Logik hat, die sich nur bedingt durch ein schematisches Vorgehen erschließt. Das Syndrom ist nicht nur ein ‚zufälliges‘ Zusammentreffen bestimmter Merkmale, das sich durch das Auflisten von ‚Nähe‘, ‚Kritik‘, ‚Möglichkeiten der Ansprache‘ ausdrücken lässt. Zum Leben erweckt wird das Syndrom erst, wenn man den Typus *entlang der inneren Logik* entwickelt. Wir stellten fest, dass jeder Typus zentrale milieutypische ‚Reibeflächen‘ im Verhältnis zur Kirche hat, um die herum sich die anderen ‚Merkmale‘ logisch aufbauen.

Zur Verdeutlichung und zur Veranschaulichung soll dies an anhand unserer Untersuchung an unserer Typologie ausführlicher entwickelt werden. Aus Platzgründen werden dazu an dieser Stelle nur fünf Beispielen herangezogen.²⁰⁸ Für die fünf Typen lassen sich folgende spezifische ‚Reibeflächen‘ benennen, in denen wir mit Bourdieu die Aktualisierung von grundsätzlich relativ dauerhaften Dispositionen im Zustand des kirchlich-religiösen Feldes sehen:

- ◆ Humanisten:
Auseinandersetzen mit den ‚alten Geistlichen‘ - ‚Toleranz, Dialog‘
- ◆ Anspruchsvolle:
Eigenverantwortung und christliche Ethik - ‚zwiespältiges Verhältnis‘
- ◆ Alltagschristen:
Distanz zur reinen Geistlichkeit - ‚Kirche soll auf uns zugehen‘
- ◆ Kirchenchristen:
äußere Stabilisierung - ‚wir wollen sonntags das Wort Gottes hören‘
- ◆ Rebellen:
lebensphasentypische Verunsicherung - ‚das ist alles so verschlüsselt‘

Um diesen Zusammenhang von im Prinzip dauerhaften, in impliziten Zustand befindlichen Dispositionen und deren explizite Sichtbarwerdung im kon-

²⁰⁸ Eine ausführlichere Diskussion und vollständige Darstellung der Typologie und ihrer Traditionslinien befindet sich in Vögele u.a. 2002.

kreten Zustand des Feldes deutlicher zu machen, wird dazu an Webers historische Typologie angeknüpft.²⁰⁹ Dadurch können die *historischen Traditionslinien der sozialen Gruppen* (Vester u.a. 2001) nachgezeichnet werden, in denen die in der Studie ‚Kirche und Milieu‘ herausgearbeiteten Typen stehen. Die sozialen Milieus befinden sich, damals wie heute, in einer bestimmten Konstellation, die sich aus der dynamischen Auseinandersetzung auf den drei Dimensionen (Herrschaft, Differenzierung, Zeit) des sozialen Raumes ergibt. Die innere Logik der sozialen Milieus steht in Zusammenhang mit der Logik des sozialen Gesamttraumes. Die Kirche als religiöse Institution ist in diesem platziert. Da die von uns ermittelten Typen die *feldspezifische Ausprägung* der Alltagsmentalitäten der sozialen Milieus sind, steht die innere Logik der Typen in Zusammenhang mit der Logik des kirchlich-religiösen Feldes. Die Milieus setzen sich mit dem zur Zeit existierenden Kräfteverhältnissen des Feldes auseinander und richten sich, entsprechend der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Dispositionen, *daran und darauf aus*.²¹⁰

- ♦ Hinter der Auseinandersetzung zwischen *Humanisten* und Kirche steht die Auseinandersetzung um *legitime Formen von Religion*, was Bourdieu bereits für die Zeit der ausgehenden 1970er Jahre mit der Konkurrenz von ‚neuen Geistlichen‘ - er zählt dazu vor allem die „Professionellen der psychosomatischen Heilung“, Ärzte, Lehrer für Gymnastik, Ausdruck und fernöstliche Sportarten, Psychologen und Psychoanalytiker - mit „dem Geistlichen alten Schlags“ beschrieben hat (vgl. Bourdieu 1992b, S. 235). Es ist vor allem eine Auseinandersetzung innerhalb der sozialen Milieus der Oberklasse. Inwieweit die Forderung nach Toleranz und Dialog dabei tatsächlich für eine umfassend stärker eigenverant-

²⁰⁹ Gemeint ist der Abschnitt „Stände, Klassen, Religion“ in Weber 1972 (S. 285-314).

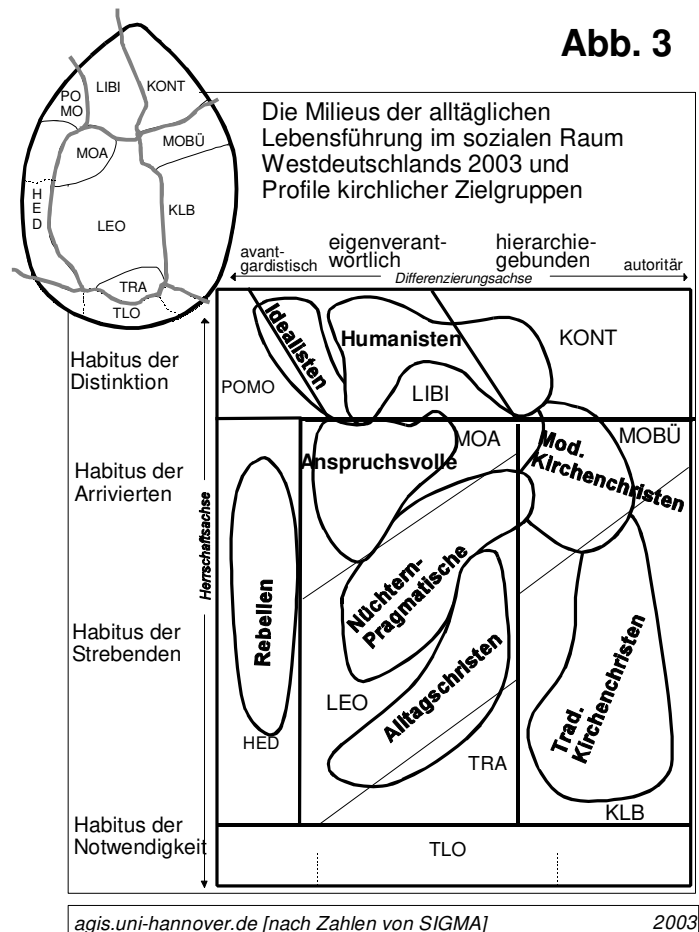
²¹⁰ Für das Beispiel des studentischen Feldes vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004.

wortliche Auslegung gegenüber einer stärker autoritären steht, müsste noch überprüft werden. Nach unten zumindest grenzen sich diese Gruppen durch die Betonung des ‚Geistigen‘ und das Ausblenden, die Distanz oder auch die Abwertung nichtgeistiger kirchlich-religiöser Orientierungen ab (konventionelle, gesellige, materielle usw.).

Das religiöse Bedürfnis der Intellektuellen sah Max Weber in der „Erlösung von innerer Not“, dem Leben und Kosmos einen einheitlichen Sinn geben zu wollen (Weber 1972, S. 307 f.). Bestimmten Teilen der Bildungsschichten sagte Weber die Nähe zu einer „Erleuchtungs-Mystik“ nach. Ihre „Lebensführung des Nichts-als-Intellektuellen“ geht einher mit der starken „Deklassierung des Naturhaften, Körperlichen, Sinnlichen, als (...) einer Versuchung der Ablenkung von diesem spezifischen Heilsweg“ (Weber 1972, S. 307).

Der Gegensatz ‚ideell-materiell‘ kann dabei zum weichen oder harten Herrschaftsmittel werden. Aussagen wie „moderne Kirchenlieder sind so oberflächlich“, „Konfirmation nur wegen der Geschenke, das ist *verlogen*“, „Weihnachten rennen dann alle hin, das ist *scheinheilig*“ usw. vermitteln nach unten vor allem: *Es gibt Dinge, die haben in der Kirche (eigentlich) nichts zu suchen.*

- ♦ Bei den Milieus der Mitte sind geistig-ideelle und materiell-praktische Orientierungen seit jeher in verschiedener Weise miteinander vermischt. Die *Alltagschristen* beispielsweise spüren, dass ihre weltlich-praktische Interpretation von Christ-Sein (die im Grunde ur-evangelisch ist) nicht oder nur bedingt als legitime Form von Christlichkeit akzeptiert wird (in Titulierungen wie ‚Taufscheinchristen‘ bspw. schwingt latent eine solche Abwertung als ‚Christen zweiter Klasse‘ mit).



Legende (Westdeutschland/Zahlen von 2003):

LIBI: Liberal-Intellektuelles Milieu (7,8%)

KONT: Konservativ-Technokr. Milieu (7,3%)

POMO: Postmodernes Milieu (5,6%)

MOA: Modernes Arbeitnehmermilieu (10,5%)

MOBÜ: Modernes Bürgerliches Milieu (11,5%)

HED: Hedonistisches Milieu (9,3%)

LEO: Leistungsorient. Arbeitnehmermilieu (17,5%)

KLB: Kleinbürgerliches Arbeitnehmermilieu (13%)

TRA: Traditionelles Arbeitermilieu (5,6%)

TLO: Traditionsloses Arbeitnehmermilieu (11,9%)

Sie distanzieren sich auf ihre Weise von der ‚reinen‘ Geistlichkeit (sinngemäß: ‚Reden kann man viel, es kommt drauf an, was man tut‘), die ihrer Mentalität nicht entspricht. Zugleich erwarten sie eine Anerkennung ihrer ‚Frömmigkeitsform‘ (vgl. Daiber/Lukatis 1991) durch die Geistlichkeit: der Pastor soll „nicht nur von der Kanzel predigen“ und warten, dass die Leute zu ihm bzw. zur Kirche kommen, sondern muss selbst „auf die Leute zugehen“. Gegenüber den ‚Kirchenchristen‘ grenzen sie sich ab durch ihre stärker intrinsische, verinnerlichte und daher eigenverantwortlichere Orientierung an christlichen Werten, die der ständigen rituellen Bestärkung durch Gottesdienstbesuche weniger bedarf. Besonders kritisch sehen sie Formen von Christlichkeit, die ihrer Vorstellung von Authentizität („Wenn ich immer ordentlich abrechne, dann hab’ ich doch auch was Ordentliches getan“ - Einheit von Wort und Tat) nicht entsprechen: „Sonntags in die Kirche gehen und montags die Kunden übers Ohr hauen“.

- ♦ Die *Anspruchsvollen* vertreten ihre Vorstellung von Christlichkeit in selbstbewusster Form. Zwischen Körperlichkeit und Geistigkeit sehen sie keinen Widerspruch („Dualismus von ‚Fleisch‘ und ‚Geist‘“, Weber 1972, S. 310). Sie arbeiten sich aber vor allem am Autoritätsanspruch der Kirche ab. Der legitimen Religion setzen sie ihre eigenen Interpretationen entgegen, die sie sich nicht verbieten lassen wollen („Kirche kommt mir immer so vor, dass man diese Respektperson sehen muss, und diese Ehrfurcht, die fehlt in meiner Religion völlig“, „der Gott, den ich mir vorstelle...“).

Zugleich schätzen sie aber die christlichen Werte, für die die Kirche ebenfalls steht. Diese ambivalente Beziehung macht ihr Verhältnis zur Kirche häufig so „zwiespältig“. Sie verkörpern einen modernen Typus von *Laienintellektualität* und in gewisser Weise auch von *Laienreligiosität*, den schon Max Weber (1972, 308 ff.) in seiner Religionssoziologie herausgearbeitet hat. Er hat damit, wie in Abschnitt 2.3.1. beschrieben,

schon sehr früh darauf hingewiesen, dass es schon immer in den Volksklassen (kleinbürgerliche und plebejische) intellektuelle und religiöse Orientierungen gab, die sich abseits der Gelehrtschulen quasi ‚autodidaktisch‘ ihren eigenen Reim auf die Welt machten (vgl. Weber ebd., S. 308). Dieser ‚Laienintellektualismus‘, ist von den Vertretern des professionellen Intellektualismus der „sozial und ökonomisch versorgten Klassen“ (ebd.) zumeist als ‚illegitim‘ (‚Halbbildung‘) abgewertet, bisweilen sogar bekämpft worden: „Wie kann der Bauer, der Schmied, der Töpfer die ‚Weisheit‘ haben, die nur Muße zum Nachdenken und zur Hingabe an das Studium zu erschließen vermag“ (ebd., S. 309).

Ein ähnliches Muster von Auseinandersetzung und Abgrenzung ist auch hier bei den ‚Anspruchsvollen‘ zu erkennen. Das Moderne Arbeitnehmersmilieu, dem dieser Typus zuzuordnen ist, hat von den Bildungsöffnungen profitiert und dadurch gewissermaßen den Laienintellektualismus auf eine neue Stufe gebracht. Zur reinen ‚Vergeistigung‘ der klassischen Intellektuellen besteht dabei nach wie vor Distanz (vgl. Teiwes-Kügler 2002).

Alltagschristen und *Anspruchsvolle* gehören einem Milieustammbaum an, der vom Christentum vertretene ethische Werte verinnerlicht hat, diesen Werten oder Idealen aber nicht alles unterordnet. Auch Lebensgenuß, Spontaneität, Ausgelassenheit, Konsum, Körperlichkeit usw. haben im Leben ihren Platz und ihre Zeit (Realitätsprinzip), ohne dass dem ein Makel von ‚Sünde‘ anhaften muss. „Ich kreide der Kirche das schlechte Gewissen an. Wenn man etwas tut, was vielleicht nicht ganz richtig ist, muss man sich sofort schuldig fühlen, das wird doch gepredigt, und das nehm‘ ich der Kirche übel“, äußerte in diesem Sinne eine Frau aus dem Modernen Arbeitnehmersmilieu. Man kann also sagen, dass diese Gruppen mit der ‚Strenge‘ der protestantischen Ethik (Weber 1988) alltagstaugliche Kompromisse gemacht haben. Insofern handelt es sich um *Varianten* der protestantischen Ethik (vgl. Vögele u.a. 2002, S.

120 f.). Für die Zügelung des Lebensgenusses benötigen sie aber keinen äußeren Druck, da sie auf ihre innere Stimme hören.

- ♦ Die *Kirchenchristen* sind am ehesten für die hierarchische Ordnung, wie sie vor allem von der alten Geistlichkeit verkörpert wird, empfänglich. Sie erwarten von der Kirche eine Stärkung ihrer ethischen Werte von außen („man geht in die Kirche, um Orientierung für seinen Glauben zu bekommen, dass man was mit nach Hause nehmen kann, wovon man die ganze Woche wieder leben kann“). Das entlastet auch davon, selber für alle Geschicke des Lebens verantwortlich zu sein.

Das Leben ist für diese Menschen (wie für alle anderen) auch gekennzeichnet von unverständlichen, ungerechten, sinnlosen und widersprüchlichen Dingen, bei deren Bewältigung sie nicht alleine gelassen sein wollen („damit komme ich nicht zurecht“). Sie vertrauen darauf, dass die Kirche ihnen dabei hilft und *Sinn stiftet*, wo sie selbst keinen sehen können (Theodizee). Neuere Entwicklungen in der Geistlichkeit, etwa wenn es zu ‚Liberalisierungen‘ vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Konkurrenz zwischen ‚neuen‘ und ‚alten‘ Geistlichen kommt, stehen sie dann skeptisch gegenüber, wenn die ‚Toleranz‘ (z.B. die Auffassung ‚moderner‘ Pastoren, das geschriebene Wort in der Bibel stärker symbolisch zu verstehen) dazu führt, dass sie sich allein gelassen fühlen („da hilft es, dass da eben auch Gottes Wort ist, und da erhofft man sich natürlich als Laie, dass das am Sonntag in der Kirche zu hören ist“). Für Modernisierungen und Liberalisierungen sind sie nur begrenzt offen. Eine zu stark pluralisierte Kirche, in der jeder sich selbst seine Religion ‚bastelt‘, ist für sie deshalb kaum vorstellbar und löst Verunsicherungen aus.

Historisch ist dieser Typus der Teil des Kleinbürgertums (im Sinne Webers) gewesen, der seit jeher sehr stark auf den kleinbürgerlichen Intellektualismus orientiert war. Im Gegensatz zum ‚plebejischen‘ Intellektualismus war dieser eher in eine hierarchische Ordnung eingebunden.

Er entstand besonders rund um schriftgelehrte Mönche und Priester bzw. „mönchsartig organisierte Kreise“ (Weber 1972, S. 304), die nicht zu den versorgten Bildungsschichten gehörten und Kontakt zu den ‚ungebildeten‘ Volksklassen hatten. Als ‚Lehrende‘ predigten sie eine Art ‚buchstabentreue‘ Bibelauslegung und „ethisch-rigoristische“ (Weber 1972, S. 308) Lebensführung. Auf Resonanz stieß diese Form bei allen Gruppen, die stark in hierarchisch-patriarchalischen Strukturen lebten; die Befolgung religiöser Normen wird darin von außen als gottgefällig sanktioniert (vgl. auch Weber 1972, S. 341 f.).

- ♦ Die ‚*scheinbaren Rebellen*‘ schließlich sind altersentsprechend in einer Phase, in der sie sich von allen Autoritäten (‚fremde Sinnstiftungen‘) abnabeln und ihren eigenen Weg finden wollen und müssen. Dazu gehört, dass sie vieles Althergebrachte in Frage stellen und Erklärungen fordern. Die Kirche erleben sie häufig als ein ‚Buch mit sieben Siegeln‘ („alles so verschlüsselt“). Sie rebellieren und provozieren („Bier zum Abendmahl“), wenn sie das Gefühl haben, dass von ihnen vor allem äußerliche Anpassungsleistungen erwartet und sie reglementiert werden, während sie mit ihren Fragen nicht ernst genommen werden („Fremdes Terrain mach unsicher, außer, man kann sich sofort anpassen“).

Für diesen ‚Lebensphasentypus‘ gibt es kein direktes historisches Vorbild, weil dieses Milieu erst mit der enormen Ausdehnung der adoleszenten und postadoleszenten Übergangsphase in den vergangenen Jahrzehnten entstanden ist. Die Enge der Lebensverhältnisse hat in früheren Zeiten stärkere Zwänge ausgeübt, denen sich die jungen Leute kaum entziehen konnten. Heute müssen die Mentalitäten auf die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen eingestellt werden. Die jungen Leute müssen dabei die eigenen Dispositionen - ihre ‚Stärken‘ und ‚Schwächen‘, das was ihnen ‚liegt‘ - erst noch entdecken. Das war früher in den Zeiten stärkerer Zwänge gar nicht gefragt. Dieses ‚Entdecken‘ birgt Chancen und Risiken, ‚Hochgefühle‘ und Enttäuschungen wechseln

sich ab - insgesamt eine sehr schwierige Lebensphase mit widersprüchlichen Erfahrungen. In diese Dynamik der Lebensbedingungen junger Leute muss die Kirche sich platzieren, z.B. indem sie die jungen Leute partnerschaftlich begleitet. Diese gemeinsame Erfahrung der „Generationslagerung“ (Mannheim) bringt Jugendliche aus unterschiedlichen sozialen Milieus in *homologe Situationen*, so dass soziale Differenzen in dieser Zeit bisweilen stark überlagert werden.

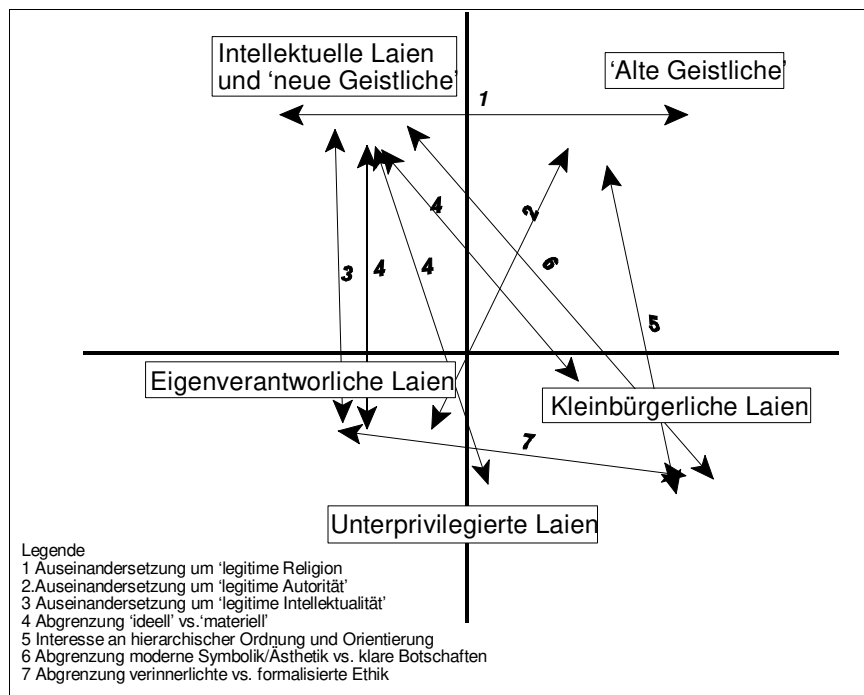
Diese hier ausschnittshaft dargestellten Feldzusammenhänge wurden uns erst allmählich klar. Je mehr die Fallanalysen und Typen vergleichend und vor dem Hintergrund des sozialen Raumes betrachtet wurden, desto stärker bekamen wir den Eindruck, dass sich der ganze ‚Sinn des Spiels‘ (Bourdieu) erst offenbarte, wenn das Feld mit seinen Kraftlinien - zuerst implizit, dann explizit - mitgedacht wurde. Die im Feld wirkenden Kräfte, mit denen sich die Akteure auseinander setzen (müssen), sobald sie darin agieren wollen, drücken sich, wie Abb. 4 zeigt, als vielschichtiges und spannungsreiches Beziehungsgefüge aus (vgl. ausführlicher Vögele u.a. 2002, S. 127 ff.).

Dieser Teil der Auswertung ließ sich auch nicht durch ein vorher konstruiertes Schema vollständig bestimmen, sondern es war Ergebnis eines (Diskussions-) Prozesses. Für das *Verstehen und Erklären* war die Reflexion der eigenen Perspektiven wichtig, um der Gefahr der Verkennung vorzubeugen. Das Korrektiv der Forschungsgruppe ermöglichte eine kontrollierte Hermeneutik. Die Feld- oder Objektkonstruktion erledigt sich, so auch Bourdieu, weder „mit einem Schlag, mit einer Art theoretischem Inauguralakt“, noch dadurch, dass man das empirische Programm wie einen vorab entworfenen „Plan“ abarbeitet: „Sie ist eine langwierige Arbeit, die allmählich vonstatten geht“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 261).²¹¹ Je mehr sich

²¹¹ Zur Konstruktion des Feldes, die wir hier ansatzweise begannen, bemerkt Bourdieu an anderer Stelle: „Um das Feld zu konstruieren, muss man die Formen des spezifischen Kapitals bestimmen, die in ihm wirksam sind, und um diese Formen des

dabei die Strukturen des Feldes für uns abzeichneten, desto leichter fiel uns die Typenbildung und die Konstruktion der typologischen Muster.

Abb. 4:
Hauptakteure, Beziehungs- und Konfliktlinien im religiösen Feld



8.2 Außendarstellung und Transfer:

Das Verkennungsproblem und der ‚zweite Blick‘

Die zuvor ausgeführten Überlegungen standen dann implizit im Hintergrund, als eine geeignete Präsentations- und Darstellungsform für die Ergebnisse

spezifischen Kapitals zu konstruieren, muss man die spezifische Logik des Feldes kennen. Im Forschungsprozess selber bedeutet das ein ständiges, schwieriges und langwieriges Hin und Her” (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 139).

und im weiteren eine Möglichkeit des Transfers in die institutionellen Handlungsfelder entwickelt werden musste.

Hier ist zwischen den Akteuren im akademischen Feld und den Akteuren in den institutionellen Praxisfeldern, die Ergebnisse für ihre praktische Arbeit ein- bzw. umsetzen wollen und somit eine Anwendungsperspektive haben, als Adressaten der Forschungsbefunde zu unterscheiden. Ebenso wie bei der Adaption von Gruppenverfahren aus der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung mussten auch hier Unterschiede beachtet und einbezogen werden. Während es in der Marktforschung eher um eine zielgruppengerechte Platzierung von ‚Produkten‘ und ‚Waren‘ geht, haben wir es mit Beziehungen zwischen sozialen Akteuren innerhalb von Institutionen und deren Praxisfeldern zu tun. Diese sind jedoch selbst von Habitus und Milieuzugehörigkeit durchdrungen, d.h., es gelingt bspw. einem Dozenten der gewerkschaftlichen Bildung oder einem Pastor unter Umständen aufgrund habitustypischer Differenzen und sozialer Distanzen nicht, bestimmte Zielgruppenmilieus anzusprechen. Dies führte zu verschiedenen Überlegungen und praktischen Konsequenzen.

Wir verwendeten für die Darstellung der Mentalitätstypen dieses Projektteils den Terminus ‚Profile‘.²¹² Jedes Profil war formal gleich aufgebaut (Milieucharakteristik, Fragestellung für die ‚Auftraggeber‘, der Typus selbst, Zusammenfassung, spiegelstrichartige Merkmalsauflistung). Das wesentliche war allerdings der inhaltliche Faden, der sich durch das Profil zieht.

Problematisch kann bei der Darstellung sein, dass viele Aussagen aus den Erhebungen nicht originär neu sind. Ähnliche oder gleiche Kommentare zur Kirche fallen ständig; viele Kirchenvertreter haben solche Aussagen in irgendeinem Kontext schon einmal gehört. Anders gesagt werden die Befunde mit den von den Adressaten derselben wiederum mit den perspektivischen

²¹² Bei den feiner differenzierten Submilieus des quantitativen Projektteils, die eher die allgemeine kirchliche Orientierung der sozialen Milieus beschrieben, sprachen wir dann von ‚Steckbriefen‘ (vgl. Wiebke 2002).

Schemata der *Doxa* (Bourdieu) wahrgenommen. Sie scheinen dann auf den ersten Blick nur das zu bestätigen, was man ohnehin schon zu kennen meint. Es geht also im Grunde darum, darzustellen, was das *Neue an einer bekannten Sache ist*.

Neu ist in diesem Sinne, dass die Aussagen und Kommentare von uns in einen anderen Kontext gestellt werden, in die Logik eines Mentalitäts- oder Habitussyndroms. Es wurde Wert darauf gelegt, die innere Logik eines Typus zu *transportieren*, warum seine (möglicherweise bekannte) Beziehung zur Kirche so ist, wie sie ist, und dass sie so, wie sie ist, aus der subjektiven Sicht der Milieus auch ‚in Ordnung‘ ist. Denn ebenso, wie die Frage nach „richtigen“ oder „falschen“ Mentalitäten „logisch unerlaubt“ ist (Geiger 1987 [1932], S. 78), gibt es aus der mentalitätssoziologischen Perspektive auch keine ‚richtigen‘ oder ‚falschen‘ kirchlich-religiösen Orientierungen. Die milieutypischen Orientierungen im kirchlich-religiösen Feld sollten in neuartiger Weise verstehbar werden, etwa nach dem Motto: „Ich kenne diese Leute - aber so habe ich die noch nie gesehen“. Da die herausgearbeiteten Orientierungen, die Erwartungen, Motive und Barrieren, nicht an der Oberfläche, sondern in den Mentalitäten verwurzelt sind, sollte die Kirche nicht dazu verleitet werden, die Milieus ‚rezeptartig‘ (im Sinne von Marketingrezepten oder Werbestrategien) als Zielgruppen anzusprechen, sondern sie sollte ermuntert werden, mit ihnen auf der Basis ihrer spezifischen Beziehung bzw. Disposition zur Kirche zu arbeiten und *sich neu zu arrangieren*.

In der Außendarstellung wurde deshalb unter dem Motto ‚Bekanntes neu sehen‘ mit der Metapher des ‚ersten‘ und ‚zweiten Blicks‘ gearbeitet. Wir zielten damit darauf, die Reflexion eingefahrener binnenkirchlicher Perspektiven auf soziale Gruppen, die immer mit der eigenen Position im sozialen Raum zu tun haben, zu fördern (vgl. Abschnitt 4.1). Praktisch bedeutete das, die Auswertungsergebnisse so darzustellen, dass dem Leser, um mit Bourdieu zu sprechen, „eine verstehende Lektüre“ ermöglicht wird, die es

ihm erlaubt, „den Äußerungen, die er lesen wird, jenen Blick entgegenzubringen, der dem Befragten gerecht wird“ (Bourdieu u.a. 1997, S. 800 f.).

Die weitere Vermittlung der Forschungsergebnisse in unterschiedliche Handlungsfelder (neben der Ebene der Theologie zählten dazu etwa z.B. Ebene der Diakonie, des Kirchenvorstandes bzw. der Kirchengemeinde, des Kirchenkreises, von Religionslehrern, der innerkirchlichen Organisationsentwicklung, der kirchlichen Erwachsenenbildung usw.) erforderte es, auf Seiten der Adressaten einen Reflexionsprozess der eigenen Habitus-schemata und in der Folge auch der innerinstitutionellen Organisationsstruktur anzuregen, um Probleme des Erreichens spezieller Zielgruppenmilieus verstehen, erklären und bearbeiten zu können. Dies führte dazu, sowohl den theoretischen Forschungsansatz als auch die Forschungsergebnisse in spezieller, didaktisch reflektierter Weise aufzubereiten und in Form von ausgedehnten, bisweilen mehrtägigen Workshops zu vermitteln.

Auf die hier angerissene Problematik des Verkennens und Erkennens wird im abschließenden Abschnitt 9. noch einmal resümierend geblickt.

9. Zusammenfassung: Verstehen und Erklären und die Leistungsfähigkeit der Verfahren

Ausgangspunkt dieser Arbeit waren zwei Studien, die an den Mobilisierungsproblemen großer gesellschaftlicher Institutionen ansetzten. Orientierung und Handeln der Akteure im Feld der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung und im kirchlich-religiösen Feld konnten durch bisherige Forschungen nicht mehr hinreichend beschrieben und erklärt werden. Unklar war vor allem, welchen Mustern das Handeln der Akteure folgte. Zumeist wurde den Akteuren aufgrund ihrer sozialen oder ökonomischen Position eine bestimmte ‚angemessene‘ Orientierung zugeschrieben oder man ging davon aus, dass der Zugang zum Feld mehr oder weniger ‚frei‘ von den Akteuren ‚gewählt‘ wird. Zunehmend war es damit schwieriger geworden, zu befriedigenden und plausiblen Prognosen über das Handeln der Akteure zu kommen.

9.1 Verstehen, Erklären und die Reflexion der Schemata

Die von uns durchgeführten und hier näher Untersuchungen haben dieses Problem auf neuartige Weise untersucht. Sie gingen davon aus, dass alle Akteure über erworbene und auf gesellschaftliche Teilungsprinzipien zurückgehende komplexe Verhaltensrepertoires verfügen, mit denen sie die Anforderungen des Alltags gewohnheitsmäßig bewältigen. Hierfür stehen die Begriffe Habitus bzw. Mentalität. Das Handeln bzw. die Ausrichtung in einem bestimmten sozialen Feld ist eng mit dieser alltäglichen Lebensführung verbunden. Habitus und Mentalität lassen sich nach diesem Ansatz nicht aus *einer* Dimension (wie berufliche Stellung oder ökonomische Situation) herleiten, sondern beruhen auf einer umfassenden Einbindung der Akteure in soziale, ökonomische und gesellschaftliche Zusammenhänge, die sich als soziales Milieu verstehen lassen.

Die nach diesem Konzept gebildeten feldspezifischen Typen schwingen auf der gleichen ‚Wellenlänge‘. Sie sind durch eine ähnliche Mentalität miteinander verbunden und finden sich aufgrund der damit zusammenhängenden ähnlichen moralischen und geschmacklichen Neigungen, die „nur

höchst bruchstückhaft dem Bewusstsein zugänglich sind” (Bourdieu 1982, S. 283), in sozialen Zusammenhängen. Soziale Praxisfelder wie ‚Bildung‘ oder ‚Kirche‘ sind gesellschaftliche Orte, die Treffpunkte für solche sozialen Zusammenhänge sein können.

Ziel der Studien war es, dem Postulat von Weber (1972, S. 9)²¹³ entsprechend, zu *Typenbildungen* zu kommen, die die vieldimensionalen Muster der alltäglichen Lebensführung mit einbeziehen, deren einheitsstiftendes Prinzip in der Mentalität bzw. im Habitus verankert sind. Dadurch sollten die Handlungsmuster, oder - so Weber - die Regeln des Handelns der Akteure im Feld aufgedeckt werden. Ein Vorbild für eine solche auf soziale Akteure bezogene Typenbildung hat Weber selbst für das religiöse Feld geliefert, die wiederum von Bourdieu (2000) interpretiert und mit einem theoretischen Boden versehen wurde.

Mit diesem Ansatz gelang es schließlich bei beiden Studien, die Probleme des Bindungsverlustes in ein anderes Licht zu stellen, indem das Verhältnis der Akteure zu den Institutionen und deren Angeboten und Arbeitsformen aus der Perspektive ihrer Alltagspraxis beleuchtet wurde. Dadurch gelangt man zu Einschätzungen, die den Akteuren insgesamt besser gerecht werden. Die ‚Ideale‘ oder Normen, an denen sie zumeist gemessen werden, lassen sich mit dieser Vorgehensweise ebenfalls auf bestimmte soziale Gruppen beziehen. Indem sie im sozialen Raum lokalisiert werden können, verlieren sie ihren scheinbar ‚freischwebenden‘ und universalistischen Charakter.²¹⁴ Es

²¹³ Es heißt dort: „Die Soziologie bildet (...) Typen-Begriffe und sucht generelle Regeln des Geschehens“.

²¹⁴ So fordert Bourdieu eine „radikal historizistische“ Beantwortung der Frage nach „der Vernunft bzw. der Normen“, wenn er fragt: „Wer hat Interesse am Universellen? (...) Welche gesellschaftlichen Bedingungen müssen erfüllt sein, damit bestimmte Akteure sich fürs Universelle interessieren? Wie bilden sich spezifische Felder, ‚Spiele‘, dergestalt, dass Akteure in Verfolgung ureigenster Interessen zur Schaffung von Universellem beitragen (Beispiel Wissenschaftsfeld)? Oder Felder, innerhalb deren sich Akteure aufgerufen fühlen, als Hüter und Verteidiger des universellen aufzutreten (...)? Kurz und bündig: In bestimmten Feldern, zu einem bestimmten historischen

handelt sich demnach um nicht genügend reflektierte Kulturschranken, die beispielsweise zwischen Elitemilieus und den praktischen Milieus bestehen und die darauf beruhen, dass die soziale Wahrnehmung immer von einem bestimmten Ort im sozialen Raum aus erfolgt. Insofern sind die Perspektiven der Milieus aufeinander und auf ihre Praxis in den spezifischen sozialen Feldern systematisch verzerrt.

Diese Verzerrungen führen leicht zu Verkennungen, d.h., dass die Praxis der Akteure mit den spontanen und alltäglichen Schemata wahrgenommen und darin nur das ‚erkannt‘ wird, was vom eigenen sozialen Ort aus zu sehen ist und plausibel erscheint. Auf diese Weise werden - wie bei einer ‚self fulfilling prophecy‘ - zumeist die bekannten Bilder von den Akteuren bestätigt. Durch einen systematischen Wechsel der Perspektiven können diese Verzerrungen zwar nicht ausgeschaltet, aber besser reflektiert und dadurch relativiert werden,²¹⁵ so dass *Bekanntes neu gesehen* werden kann.²¹⁶

Das Problem der Verkennungen beim Transfer der Ergebnisse

In den Studien mussten die Verzerrungen und Verkennungen auf mehreren Ebenen beachtet werden: bei den vorbereitenden Feldexplorationen (Expertengespräche), bei der Durchführung und Interpretation der Erhebungen (Transkripte, Videobänder, Collagen), bei der Vermittlung der Ergebnisse an Vertreter der Institutionen.

Moment und für eine bestimmte Dauer (...) finden sich Akteure mit einem Interesse am Universellen“ (Bourdieu 1992c, S. 43 f.). Vgl. auch Vester u.a. 2001, S. 204 ff.

²¹⁵ Der Habitus kann, wie Bourdieu sagt, durch Reflexion „unter Kontrolle gebracht“ werden (Bourdieu 1989, S. 407).

²¹⁶ Bourdieu drückt das oft mit den Begriffen Doxa (der „gewohnheitsmäßigen Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen“, 1982, S. 668), Allodoxia (den „Formen trügerischen Erkennens“ (ebd., S. 722) und Orthodoxie aus und spricht vom „Bruch der Doxa“ (1982, S. 668).

Sollen Forschungsergebnisse mit einem Transfer in Organisationen und in institutionelle Handlungsfelder verbunden werden, dann bedarf es eines solchen reflexiven Transferkonzepts. Nur wenn die handelnden Akteure in den Institutionen selbst durch Reflexion und Überprüfung ihrer Schemata zu einer Modifikation ihrer Handlungskonzepte kommen, können die Organisationen ihre Bindungsprobleme lösen. Insofern liefern auch unsere Forschungsergebnisse kein ‚Rezeptwissen‘, wie es etwa vielfach von Auftraggebern erwartet wird, sondern bieten eher eine Grundlage für ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘, um den notwendigen Prozessen organisationalen Lernens (vgl. etwa Argyris/Schön 1999) eine Richtung zu geben.

Gegenüber verkürzten, häufig unreflektiert aus der Ökonomie übernommenen Konzepten der Organisationsentwicklung und des Wissensmanagements ist zu betonen, dass Bindungsprobleme, wie sie hier im Mittelpunkt standen, komplexer sind als etwa Schwierigkeiten einer milieuspezifischen Platzierung von Produkten und Waren. Es handelt sich um Beziehungen zwischen sozialen Akteuren, die von Habitus und milieuspezifischen Schemata durchdrungen sind. In die Organisationskultur und in die konkrete Ausprägung der institutionellen Arbeitsformen sind solche Konstellationen mit eingeflossen. Durch den Milieuwandel sei den 1970er Jahren sind die früheren Beziehungen und Koalitionen zwischen Institutionen und Adressaten jedoch brüchig geworden und unter Druck geraten.²¹⁷ Schwierigkeiten in der Erreichbarkeit haben sich nicht über Nacht eingestellt, sondern sind Folge jahrelanger Entwicklungen. Ebenso kann auch die Umkehr solcher Prozesse auf Knopfdruck erfolgen, sondern bedarf längerer Prozesse des Umdenkens.

²¹⁷ Hier kann an die Organisationsforschung angeschlossen werden. Demnach birgt etwa die Tendenz zur organisationalen Erstarrung die Gefahr, sich „von den aktuellen gesellschaftlichen, politischen und technologischen Veränderungen abzukoppeln“. Sie verfügen dann nicht über die „innere Aufnahmefähigkeit“, um etwa wie im Falle unserer Untersuchungen die neuen milieuspezifische Adressatenstruktur als „Signale aus der Umwelt“ zu „empfangen und begreifen“ (Berthoin Antal 1992, S. 91).

Diese hier nur angedeuteten Prozesse mussten deshalb am Ende der Studien in den Blick genommen werden. Hierfür war das Zusammenarbeiten in einem Forschungsteam wichtig, so dass individuelle Verkennungen relativiert und von den eigenen Wahrnehmungen und Verkennungen abstrahiert werden konnte. Ebenso galt es, Kenntnisse zu milieutypischen Verkennungsformen einzubringen. Diese *kontrollierte Reflexion* des Forschungsprozesses sollte dazu führen, vom ‚Verkennen‘ zum ‚Erkennen‘ und somit zum *Verstehen und Erklären* zu gelangen.

9.2 Methodologische Entwicklung

Die neuartige theoretische Herangehensweise erforderte auch ein spezielles empirisches Vorgehen, d.h. die Entwicklung geeigneter Verfahren und Methoden. Dieser Weg wurde in diesem Beitrag nachgezeichnet und näher expliziert. Umfassende Untersuchungen zu Habitus- und Milieuanalyse (wie z.B. Bourdieu 1982 oder Vester u.a. 2001) liefern einen Überblick über die ‚Grundtypen‘ von Habitus- bzw. Mentalitätsgruppen, aus denen aber die Orientierung in einem spezifischen sozialen Feld zu einer bestimmten historischen Situation nicht abgeleitet werden kann. Diese muss *neu* und deshalb mit qualitativen Methoden untersucht werden, weil nur damit die Mentalitätstypen im Feld *gefunden* werden können. Aufgrund der komplexen und vieldimensionalen Struktur des Habitus sind solche Methoden mit relativ großem Aufwand verbunden und erfordern große Ressourcen, so dass sie oft auf Einzelfälle beschränkt bleiben. Für die Typenbildung in den beiden Untersuchungen, auf die hier Bezug genommen wurde, musste aber eine gewisse Fallzahl erreicht werden, um einen Typus finden, hinreichend beschreiben und den historischen Traditionslinien zuordnen zu können. Als Erfahrungsregel galt hier eine Zahl von 20 bis 30 Fällen pro Typus.

Um diese Fallzahlen innerhalb der knapp kalkulierten Forschungsprojekte zu erreichen wurde von Interviewverfahren auf Gruppenverfahren umgestellt. War der Anlass für diesen Wechsel zunächst vor allem von solchen for-

schungspragmatischen Gründen geleitet, so zeigte sich im weiteren, dass die Ermittlung habitustypischer Feldorientierungen durch Gruppenverfahren gegenüber den Einzelexplorationen sogar Vorteile hat.

Der Habitus drückt sich nicht nur auf einer offenkundigen, bewussten und kognitiv gesteuerten Ebene aus, sondern umfasst ein komplexes Repertoire von gedanklichen, gefühlten, geschmacklichen, verbalen/nonverbalen und weiteren Klassifizierungsdimensionen und -ebenen bis hin zur Ebene der körperlichen Hexis. In der gesamten Haltung der Akteure finden sich explizite und implizite Klassifizierungen, die auf gesellschaftlichen Teilungsprinzipien basieren und *entschlüsselt* werden müssen. Diese unterschiedlichen ‚Mentalitätsschichten‘ sind mit der Interviewform nur eingeschränkt zu explorieren; tendenziell zielen sie vor allem auf die manifesten Seiten der Mentalität, durch narrative Stimuli auch Teile der verdeckten Schemata offengelegt werden. Durch die Integration weiterer spezieller Techniken wie Assoziationen kann dieses Spektrum zwar erweitert werden. Gruppenverfahren haben demgegenüber allerdings einen weiteren Vorteil.

Durch die interpersonelle Interaktion und Kommunikation stimulieren sich die Akteure gegenseitig und bringen damit die verdeckten Schichten des Habitus, d.h. die latenten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata besser zur Aufdeckung. Während das Interview auf die Dynamik von Befragtem und Interviewer fixiert ist (vgl. Hopf 1978), wodurch der Effekt des Antwortens nach sozialer Erwünschtheit besonders zu beachten ist, entfaltet sich in der Gruppe eine eigene Dynamik unter den Teilnehmern, die der Alltagskommunikation der Akteure näher ist als die Interviewsituation (vgl. Pollock 1955). Zudem lassen sich diese Effekte durch das Integrieren weiterer gezielter Reize und Techniken (vgl. Tabelle 6) erheblich erweitern und dabei auf Einzel-, Gruppen- und Teilgruppenebene ausrichten.²¹⁸

²¹⁸ So wird beispielsweise mit der Collagenarbeit ein ganzes Bündel von Bearbeitungs- und Ausdrucksweisen angesprochen: Einzel-, Kleingruppen-, Großgruppenarbeit; bildlich, verbal, ästhetisch, assoziativ, reflektiert usw.; durch das Agieren der Teilneh-

Tabelle 6: *Ausdrucks- und Explorationsebenen des Habitus*

Habitusdimensionen - bzw. ‚Schichten‘	Explorationsebene bzw. -technik	empirisches Verfahren
<i>offenkundig</i> (rational, kognitiv, re- flexiv, bewusst, ver- bal...)	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Interview ♦ Diskussion ♦ Metaplan-Technik (ver- tiefende Variante) 	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Lebensgeschichtliches Interview ♦ Themenzentriertes Inter- view ♦ Gruppendiskussion ♦ Gruppenwerkstatt
<i>verborgen</i> (emotional, vorreflexiv, vorbewusst, intuitiv, nonverbal...)	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Metaplan-Technik (as- soziative Variante) ♦ narrative Stimuli ♦ interaktive Stimulation ♦ Gruppendynamik ♦ projektive, expressive und kreative Techniken (Assoziationen, Colla- gen, Rollenspiel...) 	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Interviews (narrative Stimuli, projektive Techniken nur sehr ein- geschränkt) ♦ Gruppendiskussion (vor allem: Interaktion, Grup- pendynamik) ♦ Gruppenwerkstatt
<i>körperlich (Hexis)</i> (Haltung, Mimik, Gestik...)	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Assoziationen (Mimik, Gestik) ♦ Metaplan-Technik (kör- perliche Bewegung) ♦ Videoanalyse ♦ Rollenspiel 	<ul style="list-style-type: none"> ♦ Gruppendiskussion und Interviews nur bedingt ♦ Gruppenwerkstatt

In der Übersicht sind Habitusdimensionen (offenkundige und verborgene Schichten werden auch durch die Mentalität umfasst, die allerdings nicht das Körperliche - die äußere Haltung - mit umschließt) und die Möglichkeiten, diese gezielt anzusprechen, unterschieden. Die Körperhaltung kann durch die Videodokumentation mit einbezogen werden, durch bestimmte Reize auch zusätzlich angesprochen werden. Die rechte Spalte zeigt, wie sich die verschiedenen Explorationstechniken in empirische Verfahren einbinden lassen. Das Werkstattverfahren bietet dabei Vorteile, weil es durch seine ausgedehnte und mehrstufige Anlage die Möglichkeit bietet, ein relativ breites Spektrum an Explorationsformen zu integrieren (zu den Grenzen dieser Einbindung verschiedener Techniken vgl. Abschnitt 7.4.). Einschränkungen für Interviewverfahren liegen vor allem darin, dass durch sie der Zugang zu sozialen Feldern wichtige Interaktion nicht berücksichtigt werden kann.

mer wird sogar die körperliche Hexis bedingt mit einbezogen.

Die ‚ganzheitliche‘ Konzeption des Habitus ermöglicht bzw. *erzwingt* zudem, im Zugang der Akteure zu einem spezifischen sozialen Feld einen mit der alltäglichen Lebensführung zusammenhängenden Ausschnitt aus dem *gesamten* Verhaltensrepertoire zu sehen. Wie jemand zur gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung bzw. zu Kirche und Religion steht, ist also eng verknüpft mit seiner praktischen Alltagsbewältigung. Eine genaue habitushermeneutische Interpretation ermöglicht es, in den Zugängen zu sozialen Feldern die *typische Form* zu sehen, in denen sich ein bestimmter Habitus in diesem Feld ausdrückt und entfaltet (vgl. Bourdieu 1989, S. 406). Da uns die Grundtypen der Habitusformen (Bourdieu 1982, Vester u.a. 2001; vgl. Abbildung 1) bekannt sind, können wir somit in Gruppenverfahren Feldzugänge den sozialen Milieus und ihren Traditionslinien zuordnen (vgl. Abbildungen 2 und 3), ohne die milieutypische Alltagspraxis explizit zu explorieren.

Die Akteure bringen also im Interview bzw. in einer Diskussion die *Dispositionen* ihres Habitus zum Feld zur Entfaltung. Je mehr die Teilnehmer einer Gruppenerhebung zum selben sozialen Milieu gehören, desto eher lassen sich ihre Beiträge als die *verschiedenen Facetten desselben Zugangs* zum Feld sehen. Dabei führt die Interaktion dazu, dass die Akteure sich gegenseitig stimulieren und somit in der Gruppenexploration *selbst* auf die entscheidenden ‚Knackpunkte‘ ihrer Beziehung zum Feld zusteuern. Die Konturen der milieutypischen Feldbeziehung werden somit schneller, d.h. durch weniger Fälle sichtbar. Durch die Erweiterung auf andere, gezielt angesprochene Schichten des Habitus, werden diese zentralen Punkte auf verschiedenen Ebenen ermittelt; sie ergänzen sich also zu einem Gesamtbild, das ein tieferes und umfassenderes Verständnis der habitustypischen Orientierung im Feld ermöglicht.²¹⁹

²¹⁹ Während wir im Projekt zur gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung aus einer Stichprobe von 102 Fällen vier Typen (plus einen Untertyp) bilden konnten, gelang es uns im Projekt ‚Kirche und Milieu‘, aus einer Stichprobe von 92 Fällen acht Typen zu

Leistungsfähigkeit der Verfahren

Die einzelnen in diesem Beitrag vorgestellten Verfahren der Mentalitäts- und Habitusanalyse können nun auf ihre Leistungsfähigkeit hin betrachtet und verglichen werden.

Mit dem Lebensgeschichtlichen Interview lässt sich das gesamte Mentalitätssyndrom in der Breite und in seiner Genese sehr gut analysieren; es bietet die beste Möglichkeit, dies durch reichhaltiges Material am Einzelfall zu analysieren. Damit verbunden ist zugleich vertiefte theoretische Arbeit. Der Zugang zu den Feldern wird dabei nur ausschnitthaft, in dem Maße, wie er im Verlauf der Biographie Bedeutung erlangt, exploriert. Durch die narrative Gesprächsform kommen implizite Klassifizierungen zum Ausdruck, so dass neben den offenkundigen auch Teile der verdeckten Habitusschemata eingefangen werden können. Durch den ergänzenden Einsatz bestimmter weiterer Techniken (von denen sich allerdings nicht alle für das Verfahren eignen), bestehen Möglichkeiten der Erweiterung. Durch den umfangreichen Erhebungs- und Auswertungsumfang (ca. 90 bis 120 Minuten bzw. mehrere Wochen pro Interview) lassen sich zumeist aber nur relativ geringe Fallzahlen erreichen, so dass auch den Möglichkeiten der Typenbildung Grenzen gesetzt sind.

finden (die allerdings unterschiedlich dicht exploriert wurden). Möglich war dies durch ein gezieltes Milieuscouting sowie die vertiefte Erhebungsform.

Tabelle 7: Methoden der Mentalitätsanalyse und ihre Leistungsfähigkeit			
Instrument	Leistungsfähigkeit für die Analyse von Habitusyndrom sowie Orientierung und	Leistungsfähigkeit für die Analyse von Habituschemata	Leistungsfähigkeit für die Typenbildung
Lebensgeschichtliches Interview	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse des Gesamtsyndroms (theoretische Arbeit) • sehr reichhaltiges Material zum Einzelfall • Genese des Habitus/der Mentalität • ausschnitthafte Feldorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> • Aufdecken einfacher Habitusdimensionen • komplexe Habitusdimensionen begrenzt 	<ul style="list-style-type: none"> • durch sehr hohen Erhebungs- und Auswertungsaufwand nur bedingt für Typenbildung geeignet (geringe Fallzahlen)
Themenzentriertes Interview	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse zentraler Bereiche der Alltagspraxis (Grundmuster Gesamtsyndrom) • umfangreiche Feldorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> • überwiegend Aufdecken einfacher Habitusdimensionen • komplexe Habitusdimensionen nur begrenzt 	<ul style="list-style-type: none"> • durch gezielte Exploration besser für Typenbildung in Feldern geeignet als Lebensgeschichtliches Interview (höhere Fallzahlen)
Gruppendiskussionsverfahren	<ul style="list-style-type: none"> • umfangreiche Feldorientierung • da Scouten von Akteuren mit ähnlicher Alltagspraxis (Milieu) Gesamtsyndrom nur als habitustypischer 'Stempel' im Feld 	<ul style="list-style-type: none"> • Aufdecken einfacher Habitusdimensionen • durch interpersonelle Interaktion der Akteure erweitertes Aufdecken von Habitusdimensionen 	<ul style="list-style-type: none"> • durch gezieltes Scouten von Milieus theoretisch vorstrukturierte und vorverlagerte Typenbildung • durch interpersonelle Interaktion (gegenseitiges Stimulieren führt zu beschleunigtem Aufdecken der Schemata) kann sich die nötige Fallzahl reduzieren • dadurch rationale Typenbildung für Felder durch geringe Fallzahlen möglich
Gruppenwerkstatt („Mehrstufige Explorationswerkstatt“)	<ul style="list-style-type: none"> • umfassende Feldorientierung • ausschnitthafte Exploration der Alltagspraxis durch 'warming-up' • ansonsten durch Scouten von Akteuren mit ähnlicher Alltagspraxis (Milieus) Gesamtsyndrom nur als habitustypischer Stempel im Feld 	<ul style="list-style-type: none"> • Aufdecken einfacher Habitusdimensionen • durch interpersonelle Interaktion der Akteure erweitertes Aufdecken von Habitusdimensionen • durch mehrstufige Exploration vertieftes Aufdecken komplexer Habitusdimensionen 	<ul style="list-style-type: none"> • durch gezieltes Scouten von Milieus theoretisch vorstrukturierte Typenbildung möglich • durch interpersonelle Interaktion und mehrstufige vertiefte Exploration (Entdecken der typischen Feldorientierungen und -barrieren auf verschiedenen Ebenen) mögliche Reduktion der nötigen Fallzahl • valide Typenbildung • durch umfassende Vorbereitung und zeitlichen Umfang relativ aufwendig

In Teilen trifft auf das Themenzentrierte Interview gleiches zu wie auf das Biographische. Statt der gesamten Breite der sozialen Erfahrungen werden allerdings nur die zentralen Bereiche der Alltagsbewältigung exploriert. Daneben kann die Feldorientierung umfangreich untersucht werden. Die narrativen Passagen sowie der begrenzte Einsatz weiterer Explorationsformen wie Assoziationstests ermöglichen ebenfalls neben der Berücksichtigung einfacher auch das begrenzte Miteinbeziehen komplexer Habitusdimensionen.

Da die ganze Breite und Genese des Mentalitätssyndroms nicht berücksichtigt werden, fließen in die Mentalitätsanalyse auf der Basis dieser Interviews Kenntnisse über Grundmuster und Entstehung von Habitusyndromen ein. Gegenüber dem Lebensgeschichtlichen Interview können aufgrund der komprimierten Erhebung (ca. 60 bis 80 Minuten) deutlich höhere Fallzahlen erreicht werden, so dass die Typenbildung besser möglich ist.

Mit dem Gruppendiskussionsverfahren wird ein anderer Weg eingeschlagen. Die Alltagspraxis selbst, in denen sich die Mentalität der Akteure zeigt, wird gar nicht mehr zum Thema gemacht (allerdings ließe sich ein ‚warming-up‘ wie bei der Werkstattmethode beschrieben integrieren). Durch das Bemühen, Akteure mit ähnlichem Habitus (also ähnlichen Prinzipien der Alltagsbewältigung) für die Diskussionen zu rekrutieren, wird die Milieu- und Mentalitätsanalyse in gewisser Weise nach vorn, vor die Erhebung verlegt, indem die Auswahl der Teilnehmer sehr bewusst und systematisch erfolgt. Zudem zeigen sich die in der Alltagspraxis herausgebildeten Habitusmuster auch im Zugang zum Feld und können durch spezielle abstrahierende Interpretation entschlüsselt werden.

In der Gruppendiskussion kann somit die milieutypische bzw. „informelle Gruppenmeinung“ (Mangold) ermittelt werden. Durch die Berücksichtigung der kommunikativen Strukturen werden zudem die verborgenen Schemata der Akteure stärker angesprochen und aufgedeckt als das bei Einzelexplorationen der Fall ist (vgl. oben). Die ‚Milieunähe‘ der Teilnehmer unterstützt

diesen Prozess, weil die einzelnen Beiträge bei den anderen Teilnehmern ihre Resonanzböden finden und es zu einer gegenseitigen Stimulierung kommt. Die interaktive Selbststeuerung führt die Akteure zu den für den Feldzugang entscheidenden Motiven und Barrieren, hinter denen sich die momentanen Kraftlinien des Feldes verbergen. Durch diese Konzeption, theoretische Vorüberlegungen und spezielle habitushermeneutische Entschlüsselung, kann die Typenbildung für die Orientierung in Feldern wesentlich rationeller erfolgen. Durch das milieubezogene Scouting ist sie bereits vorstrukturiert, da theoretisch begründet ist, dass der Feldzugang nach Milieu und Habitus unterschiedlich ist. Es geht dann ‚nur‘ noch um die milieutypische Ausprägung der Feldorientierung. Allerdings erfordert dieses Vorgehen das verstärkte Einbringen von theoretischen und praktischen Kenntnissen zur Milieu- und Habitusanalyse.

Mit dem Werkstattverfahren wird dieser eingeschlagene Weg erweitert. In der Untersuchung ‚Kirche und Milieu‘ wurde das Milieuscouting durch eine stärkere Differenzierung der standardisierten Daten der ‚Milieulandkarte‘ verfeinert und durch intensive Feldrecherchen systematisiert, so dass auch die Typenbildung noch stärker vorstrukturiert war. Durch das speziell konzipierte ‚warming-up‘ konnten zusätzlich Eindrücke vom Milieuhintergrund gewonnen werden.

Vor allem aber wurde die Erhebung so erweitert, dass die gezielte Ansprache von Habitussschichten möglich wurde, die der Gesprächs- und Diskussionsebene ansonsten verborgen sind. Man ‚vertieft‘ sich *stufenweise* gemeinsam immer mehr in das Thema. Dadurch können andere Seiten der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Akteure aufgedeckt werden. Die interaktiven Prozesse, die für das Gruppendiskussionsverfahren gelten, treffen also auf das Werkstattverfahren genauso zu und werden zusätzlich auf andere Ausdrucksformen ausgedehnt. Indem man den milieutypischen Zugang zum Feld *mehrstufig*, auf verschiedenen Dimensionen, in den Blick nimmt, wird die Feldorientierung *umfassender* ermittelt. Somit

wird auch die Typenbildung besonders *valide*. Milieuhomogene Werkstattgruppen, interaktive Selbststeuerung und mehrstufige Exploration ermöglichen daher eine Typenbildung mit *geringerer Fallzahl*. Allerdings wird der Erhebungs- und Auswertungsaufwand durch diese Erweiterung wieder erhöht. Für die valide und rationelle Typenbildung mit diesem Verfahren müssen deshalb Erkenntnisse der Habitus-theorie und der Hermeneutik konsequent angewandt werden.

Zudem müssen, wie in Abschnitt 7.4. diskutiert, Erweiterungen des Gruppendiskussionsverfahrens dahingehend reflektiert werden, inwiefern Strukturierung und Interventionen die Offenheit der Erhebungssituation beeinflussen und somit den typischen und wichtigen Charakter qualitativer Verfahren zunichte machen. Die Teilnehmer sollen die Möglichkeit bekommen, ihre Perspektive auf das Thema zu entwickeln und zu formulieren und nicht zu Statisten (,Objekten') im „Moderationsfeuerwerk“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 76) werden. Gefragt ist also eine behutsame und sorgsame Methodenentwicklung und -reflexion. Die Vorzüge der Gruppenverfahren treten dabei vor allem zutage, wenn es um Zugänge und Orientierungen für soziale Praxisfelder geht, für die schon in der Untersuchung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (Pollock 1955) eine größere Alltagsnähe von Gruppenerhebungen zur Meinungsbildung der Akteure gezeigt wurde. Dagegen können durch Einzelexplorationen die spezifischen Balancen der Alltagsbewältigung herausgearbeitet und theoretische Erkenntnisse zur Habitusgenese gewonnen werden.

Die Chancen der erweiterten Methoden wie des mehrstufigen Werkstattverfahrens liegen darin, dass die Schemata des Habitus auf den Ebenen angesprochen und gefunden werden können, auf denen sie sich ausdrücken. Dies kann, wie die Arbeit zeigen sollte, zu wesentlichen weiteren Erkenntnissen zum Habitus und seiner Aktualisierung in sozialen Feldern führen. Unsere Erfahrungen mit diesem Verfahren weisen in die Richtung, dass jedes soziale Praxisfeld implizite Regeln besitzt, durch die spezifische Werte und

praktische Haltungen von Adressaten eingefordert werden, während zugleich andere Wünsche, Bedürfnisse und Interessen eher unterdrückt und nicht offen formuliert werden können. Diese kommen dann besonders über projektive Techniken wie Collagen zum Ausdruck.²²⁰ Insofern ermöglichen diese auf das Aufdecken tieferer Schichten des Habitus zielenden Verfahren, wie man sagen könnte, den *Geheimnissen des Feldes* stärker auf die Spur zu kommen.

Für Institutionen und ihre Adressatengruppen heißt das, dass gerade hier für das Verstehen von Bindungsproblemen, von Schwierigkeiten im Erreichen und in der Ansprache bestimmter sozialer Milieus wichtige Barrieren und Motive liegen können, die empirisch ansonsten nur schwer zugänglich sind und häufig nicht erkannt werden. So können mit diesem theoretisch-empirischen Ansatz für Organisationen und Institutionen auch neue Möglichkeiten der Mobilisierung nicht oder schlecht erreichbarer Gruppen aufgezeigt werden.

Was die Bedeutung der einbezogenen Elemente betrifft, so können diese die alltägliche Gesprächsform sogar erweitern, an die sich gerade die Gruppendiskussion annähern will. Zwar ist bspw. mit der Collagentechnik zunächst eine Entfernung bzw. Unterbrechung alltagsnaher Kommunikation verbunden. Allerdings ist dies nur vorübergehend. Die auf diese Weise entstehenden Bilder lösen neue Diskussionen aus. Dabei können, wie unsere Erfahrungen zeigen, in sehr authentischer Weise neue, durch andere empirische Verfahren nicht zum Vorschein gekommene Seiten der Beziehung zum Thema hervortreten und engagiert artikuliert werden.

²²⁰ In Bezug auf das religiöse Feld sind das vor allem lustbetonte und körperlich-sexuelle Motive. In der Untersuchung zu Milieus der Studierenden werden dagegen eher materielle und hedonistische Wünsche abgedrängt, die im asketisch-intellektuell dominierten geisteswissenschaftlichen Feld nicht offen ausgesprochen und dann vor allem in den Collagen thematisiert werden (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2004).

Diese Interventionsform wirkt insofern wie ein Katalysator. Die Akteure werden damit in der Gruppenwerksatt zwar zunächst ‚künstlich‘ konfrontiert. Wird er kontrolliert und sensibel eingesetzt, kommen dadurch allerdings nach unserem theoretischen Ansatz keine ‚künstlichen‘ Aussagen an die Oberfläche, sondern es werden vorhandene, jedoch ‚tiefer liegende‘ Dispositionen aktiviert. Man kann sich an dieser Stelle vorstellen, dass die Akteure auch im Alltag ständig Menschen, Gegenständen und Situationen begegnen, die bei ihnen assoziative und projektive Prozesse auslösen, ähnlich den Anstößen in den Gruppenwerkstätten. Insofern sehen wir als Forschungsgruppe unsere Rolle in diesem Zusammenhang als die von ‚Mäeuten‘, also einer Art Geburtshelfer, die die Akteure zum Sprechen bringen und versuchen, „die vergrabenen Dinge“ ans Tageslicht zu befördern (Bourdieu u.a. 1997, S. 796).

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1:	Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik - Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von lebensgeschichtlichen Interviews	80
Tabelle 2:	Stichprobe der Pilotstudie ‚Bildungsurlaub‘	95
Tabelle 3:	Zusammensetzung der Stichprobe für die Gruppendiskussionen	118
Tabelle 4:	Projekt ‚Kirche und Milieu‘ - Stichprobe des qualitativen Projektteils	142
Tabelle 5:	Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik - Heuristisch entwickelte Synopse zur Interpretation von Gruppenwerkstätten	185
Tabelle 6:	Ausdrucks- und Explorationsebenen des Habitus	211
Tabelle 7:	Methoden der Mentalitätsanalyse und ihre Leistungsfähigkeit	214

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1:	Die Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum West- deutschlands 2003	57
Abbildung 2:	Lage der Zielgruppen von ‚Arbeit und Leben‘ und der ‚klassischen‘ Bildungsmilieus im Raum der Sozialen Milieus (Westdeutschland 2003)	129
Abbildung 3:	Die Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum West- deutschlands 2003 und Profile kirchlicher Zielgruppen	195
Abbildung 4:	Hauptakteure, Beziehungs- und Konfliktlinien im religiösen Feld	201

Literatur:

- Adorno, Theodor W./ Frenkel-Brunswick, Else/ Levinson, Daniel J./ Sanford, R. Nevitt:
Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/M. 1973 [1950]
- Argyris, Chris/Schön, Donald A.: Die lernende Organisation. Stuttgart 1999
- Barz, Heiner: Soziale Milieus und Weiterbildung. Neuwied 2000
- Barz, Heiner/ Tippelt, Rudolf: Bildung und soziale Milieus: Determinanten des lebenslangen Lernens in einer Metropole. In: Zeitschrift für Pädagogik. 3/2003, S. 323-340
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt/M. 1986
- Beck, Friedrich-Karl/ Steckel-Ebert, Karin: ‚Es darf auch etwas herauskommen‘. Moderationsmethode in Konferenzen, Workshops und Unterricht. In: Pädagogik. 6/95, S. 23-25
- Becker, Ulrich: Creative Workshops - ein sensibles Erhebungs- und Analysekonzept (unveröffentlichtes Manuskript). Darmstadt 1998
- Beer, Wolfgang/ Cremer, Will/ Massing, Peter (Hg.): Handbuch politische Erwachsenenbildung. Schwalbach/Ts. 1999
- Behnke, Cornelia: ‚Frauen sind wie andere Planeten‘. Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht. Frankfurt/M.-New York 1997
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999
- Behnken, Imbke: Jugendbiographie und Handlungsforschung (Bd. II: Gruppendiskussion als Methode zur Rekonstruktion der Lebenswelt von Lehrlingen). Frankfurt/M. 1984
- Berger, Peter A./ Vester, Michael Hg.): Alte Ungleichheiten und neue Spaltungen. Opladen 1998
- Berthoin Antal, Ariane: Lerntransfer: Vom Individuum zur Organisation. Wie kann Organisationslernen gefördert werden? In: Krebsbach-Gnath, Camilla (Hg.): Den Wandel im Unternehmen steuern. Frankfurt/M. 1991, S. 85-102
- von Bismarck, Klaus: Kirche und Gemeinde in soziologischer Sicht. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik. 1/1957, S. 17-30
- Bohnsack, Ralf: Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: ders./ Nentwig-Gesemann, Iris/ Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen 2001, S. 225-252
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 1999
- Bohnsack, Ralf: Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse. In: Matthiesen, Ulf (Hg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin 1998, S. 119-132
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Methode. In: Hitzler, Ronald/ Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen 1997, S. 191-212
- Bohnsack, Ralf: Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen 1989

- Bohnsack, Rolf/ Nentwig-Gesemann, Iris/ Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen 2001
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola: Forschungsmethoden und Evaluation. Berlin 1995
- Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M. 2001
- Bourdieu, Pierre: Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Konstanz 2000
- Bourdieu, Pierre: Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld. In: ders.: Der Tote packt den Lebenden. Hamburg 1997 [1985], S. 59-78
- Bourdieu, Pierre: Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard/ Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/M. 1993, S. 365-774
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. In: ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg 1992a, S. 31-48
- Bourdieu, Pierre: Die Auflösung des Religiösen. In: ders.: Rede und Antwort. Frankfurt/M. 1992b, S. 231-237
- Bourdieu, Pierre: ‚Fieldwork in Philosophy‘. In: ders.: Rede und Antwort. Frankfurt/M. 1992c, S. 15-49
- Bourdieu, Pierre: Antworten auf einige Einwände. In: Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt/M. 1989, S. 395-410
- Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M. 1987
- Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183-198
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M. 1982 [1979]
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1976
- Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M. 1970
- Bourdieu, Pierre u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M. 1996
- Bourdieu, Pierre/ Chamboredon, Jean-Claude/ Passeron, Jean-Claude: Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin/New York 1991
- Bremer, Helmut: Der Mythos vom autonom lernenden Subjekt. Zur sozialen Verortung aktueller Konzepte des Selbstlernalers und zur Bildungspraxis verschiedener sozialer Milieus. In: Engler, Steffani/ Kraus, Beate (Hg.): Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Weinheim 2004a, S. 189-213
- Bremer, Helmut: Milieus, Habitus, soziale Praxis und Lernen. In: Faulstich, Peter/ Ludwig, Joachim (Hg.): Expansives Lernen. Baltmannsweiler 2004b, S. 263-274

- Bremer, Helmut: ‚Gesamtbild‘ und ‚Nahaufnahme‘: Anlage und Forschungsmethoden der Studie ‚Kirche und Milieu‘. In: Vögele, Wolfgang/ Bremer, Helmut/ Vester, Michael (Hg.): Soziale Milieus und Kirche. Würzburg 2002a, S. 135-148
- Bremer, Helmut: Rezension zu: Anja Weiß (2001). Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit [28 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 3(4). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm> (Oktober 2002b)
- Bremer, Helmut: Soziale Milieus und Bildungsurlaub. Angebote, Motivationen und Barrieren der Teilnahme am Angebot von ‚Arbeit und Leben Niedersachsen e.V.‘. Hannover 1999 (agis Texte Band 22)
- Bremer, Helmut: Habituszüge im Generationenwandel. Möglichkeiten und Grenzen von Mentalitätsveränderungen am Beispiel eines biographischen Tandeminterviews (Mutter und Tochter) aus dem württembergischen Handwerksmilieu (unveröffentlichte sozialwissenschaftliche Diplomarbeit). Hannover 1995
- Bremer, Helmut/ Teiwes-Kügler, Christel: Die Gruppenwerkstatt. Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Exploration von Mentalitäten und Milieus. In: Geiling, Heiko (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Münster 2003a, S. 207-236
- Bremer, Helmut/ Teiwes-Kügler, Christel: Die sozialen Milieus und ihre Beziehung zur Kirche. Von der ‚Milieuverengung‘ zu neuen Arrangements. In: Geiling, Heiko (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Münster 2003b, S. 39-65
- Bremer, Helmut/Vester, Michael/Teiwes-Kügler, Christel/Wiebke, Gisela: Das Forschungsprojekt ‚Kirche und Milieu‘. In: Vögele, Wolfgang/Vester, Michael (Hg.): Kirche und die Milieus der Gesellschaft. Band I: Vorläufiger Abschlußbericht der Studie. Rehburg-Loccum (Loccumer Protokolle Band 56/99 I) 1999, S. 36-265
- Bremer, Helmut/Lange, Andrea: „Inhaltlich muss was rüberkommen“ oder „N Bißchen Bildung ist okay?“. Mentalitäten und politische Weiterbildung am Beispiel des Bildungsurlaubs. In: Geiling, Heiko (Hg.): Integration und Ausgrenzung. Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Hannover 1997, S. 181-204
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (Hg.): Berichtssystem Weiterbildung VIII. Erste Ergebnisse. Bonn 2001
- Clarke, John/Hall, Stuart u.a.: Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/M. 1979
- Claußen, Bernhard: Politisches Lernen angesichts der Veränderungen von System und Lebenswelt. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Umbrüche in der Industriegesellschaft. Herausforderungen für die politische Bildung. Bonn 1990 (Schriftenreihe Bd. 284), S. 235-258
- Cuipke, Paul/Reichling, Norbert: Politische Erwachsenenbildung als Ort öffentlicher Verständigung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B45-46/94, S. 13-21
- Daiber, Karl-Fritz/Lukatis, Ingrid: Bibelfrömmigkeit als Gestalt gelebter Religion. Bielefeld 1991
- Dammer, Ingo/Szymkowiak, Frank: Die Gruppendiskussion in der Marktforschung. Grundlagen - Moderation - Auswertung. Ein Praxisleitfaden. Opladen 1998

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Hamburg 1995
- Durkheim, Émile: Über soziale Arbeitsteilung. Frankfurt/M. 1988 [1893]
- Durkheim, Émile: Die Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin 1961 [1895]
- Ebertz, Michael N.: Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft. Freiburg 1997
- Ebertz, Michael N.: Religion ja - Kirche nein. Jeder seine eigene Sekte?, Akademie-Referate, H. 40, Vallendar 1996
- Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt/M. 1989
- Engelhardt, Klaus/Loewenich, Hermann von/Steinacker, Peter (Hg.): Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 1997
- Engler, Steffani: ‚In Einsamkeit und Freiheit?‘. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz 2001
- Erikson, Erik H.: Der vollständige Lebenszyklus, Frankfurt/M. 1988
- Erikson, Erik H.: Die acht Phasen des Menschen. In: ders.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1965, S. 241-264
- Faulstich, Peter/Zeuner, Christine: Erwachsenenbildung. Weinheim 1999
- Feige, Andreas: Kirchenmitgliedschaft in der Bundesrepublik Deutschland: zentrale Perspektiven empirischer Forschungsarbeiten im problemgeschichtlichen Kontext der deutschen Religions- und Kirchensoziologie nach 1945. Gütersloh 1990
- Flaig, Berthold Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg: Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn 1993
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek 1995
- Friebel, Harry u.a.: Weiterbildungsmarkt und Lebenszusammenhang, Bad Heilbrunn/Obb. 1993 (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung)
- Friedrichs, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen 1982
- Fuchs, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Hamburg 1987
- Gardemin, Daniel: Mentalitäten der ‚neuen Mitte‘. (Unveröffentlichter Forschungsbericht). Hannover 1998
- Gardemin, Daniel: Rückwanderung und Habitus in einer brandenburger Handwerkerfamilie: Interpretation eines Zwei-Generationeninterviews. (Unveröffentlichte sozialwissenschaftliche Diplomarbeit). Hannover 1995
- Gardemin, Daniel/Bremer, Helmut u.a.: Beruf, Herkunft und Handlungsmotivationen hannoverscher Friseurinnen und Friseure, Hannover (unveröffentlichte Manuskripte aus der Lehrveranstaltung ‚Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten‘) Hannover 1997
- Garz, Detlef (Hg.): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik. Frankfurt/M. 1994

- Geiger, Theodor: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage. Stuttgart 1987 [1932]
- Geiling, Heiko (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel. Münster 2003
- Geiling, Heiko (Hg.): Integration und Ausgrenzung. Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel. Hannover 1997
- Geiling, Heiko: Das andere Hannover. Jugendkultur zwischen Rebellion und Integration in der Großstadt. Hannover 1996
- Geiling, Heiko/ Müller Dagmar: Qualitative Inhaltsanalysen von Dokumenten der Alltagskultur. Teil 1. In: Projekt Sozialstrukturwandel und neue soziale Milieus. Arbeitsheft Nr. 2. Hannover 1990
- Glaser, B.G./Strauss, A.L.: The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. New York 1997
- Gottschall, Arnulf 1995, Die wichtigsten Techniken der Moderationsmethode, in: Pädagogik, 6/95, S. 8-13
- Grathoff, Richard 1989, Milieus und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung, Frankfurt/M.
- Greenbaum, Thomas L.: The Handbook for Focus Group Research. Thousand Oaks/London/New Dehli 1998
- Grell, Petra: Forschen mit der Forschenden Lernwerkstatt. In: Faulstich, Peter/Ludwig, Joachim (Hg.): Expansives Lernen. Baltmannsweiler 2004, S. 161-171
- Habermas, Jürgen/Friedeburg, Ludwig von/Oehler, Christoph/Weltz, Friedrich: Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewusstsein von Frankfurter Studenten. Neuwied 1961
- Hermanns, Harry: Narratives Interview. In: Haft/ Kordes (Hg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaften. Bd. 2. Stuttgart 1984, S. 421-426
- Hitzler, Ronald: Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 3(2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm> (April 2002)
- Hitzler, Ronald/ Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen 1997
- Hitzler, Ronald/ Honer, Anne: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1994, S. 307-315
- Hitzler, Ronald/ Honer, Anne: Lebenswelt - Milieu - Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 36. Jg., 1984, S. 56-74
- Hopf, Christel: Die Pseudo-Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie. 7.Jg., 2/1978, S. 97-115
- Hopf, Christel/ Weingarten, Elmar: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979
- Hradil, Stefan: Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen 1999
- Hradil, Stefan: Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre: In: ders. (Hg.): Zwischen Bewusstsein und Sein. Opladen 1992, S. 15-55

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

- Hradil, Stefan: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen 1987
- Hufer, Klaus-Peter/ Pohl, Kerstin/ Scheurich, Imke (Hg.): Positionen der politischen Bildung 2. Ein Interviewbuch zur außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung. Schwalbach/Ts. 2004
- Jaerisch, Ursula: Sind Arbeiter autoritär? Zur Methodenkritik politischer Psychologie. Frankfurt/M. 1975
- Johnson, Alan: ‚It’s good to talk‘: The focus group and the sociological imagination. In: The Editorial Board of The Sociological Review. 1996, S. 517-538
- Kade, Sylvia: Methoden und Ergebnisse der qualitativ-hermeneutisch orientierten Erwachsenenbildungsforschung. In: Tippelt, Rudolf (Hg.): Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Opladen 1994, S. 296-311
- Kade, Jochen/Seitter, Wolfgang: Erwachsenenbildung und Biographieforschung. Metamorphosen einer Beziehung. In: Bohnsack, Ralf/ Marotzki, Winfried (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen 1998, S. 167 - 182
- Karrer, Dieter: Die Last des Unterschieds: Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich. Opladen 1998
- Kaufmann, Jean-Claude: Das verstehende Interview. Konstanz 1999
- Kejcz, Yvonne/ Monshauen, Karl-Heinz/ Nuissl, Ekkehard/ Paatsch, Hans-Ulrich/ Schenk, Peter: Der Endbericht des BUVEP. 8 Bände. Heidelberg 1979/1980
- Kelle, Udo/ Kluge, Susann: Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen 1999
- Kepper, Gaby: Qualitative Marktforschung: Methoden, Einsatzmöglichkeiten und Beurteilungskriterien, Wiesbaden 1996
- Kerber, Harald/Schmieder, Arnold (Hg.): Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen. Hamburg 1984
- Keupp, Heiner/ Ahbe, Thomas/ Gmür, Wolfgang/ Höfer, Renate/ Mitzscherlich, Beate/ Kraus, Wolfgang/ Starus, Florian: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek 1999
- Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche, Horizont und Lebensrahmen. Hannover 2003
- Kirchner, Tatjana: Alltägliche Wahrnehmung und theoretische Erkenntnis B Wissenssoziologische Überlegungen bei Pierre Bourdieu. In: Lendemains 75/76. 1994, S. 41-54
- Klebert, Karin/Schrader, Einhard/Straub, Walter G.: Moderationsmethode. Gestaltung der Meinungs- und Willensbildung in Gruppen, die miteinander lernen und leben, arbeiten und spielen. Rimsting a. Chiemsee 1984
- Klebert, Karin /Schrader, Einhard/Straub, Walter G.: KurzModeration. Anwendung der Moderationsmethode in Betrieb, Schule und Hochschule, Kirche und Politik, Sozialbereich und Familie bei Besprechungen und Präsentationen. Hamburg 1987
- Kluge, Susann: Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen 1999
- Kohli, Martin: Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist.

- In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 10, Heft 3/1983, S. 273-293
- König, René: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band II. Stuttgart 1969
- Krais, Beate/ Gebauer, Gunter: Habitus. Bielefeld 2002
- Kromrey, Helmut: Gruppendiskussionen. Erfahrungen im Umgang mit einer weniger häufigen Methode empirischer Sozialwissenschaft. In: Hoffman-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hg.): Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrationsforschung. Mannheim 1986, S. 109-143
- Krueger, Richard A.: Focus Groups. A Practical Guide for Applied Research. Thousand Oaks/London/New Dehli 1994
- Krüger, Heidi: Gruppendiskussionen. Überlegungen zur Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit aus der Sicht der Betroffenen. In: Soziale Welt. 34, 1983, S. 90-109
- Lamnek, Siegfried: Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. Weinheim 1998
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken (Bd. 2). Weinheim 1995
- Lange-Vester, Andrea: Die long durée des Habitus. Tradierung und Veränderung sozialer Bewältigungsmuster in einem Familiennetzwerk seit dem 17. Jahrhundert. In: Geiling, Heiko (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel. Münster 2003, S. 67-90
- Lange-Vester, Andrea: Kontinuität und Wandel des Habitus. Handlungsspielräume und Handlungsstrategien in der Geschichte einer Familie. Dissertation, Hannover 1999
- Lange, Andrea: Mentalitätstraditionen in der Befreiungsgeschichte einer DDR-Ausreiserin. In: BIOS (Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History). 2/1996, S. 233-253
- Lange-Vester, Andrea/ Teiwes-Kügler, Christel: Soziale Ungleichheiten und Konfliktlinien im studentischen Feld. Empirische Ergebnisse zu den Studierendenmilieus in den Sozialwissenschaften. In: Engler, Steffani/ Krais, Beate (Hg.): Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Weinheim 2004, S. 159-187
- Lange-Vester, Andrea u.a: Lesebuch mit Materialien für die Lehrveranstaltung „Einführung in qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung: Lebensgeschichtliche Interviews zur Erforschung sozialer Milieus und Mentalitäten“. Hannover 2000 [1992]
- Loos, Peter: Zwischen pragmatischer und moralischer Orientierung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich. Opladen 1999
- Loos, Peter/ Schäffer, Burkhard: Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen 2001
- Luckmann, Thomas: Privatisierung und Individualisierung. Zur Sozialform der Religion in der spätindustriellen Gesellschaft. In: Gabriel, Karl (Hg.): Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität. Gütersloh 1996, S. 17-28
- Mangold, Werner: Gruppendiskussionen. In: König, René (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 2. Frankfurt/M. 1973, , S. 228-259
- Mangold, Werner: Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt/M. 1960
- Mannheim, Karl: The Sociology of Intellectuals. In: Theory, culture & society. 3/1993, S. 69-80 [1932]
- Mannheim, Karl: Strukturen des Denkens. Frankfurt/M.1980 [1922-1925]

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

- Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie. Frankfurt/M. 1965 [1929]
- Mannheim, Karl: Wissenssoziologie. Neuwied/Rh. und Berlin 1964 [1918-1930]
- Marlovits, Andreas M./ Kühn, Thomas/ Mruck, Katja: Wissenschaft und Praxis im Austausch - Zum aktuellen Stand qualitativer Markt-, Medien- und Meinungsforschung. [17 Absätze] Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal] 5(2), Art. 23. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04hrsg-d.htm> (Mai 2004)
- Matthes, Joachim: Unbestimmtheit: Ein konstitutives Merkmal der Volkskirche? Anmerkungen zu einem Thema der Diskussion um die EKD-Mitgliedschaftsstudien 1972 und 1982. In: ders.: Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage „Was wird aus der Kirche?“. Gütersloh 1990, S. 149-162
- Matthiesen, Ulf: Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse. In: ders. (Hg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin 1998, S. 17-79
- Matthiesen, Ulf: ‚Bourdieu‘ und ‚Konopka‘. Imaginäres Rendezvous zwischen Habituskonstruktion und Deutungsmusterrekonstruktion. In: Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie Frankfurt/M. 1989, S. 221-302
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim 1993
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim 1988
- Melchers, Christoph B.: Gruppendiskussionen in der Marktforschung. In: Planung und Analyse, 2/94 und 3/94
- Merton, R.K./Fiske, M./Kendall, P.L: The focused Interview. Glenoce/Il. 1956
- Meuser, Michael: Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Bohnsack, Rolf/ Nentwig-Gesemann, Iris/ Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis, Opladen 2001, S. 207-221
- Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen 1998
- Morgan, David L. (Ed.): Successful Focus Groups, Newbury Park/London/New Dehli 1993
- Murdock, Graham/McCron, Robin 1979, Klassenbewusstsein und Generationsbewusstsein. In: Clarke/Hall u.a.: Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/M. 1979, S. 15-38
- Müller, Dagmar: Zur Rekonstruktion von ‚Habitus-, Stammbäumen‘ und ‚Habitus-, Metamorphosen‘ der neuen sozialen Milieus. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen. 3/1990, S. 57-63
- Negt, Oskar: Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie und Praxis der Arbeiterbildung. Frankfurt/M. 1971
- Nießen, Manfred: Gruppendiskussion. Interpretative Methodologie: Methodenbegründung, Anwendung. München 1977
- Niethammer, Lutz (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. 3 Bde. (Band 2 und 3 1985 u. 1986), Berlin/Bonn 1983

- Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘. Frankfurt/M. 1985
- Nuissl, Ekkehard/ Dera, Klaus/ Heinen-Tenrich, Jürgen/ Siebert, Horst: Politische Bildung im Spannungsfeld von Anspruch und Wirklichkeit (Diskussion und Einzel-Stellungen). In: Nuissl, Ekkehard u.a.: Verunsicherungen in der Politischen Bildung. Bad Heilbrunn/Obb. 1992, S. 13-77
- Oevermann, Ulrich u.a.: Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungsleitende Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979, S. 352-433
- Olbrich, Gaby: Motive und Barrieren der Teilnahme an Erwachsenenbildung. Eine empirische Untersuchung von Beschäftigten der Continental AG. (Unveröffentlichte sozialwissenschaftliche Diplomarbeit). Hannover 1996
- Panofsky, Erwin: Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst. In: LOGOS XXI 1932, S. 103-119
- Pollack, Detlef: Was ist Religion? Probleme der Definition. In: Zeitschrift für Religionswissenschaft 3/1995, S. 163-190
- Pollock, Friedrich: Gruppenexperiment. Ein Studienbericht. Frankfurt/M. 1955
- Popitz, Heinrich/ Bahrdt, Hans-Paul/ Jüres, Ernst/ Kesting, Hanno: Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Tübingen 1957
- Reichert, Jo: Objektive Hermeneutik. In: Hitzler, Ronald/ Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen 1997, S. 31-56
- Rüchemeyer, Dietrich: Mentalität und Ideologie. In: König, René: Soziologie. Frankfurt/M. 1967 [1958], S. 190-194
- Salcher, Ernst F.: Psychologische Marktforschung. Berlin/New York 1995
- Schiersmann, Christiane: Zielgruppenorientierung. Ein aktuelles Leitprinzip der Erwachsenenbildung? In: PÄD EXTRA 1995, S. 21-25
- Schmidt, Robert: Pop - Sport - Kultur. Praxisformen körperlicher Aufführungen. Konstanz 2002
- Schmidt, Roberto Ramirez: Die Moderationsmethode - was ist das? In: Pädagogik 6/95, S. 7-8
- Schröder, Norbert: Einleitung: Umriß einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: ders. (Hg.): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen 1994, S. 9-25
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13. Jg., 1983, S. 283-293
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München 1976, S. 159-260
- Schulenburg, Wolfgang: Ansatz und Wirksamkeit der Erwachsenenbildung. Stuttgart 1957
- Schulenburg, Wolfgang/ Loeber, Heinz-Dieter/ Loeber-Pautsch, Uta/ Pühler, Susane: Soziale Faktoren und Bildungsbereitschaft Erwachsener. Braunschweig 1978

Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt

- Schultheis, Franz: Sinn für Unterscheidung. Ein Gesellschaftspiel. In: neue rundschau, 108(3) 1997, S. 25-36
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M. 1992
- Schwarzer, Thomas: Zum Wandel sozialer Mentalitäten. Erhebung und Auswertung von biographischen Interviews im Raum Leipzig. (Unveröffentlichte Magisterarbeit). Hannover 1991
- Schwengel, Markus: Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg 1995
- Siebert, Horst: Lerninteressen und Lernprozesse in der politischen Erwachsenenbildung. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Umbrüche in der Industriegesellschaft. Bonn 1990, S. 431-447
- SIGMA. Gesellschaft für internationale Marktforschung und Beratung: Die sozialen Milieus in der Verbraucheranalyse. Verfügbar über: http://www.sigma-online.de/Forschungsschwerpunkte/Verbraucheranalyse/Verbraucheranalyse.html.de#soziale_milieus (September 2003)
- Spitznagel, Albert: Projektive Verfahren. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Keupp, Heiner/ von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 272-274
- Spöhring, Walter: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1989
- Stewart, David W./Shamdasni, Prem N.: Focus Groups. Theory and Practice. Newbury Park/London/New Dehli 1990
- Strzelewicz, Willy/ Raapke, Hans-Dietrich/ Schulenberg, Wolfgang: Bildung und gesellschaftliches Bewußtsein. Stuttgart 1973 [1966]
- Teiwes-Kügler, Christel: Die Anspruchsvollen. In: Vögele, Wolfgang/ Bremer, Helmut/ Vester, Michael (Hg.): Soziale Milieus und Kirche. Würzburg 2002, S. 211-226
- Teiwes-Kügler, Christel: Habitusanalyse und Collageninterpretation. Ein Beitrag zur Entwicklung einer methodisch-theoretisch begründeten Hermeneutik am Beispiel von empirischen Fallanalysen aus Gruppenwerkstätten mit zwei sozialen Milieus. (Unveröffentlichte sozialwissenschaftliche Diplomarbeit). Hannover 2001
- Tippelt, Rudolf: Bildung und Soziale Milieus. Oldenburg 1999
- Tyrell, Hartmann: Religionssoziologie. In: Geschichte und Gesellschaft. 22/1996, S. 428-457
- Vester, Michael: Das relationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen. In: Bittlingmayer, Uwe H./ Eickelpasch, Rolf/ Kastner, Jens/ Rademacher, Claudia (Hg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bordieus. Opladen 2002, S. 61-121
- Vester, Michael: Was wurde aus dem Proletariat? Das mehrfache Ende des Klassenkonflikts: Prognosen des sozialstrukturellen Wandels. In: Friedrichs, Jürgen/ Lepsius, M. Rainer/ Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Opladen 1998, S. 164-206 (Sonderheft 38/1998 der KZfSS)
- Vester, Michael/ Gardemin, Daniel: Milieu, Klasse und Geschlecht. Das Feld der Geschlechterungleichheit und die ‚protestantische Alltagsethik‘. In: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Wiesbaden 2001, S. 454-486 (Sonderheft 41/2001 der KZfSS)
- Vester, Michael/ von Oertzen, Peter/ Geiling, Heiko/ Hermann, Thomas/ Müller, Dagmar:

- Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt/M. 2001 [1993]
- Vester, Michael/Hofmann, Michael/Zierke, Irene (Hg.): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Köln 1995
- Vester, Michael/ Bremer, Helmut: Arbeitermilieus und Bildungsurlaub. Motive und Barrieren der Teilnahme am Angebot von ‚Arbeit und Leben Niedersachsen‘. In: Jelich, Franz-Josef/ Schneider, Günter (Hg.): Orientieren und Gestalten in einer Welt der Umbrüche. Essen 1999, S. 261-276
- Vögele, Wolfgang/ Bremer, Helmut/ Vester, Michael (Hg.): Soziale Milieus und Kirche. Würzburg 2002
- Vögele, Wolfgang/ Vester, Michael (Hg.): Kirche und die Milieus der Gesellschaft. Band II: Dokumentation der Tagung. Rehburg-Loch. 2000 (Loccumer Protokolle Bd. 56/99 II)
- Vögele, Wolfgang/Vester, Michael (Hg.): Kirche und die Milieus der Gesellschaft. Band I: Vorläufiger Abschlußbericht der Studie, Rehburg-Loch. 1999 (Loccumer Protokolle Bd. 56/99 I)
- Völker, Susanne: Habitus und Geschlecht - Ungleichheitsdimensionen weiblicher Lebenszusammenhänge und geschlechtsspezifischer Habitusformen in der alten Bundesrepublik, Hannover 1994 (unveröffentlichter Projektbericht, agis)
- Volmerg, Birgit/ Senghaas-Knobloch, Eva/ Leithäuser, Thomas: Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse. Opladen 1986
- Wacquant, Loïc J.D.: Leben für den Ring. Konstanz 2003
- Wacquant, Loïc J.D.: Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. In: Bourdieu, Pierre/ Wacquant, Loïc J.D.: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/M., 1996, S. 17-93
- Weber, Max: Wirtschaftsgeschichte: Abriss der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Berlin 1991 [1923]
- Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen 1988 [1920]
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1972 [1921]
- Wegner, Gerhard: Alltägliche Distanz. Hannover 1988
- Wegner, Gerhard: ‚Niemand kann aus seiner Haut‘. Zur Milieubezogenheit kirchlichen Lebens. In: Pastoraltheologie 89. 1/2000, S. 53-70
- Weiß, Anja: Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf die Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden 2001
- Wiebke, Gisela: Datenprofile sozialer Milieus. In: Vögele, Wolfgang/ Bremer, Helmut/ Vester, Michael (Hg.): Soziale Milieus und Kirche. Würzburg 2002, S. 275-410
- Wittpoth, Jürgen: Rahmungen und Spielräume des Selbst. Frankfurt/M. 1994
- Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen. Frankfurt/M. 1982
- Zoll, Rainer (Hg.): ‚Hauptsache, ich habe meine Arbeit‘. Frankfurt/M. 1984

Medienveröffentlichung:

- Bremer, Helmut (in Zusammenarbeit mit dem Medienzentrum des Fachbereichs Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften/ Universität Hannover): Bildungsurlaub in den Milieus der Arbeitnehmer. Wissenschaftlicher Dokumentarfilm. Hannover (30 Minuten) 1999